35. l. 2

Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Erste, neu durchgesehene Gesammtausgabe.

Dritter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1857.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung dieſer neu durchgeſehenen Geſammtausgabe vor.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schwarzwälder Dorfgeschichten.

Dritter Band.

Inhalt.

	Seite
Sträflinge (1845)	1
Die Frau Profeſſorin (1846)	101

I.

Sträflinge.

Ein Sonntagmorgen.

Wir sind im Dorfe. Alles ist still auf der Straße, die Häuser sind verschlossen, da und dort ist ein Fenster offen, es schaut aber Niemand heraus. Die Schwalben fliegen nah am Boden und haben Niemand auszuweichen. Auf dem Brunnentroge am Rathhause sitzen andere Schwalben, trinken und schauen sich klug an und zwitschern miteinander und halten Rath, als ob das Dorf nur ihnen allein gehöre. Vornehme Bachstelzen trippeln herzu und schwänzeln davon und schweigen still, als wollten sie damit kundgeben, sie wüßten schon Alles und noch viel besser. Nur eine Schaar Hühner hat sich um die Schwalben versammelt und lauscht begierig ihren Reden. Sie hören wol von freiem Wiegen in den Lüften, von Ziehen über's Meer und nach fernen Landen; denn sie heben und dehnen oft ihre Flügel und lassen sie wieder sinken und schauen trauernd auf, gleich als wüßten sie nun wieder auf's Neue, daß sie stets am Boden haften und fremden Schutz bei Menschen suchen müssen. Besonders eine kohlschwarze Henne mit rothem Kamme hebt und senkt ihre Flügel oft und oft. Eine Glückhenne wandelt

das Dorf hinauf, ſich ſtolz pruſtend im Kreiſe ihrer Söhne und Töchter, die ſie durch ſtete Ermahnungen um ſich verſammelt hält und mit ihrem Funde äzt. Sie will nichts von freiem Wiegen in den Lüften, von der Sehnſucht nach der Ferne.

Eine wunderſame Stille liegt auf dem ganzen Dorfe. Die Menſchen haben die getrennten Wohnungen verlaſſen und ſich in dem einen Hauſe Deſſen eingefunden, der ſie alleſammt eint. Die zerſtreut ſchweifenden Blicke, die nur das Eigene ſuchen, heben ſich jezt vereint zu dem Unſichtbaren, der Alles ſieht und dem Alles eigen iſt.

Da ſteht die Kirche auf dem Berge, der einſt befeſtigt war und um deſſen Mauern jezt blühende Reben ranken. Die Kirche war einſt die Burg für alle Noth des Lebens. Kann und wird die frei ſtehende, äußerlich unbefeſtigte Kirche der freie Hort alles neuen Menſchendaſeins werden?

Eben verhallt der lezte Ton der Orgel, treten wir ein in die Kirche. Der Geiſtliche beſteigt die Kanzel. Huſten und Zurechtſezen in der ganzen Gemeinde, denn Niemand will den Verkünder des höheren Geiſtes im Fluſſe ſeiner Rede ſtören.

Der Geiſtliche iſt kein alter Mann, er ſteht in den beſten Jahren. Nicht blos um graue Locken ſchwebt die Glorie der innern Befreiung von Eigenſucht; die Milde mögt ihr da wol öfter finden, aber oft nicht mehr jenen lebendigen Feuereifer für die Menſchheit. Der Glaube an den Himmel hat oft den Glauben an die Erde verdrängt.

Nachdem der Geiſtliche ſtill, in ſich zuſammengeſchauert, verhüllten Antlitzes das leiſe Gebet geſprochen, erhob er freudig ſein Haupt und ſprach den Text: „Die Geſunden bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken.“ Lucas 5, 31.

Er zeigte zuerſt, wie die geiſtige Geſundheit das wahre Leben, wie ſie eins iſt mit Tugend und Rechtſchaffenheit; Sünde und Krankheit dagegen das Leben verunſtaltet. Gleichwie in der Krankheit die natürlichen Kräfte des Menſchen einen falſchen Weg genommen, ſo auch in der Sünde. Denn Sünde iſt Verirrung. Mit beſonderem Nachdruck hob er dieſes Letztere wiederholt hervor und ermahnte zur milden Betrachtung des Sünders, zur Pflege für ſeine Heilung. Er zeigte, wie leicht die Sünde einen Schlupfwinkel findet im verſchlungenen Geäder des menſchlichen Herzens, um bald als Leidenſchaft, bald als liſtige Bethörung Alles aus dem Wege des Rechten zu verdrängen. Denn es iſt kein Menſch, der nur Gutes thäte und nicht ſündigte. Er zeigte, wie erquickend es iſt, uns das tröſtliche Bild des reinen Menſchen ohne alle Sünd' und Fehle zu vergegenwärtigen, der uns vorſchwebt, um alle Schuld zu tilgen, indem er uns anleitet, ihm nachzufolgen. Er zeigte, wie darum Jeder, der in irgend einer Weiſe ſich von Sünde rein fühle, in dieſer theilweiſen Reinheit die Verpflichtung habe, der Erlöſer des Andern, des in Sünde Verſunkenen zu werden. Er muß deſſen Fehl auf ſich nehmen und zu ſühnen trachten.

„Ihr Alle,“ ſprach er dann, „ihr Alle, die ihr in

Freiheit wandelt, die ihr an euerm Tiſche ſitzt und ungehindert hinausſchreitet unter Gottes freien Himmel — gedenket einen Augenblick des armen Eingekerkerten, auf deſſen Antlitz ſeit Jahren kein Blick der Liebe geruht. Da ſitzt er und ſein Auge ſtarrt hin nach den ſteinernen Mauern, ſeine Worte prallen ungehört zurück. Und wenn er hinausgeführt wird unter ſeine Genoſſen, welch eine traurige Geſellſchaft!

Die große menſchliche Geſellſchaft hat ihn einſam ſeiner Noth, ſeiner Verzweiflung, ſeinem Irrthum überlaſſen; keine hülfreiche Hand bot ſich ihm dar, kein liebreiches Wort beſchwichtigte ſeine Seele. Er ſtand vielleicht allein, allein mit ſeinem verworrenen Herzen. Erſt als er der offenkundigen Sünde verfiel, erſt da merkte er's, daß er nicht allein ſei; die menſchliche Geſellſchaft faßte ihn mit gewaltigen Armen und hielt ihn zur Sühne feſt.

Und wenn er nun wieder zurückkehrt unter die freien Menſchen, was iſt ſein Loos? Die früher keinen Blick auf ihn richteten, ſehen jetzt mit Verachtung, mit Mißtrauen oder unthätigem Mitleid auf ihn herab und verfolgen ihn auf Schritt und Tritt. Was ſoll aus ihm werden?

Du, der du hier in Freiheit ſitzeſt, frage dich: wie oft du nahe daran warſt, ein Verbrecher zu werden, wie nur die höhere Macht, die in dich gepflanzt iſt und über dich herrſcht, dir die Werkzeuge des Verderbens entzog und aus der Hand nahm. Darum hab' Mitleid mit dem Sünder, leide mit ihm, opfere dich für ihn, und es wird dir vergeben."

Dies und noch vieles Andere ſprach der Pfarrer mit tiefer Erſchütterung. Er wagte einen gefährlichen, aber zur lebendigen Eindringlichkeit doch oft nothwendigen Verſuch und ſtellte ſich ſelbſt mitten in die Betrachtung, indem er erzählte:

„Ich wurde als armer Schüler eines Mittags im Hauſe eines Reichen geſpeist. Sonſt litt ich die bitterſte Noth. Da ſtand ich nun allein im Speiſezimmer und wartete bis zur Eſſenszeit. Um mich her glitzerte und ſchimmerte das Silbergeräth, es flimmerte mir vor den Augen, wie wenn ich berauſcht wäre. Plötzlich blitzt mir der Gedanke durch die Seele: nur einige ſolcher Stücke können deiner Noth auf lange abhelfen und — Niemand ſieht dich. Ein unwiderſtehlicher Reiz zog mich zum Korbe hin, wo das Silber aufgeſchichtet lag; ich griff hinein, wie wenn Jemand meine Hand hineinſtieße. Da war mir's aber plötzlich, als könnte ich meine Hand nicht bewegen, ich konnte nicht laſſen und nicht nehmen. Der Angſtſchweiß rann mir von der Stirn und ich ſchrie laut: Hülfe! Hülfe! Ich wollte Menſchen herbeirufen, um durch ſie von der Sünde abgezogen zu werden. Ein alter Diener eilte herzu und ich erzählte ihm weinend Alles. Er tröſtete mich in meiner unbeſchreiblichen Pein und hat in der Folge ſelbſt und durch Andere dafür geſorgt, daß ich keine Noth mehr litt.“

Die Bemerkungen, die der Pfarrer hieran knüpfte, und die Aufforderung, daß Jeder in gleicher Weiſe die Verſuchungen ſeines Lebens ſich vergegenwärtige, gingen unmittelbar an's Herz. Bei der längern Pauſe, die er

jetzt machte, sah er manche gefaltete Hände zittern, Manchen hinter dem vorgehaltenen Hute sein Antlitz bergen, manche Hand eine Thräne aus den Augen wischen, die dann wieder leichter aufschauten. Keiner aber blickte auf den Andern, Jeder hatte genug mit sich zu thun.

Nach dem Schlußgebet erzählte der Pfarrer in schlichtem Tone: „Es hat sich in der Hauptstadt ein Verein von wohldenkenden Männern gebildet, der sich die Aufgabe stellt, für das Fortkommen und die Besserung Derer zu sorgen, die aus den Straf- und Arbeitshäusern entlassen werden. Das ist ein heiliges und gottgefälliges Werk. Wer beitreten und mitwirken will, kann nach der Mittagskirche zu mir kommen und das Nähere erfahren. Besonders aber möchte ich euch bitten, daß Einer oder der Andere von Euch solch einen Entlassenen als Knecht oder Magd zu sich in's Haus nehme. Ich brauche euch nicht zu ermahnen, daß ihr die Gefallenen nicht gar zu zärtlich und weichherzig behandeln sollt. Wir kennen einander. Ich fürchte nicht, daß ihr allzugroße Sanftmuth habt."

Ein Lächeln zuckte auf den Angesichtern der Versammelten, das aber die Andacht nicht niederdrückte, sondern eher hob. Der Pfarrer fuhr nach kurzem Innehalten fort:

„Ihr müßt euch aber genau prüfen, ob ihr die Kraft in euch fühlt, diese Gefallenen liebevoll zu behandeln; denn ein Unglücklicher bedarf doppelter Liebe, und zwiefach gesegnet ist, der sie zu geben vermag. Der Herr erleuchte und erhebe euern Sinn und

begnadige uns Alle, daß wir uns nicht in Sünde verirren. Amen."

Als die Kirche zu Ende war, drängte sich Alles mit ungewohnter Hast heraus. Viele reckten und streckten sich, als sie die Thüre hinter sich hatten; die Predigt hatte sie so gepackt, daß sie sich in allen Gliedern wie zerschlagen fühlten; es war ihnen schwül geworden und sie holten jetzt wieder frei Athem.

Allerlei Gruppen bildeten sich. Da und dort sprach man alsbald von verschiedenen Dingen, die Meisten von der Predigt und dem rechtschaffenen Pfarrer. Der Webermichel aber behauptete, er predige nicht genug aus Gottes Wort, und der Bäck, der, wenn seine Frau nicht dabei war, auch gern etwas drein redete, bemerkte gar pfiffig, er habe bald gemerkt', zu welchem Loch der Pfarrer hinaus wolle. Ein muthwilliger Bursche raubte einem Mädchen den Strauß von Gelbveigelein und Rosmarin vom Busen, schrie dabei: „Hülfe! Hülfe!" und rannte mit der Beute davon.

Sonst aber hallten in den meisten Gemüthern noch die vernommenen Worte nach.

Konrad der Adlerwirth ging still dahin und redete kein Wort; er hielt auf dem ganzen Wege den Hut in der Hand, als wäre er noch in der Kirche. Bärbele war ihrem Manne vorausgeeilt, um den Mittagstisch herzurichten. An einem andern Sonntage wäre es nicht ohne Halloh abgegangen, wenn wie heute das Essen nicht gleich nach der Kirche fertig gewesen. Jetzt aber legte Bärbele, ohne ein Wort zu sagen, Gesangbuch und Rosenkranz auf den Fenstersims (denn man

braucht beides heute Mittag nochmals) zieht seinen Mutzen (Jacke) aus und hilft der Magd ohne ein „Schelterle“ das Essen fertig machen.

Man saß endlich wohlgemuth bei Tische und es schmeckte Allen wohl, denn wenn ein reiner Gedanke durch die Seele gezogen, ist es, als ob der ganze Mensch wie mit frischem Leben durchströmt wäre; jede Speise, die er zum Munde führt, ist wie gesegnet, man ist mit Allem froh und zufrieden. Wo ein guter Geist mit zu Tische sitzt und in den Menschen lebt, da wandelt er das Wasser des Alltagslebens in duftenden Festwein.

In wie viel tausend Kirchen wird allsonntäglich mit hochgezwängter Stimme gepredigt, aber wie selten ertönt ein reinerer Klang, der, aus der Tiefe kommend, in den Tiefen der Herzen nachhallt!

Es ist aber auch bekannt, wie oft die Menschen, wenn sie gesättigt sind, eine ganz andere Sinnesart haben, als da sie noch hungrig waren.

Und da es auch gut ist, daß man nach Tische eine Weile ruht, so wollen wir die Folgen der Frühpredigt erst nach einer Pause weiter betrachten.

Nachwirkungen der Frühpredigt.

So lind und frisch es auch in den Mittagsstunden draußen in Wald und Feld ist, so wandeln doch nur wenig „Mannen“ hinaus, und auch diese kehren bald zurück, bis endlich Alles in der raucherfüllten niedern Stube zum Adler beisammen ist.

Es mag auffallend erſcheinen, daß auf dem Lande freie Trinkplätze ſo ſelten ſind, wo man im Schatten der Bäume unter freiem Himmel ſeinen Schoppen in Frieden genießt. Aber erſtlich fühlen ſich die, welche die ganze Woche draußen ſind, behaglicher unter Dach und Fach, und ſodann vereinzelt das Zuſammentreffen im Freien: der Raum iſt unbeſchränkt, man rückt nicht ſo nahe zuſammen, das Wort des Einzelnen verhallt leicht, weil es nicht, von den Wänden eingeſchloſſen, zu Allen dringt.

Wir müſſen uns alſo ſchon dazu bequemen, in die Wirthsſtube einzutreten.

Um den runden Tiſch in der Ecke ſitzen Viele. Conſtantin, Mathes und der Buchmaier leſen die Zeitung, von der heute drei Blätter auf einmal angekommen ſind. Sie theilen mit, was ihnen von Belang ſcheint und worüber ſie Etwas zu ſagen haben. Es ſind oft Bemerkungen, die den Nagel auf den Kopf treffen, oft aber auch Schläge in die Luft. Denn heutigen Tages, wo man es meiſt darauf anlegen muß, den leitenden Grundgedanken zwiſchen den Zeilen herausleſen zu laſſen, iſt es für den Uneingeweihten faſt unmöglich, das Rechte zu finden.

Das Geſpräch verlor ſich nach allen Seiten hin; es möchte lehrreich ſein, ſolches weiteren Kreiſen mitzutheilen, wir müſſen uns aber an das nahe gerückte Intereſſe des Tages halten. Der Adlerwirth iſt auch dieſer Anſicht; man ſieht ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hat; er ſagt daher als einmal Stille eintrat:

„In der Zeitung ſteht auch die Geſchicht' von dem Sträflingsverein."

„Lies vor!" hieß es von allen Seiten.

„Lies du!" ſagte Conſtantin und gab ſeine Zeitung dem Mathes. „Ich will nichts davon. Gegen ganz ſchlechte Menſchen da thun ſie jetzt gar liebreich: da iſt's wohlfeil gut ſein. Dabei kann man den Kamm noch recht hoch tragen. Die Heiligenfreſſer und Beamtenſtübler haben da neben einander feil, und wiſſet ihr was? Gnadenpülverle auf Stempelbogen."

„Oha, Brüderle, du haſt einen Pudel geſchoben,"[1] erwiderte der Buchmaier; „da iſt der Doctor Heiſter auch mit unterſchrieben, und wo der iſt, da darf man mit all' beiden Händen zulangen. Und wenn auch noch Hochmuthsnarren dabei ſind, der Verein iſt gut. Mag Einer ſonſt thun was er will, wenn er was Rechtſchaffenes thut, ſo iſt das halt rechtſchaffen."

„Das mein' ich auch," ſagte Konrad der Adlerwirth und las vor.

„Da iſt kein Salz und kein Schmalz in der Anzeig'," bemerkte Mathes; „die ſollten unſern Pfarrer haben, der hätt's anders geben, daß das Ding Händ' und Füß' hätt'. Wenn ich einen Knecht bräucht, ich thät gleich Einen nehmen."

„Ich auch," riefen Viele.

„Und ich nehm' Einen," ſagte Konrad.

„Wenn du das nicht geſagt hätt'ſt, wär's geſcheiter geweſen," entgegnete der Buchmaier, „da hätt's

[1] So nennt man's, wenn man beim Kegelſpiel keinen Kegel trifft.

Niemand gewußt und jetzt ſieht ihn ein Jedes drauf an.“

Konrad kratzte ſich ärgerlich hinter dem Ohre.

Der Schullehrer trat ein und der Buchmaier ſagte zu ihm: „Du kommſt wie gerufen. Kannſt du uns nicht ſagen, was das mit dem penſylvaniſchen Schweigſtumm iſt oder wie man's heißt? Ich bin ganz dumm von dem, was da die Zeitung drüber ſagt.“

„Es gibt zweierlei Straffyſteme oder Strafarten,“ ſagte der Schulmeiſter; „Auburn —“

„Nicht ſo!“ unterbrach ihn der Buchmaier, der heute etwas ärgerlich ſchien; „mach' jetzt all' deine Bücher zu und ſag's gradaus.“

Jener erklärte nun die Zellengefängniſſe mit ihrer Sprachloſigkeit. Alles eiferte mit großer Heftigkeit gegen das Schweigſtumm, wie ſie es nannten, und der Buchmaier wurde ſo grimmig, daß er ſagte: „Wenn ich Herrgott wäre, dem Mann, der das einſam ſtumme Gefängniß erfunden hat, dem ließ' ich nur all' Woch' zweimal die Sonn' ſcheinen.“

Der Lehrer wollte die Heftigkeit mildern, indem er berichtete, daß viele edle und gelehrte Männer für dieſe Strafart geſtimmt hätten. Er fand aber kein Gehör.

Endlich traten mehrere Schreiber in die Wirthsſtube. Das Geſpräch erhielt eine andere Wendung und leiſe Fortſetzung. Man ging bald auseinander.

Der Armenadvokat und sein Freund.

In einer Gartenlaube der Residenz saßen am selben Nachmittage zwei Männer von gleichem Alter, der eine aber trug einen Orden im Knopfloch.

Eine Magd brachte Kaffee und Cigarren.

„Wo hast du denn das schöne Dienstmädchen hingebracht, daß vor zwei Jahren in deinem Hause diente?“ fragte der Ordensmann seinen Gastfreund, den Doctor Heister; „das war ein frisches Naturkind, immer fröhlich, mit Gesang die Treppe auf und ab. Es kam mir wie ein heller, reiner Thautropfen vor; ist eau de mille fleurs daraus geworden? Wie hieß es doch?“

„Magdalene. Das ist eine unglückliche Geschichte. Ich kann's noch kaum glauben, daß das brave Kind gestohlen hat, und doch ist es so. Während ich in Angelegenheiten eines Mündels in Berlin war, haben sie sie hier in's Zuchthaus gebracht.“

„Also du lieferst auch Rekruten zu deinem Verein? Ich werde nun auch wieder eine solche Unschuld zu Gesicht bekommen, die ich unter den Händen hatte, als ich noch Bezirksrichter war. Es war ein Postillon; er hat einen Ehemann, der ihm im Wege stand, in den Graben geworfen und so traktirt, daß er nach vierzehn Tagen für die Ewigkeit genug daran hatte. Das ist ein durchtriebener Schlingel. Ich habe ihn aber hinter gebunden, und habe ihm auf hohe Verordnung einige Dosen Contumazialprügel wegen frechen Leugnens appliciren lassen. Das hat ihn mürbe gemacht. Es ist nicht anders fertig zu werden mit dem Gesindel. Ich

will nur ſehen, was der Verein mit ihm anfangen wird; er hat ſich auch gemeldet."

„Es freut mich innig," erwiderte der Doctor, „daß du die Sache des Vereins ſo nachdrücklich gefördert haſt durch das Rundſchreiben an die Bezirksgerichte und die Pfarrämter."

Der Regierungsrath, denn ein ſolcher war der Ordensmann, ſah geſchmeichelt mit dem Kopfe nickend auf ſeine ſchönen Sommerſtiefeletten und ſagte: „Der Verein ſoll auch die Vortheile unſerer geregelten Staatsordnung genießen. Während wir hier ſitzen," fuhr er fort, ſich auf dem Stuhle ſchaukelnd, „iſt oder wird von allen Kanzeln des ganzen Landes das Evangelium der armen Sünder verkündet. Hu! wie werden die Thränenbeutel ausgepumpt werden. Das wird den Leuten wohlthun in dieſen warmen Tagen, es iſt auch eine Cur. Aber das mußt du doch geſtehen, daß unſer Staatsleben ineinander greift wie ein Uhrwerk. Wenn ich hier einen Druck an der Staatsmaſchine anbringe, bewegt ſich eine Feder im entlegenſten Dorfe."

„Ob das ein Glück iſt?"

„Du biſt und bleibſt der ewige Opponent. Ihr Leute wollt das Gute nicht ſehen. Was hättet ihr denn gehabt ohne den Amtsweg? Einen Winkel im Zwiſchenreich der Landeszeitung —"

„Laſſen wir das. Du kannſt dich nicht bekehren, ſonſt müßteſt du mit deinem Schickſal unzufrieden ſein und einen großen Theil deiner mühevollen Arbeit für nichtig achten. Drum laſſen wir das. Du verdienſt

allen Dank, daß du den Verein ſo raſch zu Stande gebracht. Du mußt ihn gut bevorwortet haben."

„Gut bevorwortet?" lachte der Regierungsrath und hielt das eben entbrannte Zündhölzchen ſo lange in der Hand, bis er es an den Fingern ſpürte und wegwarf; „gut bevorwortet? Da ſieht man wieder euch unpraktiſche Weltverbeſſerer. Ihr glaubt, mit Ideen führt man die Sachen durch. Diplomatie, Freund, Diplomatie iſts, die euch fehlt; ohne dieſe kommt ihr nie zu Etwas. Ich für meine Perſon geſtehe, daß ich gar keinen Penchant für euern Verein habe. Es iſt jetzt ein weichmüthiger Humanitätsrappel über die Welt gekommen, der das Leben horribel ennuyant macht. Ich habe nun einmal kein Spitalherz und will auch keines haben. Als die Vereinsſache im Collegium vorkam, ich war Referent, zuckte ich mitleidig die Achſeln. Der Präſident iſt gar kein böſer Mann, nur iſt ihm angſt und bang vor allem Neuen; es iſt ihm unheimlich. Es war aber auch gefehlt von euch, daß lauter prononcirte Liberale ſich an die Spitze ſtellten."

„Warum? Die Sache hat ja nichts mit Politik zu ſchaffen?"

„Allerdings. Glaubt ihr, man wird euch Gelegenheit geben, euch als Wohlthäter der Menſchheit hinzuſtellen und unter den Proletariern Partei zu gewinnen?"

„Nun? Wie ging die Sache denn doch durch?"

„Wie geſagt, ich zuckte die Achſeln und das Finale meines Referats war: Wie werden ſich die Herren die Finger verbrennen! Wie werden ſie einſehen

lernen, daß ſich die Welt nicht nach ihren Utopien conſtituiren läßt. Das gäbe eine gute Schule für ſie. Der Präſident lächelte. Nun war die Sache gewonnen. Ich erklärte noch, daß, falls der Verein die Genehmigung erhalte, ich bereit ſei, als Regierungsbevollmächtigter demſelben zu präſidiren und ihn zu überwachen. So wurde euch die Sache gewährt, um euch einen Poſſen damit zu ſpielen."

„Welchen Grund hatteſt du aber, eine ſo feine Intrigue anzulegen für eine Sache, die dich nicht intereſſirt?"

Der Regierungsrath faßte die Hand des Advokaten und ſagte: „Du biſt und bleibſt eine ehrliche Haut, aber auch dir gegenüber mußte ich intriguiren. Seitdem ich von der Kreisregierung hieher verſetzt wurde, thut es mir immer leid, daß unſere beiderſeitige öffentliche Stellung eine vertrautere Socialität faſt nicht zuläßt; die Parteiungen haben Alles zerriſſen. Lache nicht! In der Verbrechercolonie finden wir einen Indifferenzpunkt, wo wir uns an einander anſchließen, ohne daß Einer ſich bei ſeiner Partei zu compromittiren braucht. Wir haben in Heidelberg den Freundſchaftsbund geſchloſſen, er ſoll aufrecht erhalten werden. Nicht wahr, alter Cherusker, wir bleiben die Alten?"

Die beiden Jugendfreunde drückten ſich die Hände. Dem Advokaten kam dieſe Miſchung von Treuherzigkeit und Schlauheit, die er eben vernommen, doch ſonderbar vor; er wendete ſich indeß immer gern nach der idealen, ſonnenbeſchienenen Seite an der Frucht des Lebensbaumes und erwiderte:

„Wir haben noch ſo viele Berührungspunkte, noch

ſo viel gemeinſames Streben, daran wollen wir uns halten, das Andere bei Seite liegen laſſen.“

„Ja, das wollen wir.“

„Du biſt auch beſſer als du dich gibſt,“ bemerkte Heiſter.

„Was beſſer? Alle Menſchen ſind Egoiſten. Alles Uneigennützige geſchieht aus Eitelkeit, Langeweile oder Gewohnheit. Freilich, du biſt eine exceptio idealis, darum verzeihe ich dir deine Demagogie.“

„Nein, ich will kein Privilegium. Ich glaube, daß noch zu keiner Zeit ſo viel Menſchen waren, deren ausdauerndes Streben dem Gemeinweſen gilt, deren Leid und Freud' vornehmlich aus den Zuſtänden des Vaterlandes ſeine Nahrung empfängt. Ein ſeltener Opfermuth bewegt die heutige Welt; leider findet er kaum eine Gelegenheit, ſich anders als im Hoffen und Dulden zu bewähren —“

„Gelegenheit macht Diebe. Wir kommen da an einen Punkt, über den wir uns nie vereinigen werden — transeat.“

Eine Weile herrſchte Stille; beide Männer ſchienen innerlich nach den Einheitspunkten zu forſchen, die ſie ſo bereitwillig vorausſetzten. Es war eine peinliche Pauſe.

So erquickend es für die Seele iſt, wenn zwei Freunde lautlos bei einander ſitzen, ſich und den Andern ſtill in der Seele hegen, nach fernen Gedankenwelten ſchweifend doch bei einander ſind, jeder in dem andern ein ſichtbares Jenſeits erkennt; eben ſo ſchmerzlich iſt das innere Suchen und Stöbern, einander friedlich zu begegnen.

Der Regierungsrath nahm zuerſt wieder das Wort, indem er ſagte: „Auch die Poeſie iſt uns heutigen Tages geraubt. Der ſchöne Gott Apollo iſt zum kranken Lazarus voll Wunden und Beulen geworden. Die Poeten führen uns heute immer in die ſchlechteſte Geſellſchaft. Freigeiſter und Pietiſten blaſen aus Einem Loch und proclamiren dieſe heitere, ſonnige Welt als ein Jammerthal. Du warſt doch auch einmal ein Stück Poet, was ſagſt du dazu?“

„Die Poeſie der modernen Welt iſt ein Kind des Schmerzes, ſelbſt die harmloſeſte iſt das freie Aufathmen der vorher gedrückten Bruſt. Ich ſehe einen großen Fortſchritt darin, daß ſelbſt die Poeſie jene falſche Idealität aufgegeben hat, welche die wirkliche Welt ignorirte oder nicht in ſie einzugreifen wagt. Eine Idee muß Wirklichkeit werden können, oder ſie iſt eine eitle Seifenblaſe. Nun betrachte die Armen und Elenden —“

„Gut, daß Sie kommen!“ rief der Regierungsrath, einer ſtattlichen, ſchönen Frau entgegengehend; „Ihr guter Mann hätte mich ſonſt noch zum Deſſert durch alle Höhlen der Armuth gejagt.“

Das Geſpräch nahm nun eine heitere, ſpielende Wendung, denn der Regierungsrath liebte es, die Frauen durch zierliche Redeblumen zu ergötzen; den Ernſt des Lebens entfernte er gern aus ihren Augen. Darin beſtand ſeine Frauenachtung.

Er ſprach ſodann von ſeinem Roccoco-Ameublement, das ihm mit Frau und Kind bald nach der Stadt folgen würde, und bemerkte mit ausführlicher

Sachkenntniß, wie das echte Alte alles neu Fabricirte weit hinter sich lasse, da die Arbeiter Geduld und Kunstfertigkeit zu diesen feinen Schnitzeleien nicht mehr haben. Er hatte Schränke, Stühle und Krüge aus alten Ritterburgen und von den Speichern der Bauernhäuser um einen Spottpreis zusammengekauft, und wußte manche lustige Geschichte davon zu erzählen.

Der Advokat sah bisweilen schmerzlich drein, denn er fühlte es tief, daß der Riß zwischen ihm und seinem Jugendfreunde nur nothdürftig überkleistert war.

Man trennte sich bald. Der Advokat machte sich noch daran, die Papiere eines Clienten zu ordnen, für den er andern Tages eine Reise antreten wollte. Selbst bei der Arbeit konnte er den Gedanken an seinen verlorenen Jugendgenossen nicht los werden: dabei erkannte er wieder aufs Neue, daß selbst die rein humanen Bestrebungen keine Einigung zulassen, wenn der sittlich-politische Hintergrund ein anderer ist.

Der Verein und seine Zöglinge.

Wenige Tage darauf saßen in der Hauptstadt fünf Männer um einen Tisch, Actenbündel und mit Siegel versehene Zeugnisse vor ihnen.

„Es zeigt sich noch wenig Eifer für unser Wirken," begann der Vorsitzende. „Auf unsern Aufruf haben sich nur zwei zur Annahme von Sträflingen erboten, der eine unser würdiges anwesendes Mitglied, Herr Fabrikant Hahn, der andere ein schlichter Wirth vom Walde; wir haben ihn herbeschieden."

Er klingelte und der Diener trat mit Konrad ein.

Die Zeugniſſe der aus der Strafanſtalt Entlaſſenen lauteten in Betracht der Umſtände ziemlich günſtig. Wie war ihnen nun aber fortzuhelfen? Beſonders mit einem Schreiber, der wiederholte Namensfälſchungen verbüßt hatte, wußte man nichts anzufangen. Unter den fünf Sträflingen, die dem Vereine ihre Zukunft anvertraut hatten, wurde auch ein ehemaliger Poſtillon genannt.

„Den will ich nehmen," ſagte Konrad.

Während man nun ſeine Obliegenheiten auseinanderſetzt, verfügen wir uns in das andere Zimmer zu denen, die hier harren, was drüben über ſie verfügt wird.

Zwei, in bereits vorgerücktem Alter, mit verſchmitzten Geſichtern, gehen in lebhaftem Geſpräch auf und ab. Ein hagerer Menſch in vertragenem ſchwarzem Frack ſteht am Fenſter, haucht die Scheiben an, macht mit dem rechten Zeigfinger ſehr künſtlich verſchlungene Namenszüge mit allerlei Schnörkeln und verwiſcht ſie immer ſchnell wieder. Ein vierter ſitzt in der Ecke und betet wie es ſcheint ſehr eifrig aus einem friſch eingebundenen Gebetbuche. Nicht weit davon ſitzt der fünfte, ein ſchlanker und kräftiger junger Mann, und hält das Geſicht mit beiden Händen bedeckt.

„Was willſt du machen, Frieder?" fragte mit dicker Stimme einer der Wandelnden ſeinen Kameraden.

Dieſer blieb ſtehen, hielt eine Flocke ſeines grauen Bartes, der das ganze Geſicht einrahmte in der Hand; in ſeinem zerwühlten, faſerigen, wie aus Tannenholz

gehauenen Antlitze hoben ſich die Muskeln in raſchen Zuckungen. Er zwinkerte mit den klugen grauen Augen und erwiderte:

„Ich hab' mein' Reſolution und da beißt kein' Maus keinen Faden davon: eine Anſtellung will ich und auf lebenslänglich und mit Penſion; krieg' ich das nicht, ſchmeiß' ich ihnen den Bettel vor die Thür. Guck, ich wünſch mir kein Capital und keine Güter, weiter nichts als eine Anſtellung. Wenn ſo ein Vierteljährle 'rum iſt, kommt der Amtsdiener und legt das Geld auf den Tiſch, lauter blanke harte Thaler. Sei's Sommer oder Winter, Hungerjahr oder wie's will, wenn's Vierteljährle 'rum iſt, hat mein ſein Gewiſſes. Man hat ſich nicht zu quälen und nicht zu ſorgen, man geht ſo den Trumm fort, und wenn's Vierteljährle 'rum iſt, brauchſt du nicht einmal zu pfeifen, da iſt ein Säckle voll Geld da. Der Staat muß für mich ſorgen und das iſt das beſte. — Aber das will ich dir noch ſagen, ich dreh' dir den Kragen 'rum, wenn du das vorbringſt, was ich dir jetzt ſag'. Ich will allein. Und du verſtehſt's ja auch gar nicht —"

„Brauchſt nicht ſorgen," unterbrach ihn der Andere und verzog ſein knolliges Geſicht zum Lachen; „ich will weiter nichts, als daß ſie mir genug zu eſſen geben und auch das Trinken nicht mankirt. Dann will ich meinetwegen ehrlich ſein. Narr, aus Uebermuth ſtiehlt man nicht."

Frieder trat auf den Betenden zu und ſagte:

„Bitt' mir eine Anſtellung aus, du Heiliger. Ich will einen Handel mit dir machen: laß mir's hüben

für dich gut gehen, drüben kannſt du mein Theil auch noch haben."

Der Betende legte ſein Buch nieder und begann mit ſalbungsvoller Stimme:

„Du wirſt von Stufe zu Stufe ſinken und fallen, Frieder, weil du nicht einſiehſt, wie ſehr der Herr uns begnadigte, da er uns ſinken ließ, damit wir uns um ſo höher erheben."

„Dank für dein' Gnad, ich will ja nicht hoch, ich will ja nur feſt angeſtellt ſein. Richt't euch," fuhr er fort, auf den jungen Mann mit verdecktem Angeſicht losgehend und ihn ſchüttelnd; „ſei nicht ſo traurig, du. Da haſt mein' Hand drauf, wenn ich Oberpoſtgaul werde, ich will ſagen Oberpoſt .... oder ſo was, das Geheime ſchenk ich ihnen, da wirſt du mein Leibkutſcher."

Der Ermunterte regte ſich nicht und antwortete nicht und Frieder bemerkte wieder: „An dem da haben ſie ein Meiſterſtück gemacht. Mir hat einmal die Hebamm' das Züngle gelöſt, ich kann's nimmer binden. Es iſt doch aber ein' ſchöne Sach' um ein Zuchthaus, da iſt Alles gleich, und wenn einer auch ein noch ſo hochnaſiger Schreiber iſt," ſchloß er mit einem Seitenblick.

Der Schreiber kehrte ſich um; auf ſeinen eingefallenen Wangen glühte Zorn und Verachtung.

Der Diener berief die Harrenden vor den Vorſtand.

Der Betende nahm ſein Buch unter den Arm und fixirte ſich die lammfromme Miene im Geſichte, um ſie beizubehalten. Der Schreiber verlöſchte noch ſchnell

einige Namenszüge und knöpfte den Rock zu. Der Verdeckte erhob sich mit schwerem Tritte, er sah bei aller jugendlichen Spannkraft wie geknickt aus und hatte die Unterlippe zwischen den Zähnen eingekniffen.

Unter der Thüre verbeugte sich noch Frieder vor dem Schreiber und sagte:

„Sie haben den Vortritt, spazieren Sie voran, Herr von Federkiel, Graf von Papierhausen, Fürst von Dintenheim, König von —"

Der Schreiber schritt stolz an Frieder vorüber, der aber mit seinen Standeserhöhungen nicht eher endete als bis sie an der Thüre des Sitzungszimmers waren.

Vor dem Vereinsausschusse drängte sich indeß Frieder vor und offenbarte, noch ehe man ihn fragte, sein Begehr, ohne aber wie vor wenigen Minuten die Motive so bündig vorbringen zu können. Es ging ihm dabei wie manchen Rednern, die nach ausführlicher Vorbereitung und privater Darlegung, wenn's drauf und dran kommt, ungeschickt auf's Ziel lostappen, ohne den Weg zu demselben nochmals fest zu durchschreiten. Er kam dadurch in den Nachtheil, daß er bloß als anmaßend erschien. Als man seinem Begehr nicht willfahrte, verließ er trotzig die Versammlung.

Die Vorstandsmitglieder sahen sich nach dieser ersten Begegnung verwundert an, der Regierungsrath lächelte hinüber zu seinem Freunde dem Doctor Heister.

Konrad unterbrach zuerst die eingetretene Stille, indem er auf den Schlanken losging, den er sogleich als den Postillon erkannt hatte, und sagte:

„Willst du mit mir gehen? das Vieh versorgen, im Feld schaffen und den Fuhrleuten vorspannen?“

Der Angeredete hielt die Lippen noch immer zusammengekniffen und sah Konrad stier an. Erst als man die Frage zum Drittenmal wiederholte, antwortete er:

„Ja, wenn sonst Keiner von den Kameraden da ins Dorf kommt; allein.“

Schnell schlüpfte seine Unterlippe wieder zwischen die Zähne.

Man ging wie natürlich leicht auf die gestellte Bedingung ein und war froh, vorerst Einen untergebracht zu haben.

Der Schreiber und der aus Hunger Stehlende traten nach vielem Widerstreben bis auf Weiteres in Hahn's Fabrik ein. Der Fromme wollte Pfründner in einem Versorgungshause werden, um ganz seiner Seele zu leben. Da man ihm dieß nicht gewähren konnte, verließ er mit einem Segenswunsche die Versammelten.

Konrad verließ mit seinem Knechte das Haus. Auf der Straße begann er folgendermaßen:

„Wie heißt du?“

„Jakob.“

„Brauchst mir dein' Geschicht' nicht erzählen, sei nur jetzt brav. Du hast gesehen, wo der krumme Weg hinführt.“

Jakob antwortete nicht.

„Hast du schon was gessen?“ fragte Konrad wieder.

„Ja,“ lautete die Antwort aus fast verschlossenem Munde.

Im Wirthshause ging Jakob schnell in den Stall

zu den Pferden. Er ſtreichelte und klatſchte ſie in Einem fort. Es that ihm gar wohl, wieder mit Thieren zuſammen zu ſein. Seit drei Jahren war er einſam oder unter Menſchen, die ſeine Vorgeſetzten waren und bei aller Güte doch ſtets vor Allem den Verbrecher in ihm ſahen. Jetzt war es ihm gar eigen zu Muthe, daß er nun doch wieder bei Thieren war; etwas von der Unſchuld der Welt ſprach ihn daraus an. Das verlangte auch keine Rede und keine Antwort. Jakob wünſchte, daß er mit gar keinem Menſchen und nur mit den Thieren zu leben hätte.

Wie leuchtete ſein Angeſicht, als er mit ſeinem Herrn raſch dahinfuhr; er, der ſeit Jahren in einen kleinen Raum eingefangen war, rollte jetzt wie im Fluge an Bäumen und Feldern und durch Dörfer dahin.

Auch jetzt noch ſprach Jakob wenig, und nur als ihn Konrad bedeutete, daß der Gelbbraune nicht Fuchs, ſondern Brauner heiße, antwortete er: „Schon recht.“

Als man unterwegs einkehrte und Jakob ſein Eſſen erhielt, nahm er ſich dieß mit in den Stall und verzehrte es bei den Thieren.

Jakob im Dorfe.

Es iſt eine ſeltſame Empfindung, wenn man in einen Ort kommt, wo man keinen Menſchen kennt, wo man aber ſelber bereits von Allen gekannt iſt, und zwar wie Jakob nicht von der vortheilhafteſten Seite. Berühmte Männer können ſich vom Gegentheil aus eine Vorſtellung davon machen.

Still und emſig vollführte Jakob die ihm obliegenden Arbeiten, faſt immer noch mit eingekniffener Unterlippe. Nie ſah man ihn lachen, nie nahm er zuerſt das Wort. Wenn er ins Feld ging, bot er Niemand die Zeit, und wenn die Leute ihn grüßten, dankte er kaum hörbar. Nach und nach verbreitete ſich das Gerücht, es ſei im Oberſtüble bei Jakob nicht recht geheuer; doch hatte noch Niemand etwas Närriſches an ihm geſehen, er verrichtete die Feldarbeit und verſorgte das Vieh pünktlich, ließ kein Löckle Heu und kein Körnle Hafer verloren gehen. Nie geſellte er ſich Abends zu den ſingenden und ſcherzenden Burſchen. Selbſt wenn er allein war, hörte man ihn nicht ſingen und nicht pfeifen, was doch Jeder thut, der nicht einen Kummer im Herzen oder ſchwere Gedanken im Kopfe hat.

Die Frühlingsſonne hatte den im Kerker Gebleichten bald wieder geröthet. Die Mädchen bemerkten im Stillen unter ſich, daß des Adlerwirths Knecht fünf rothe Bäckle habe, zu den gewöhnlichen noch eines auf dem Kinn und zwei an den Stirnbuckeln.

Bei alledem blieb ſich Jakob in ſeiner ſonſtigen Art gleich.

Der Buchmaier, dem das verſchloſſene Weſen des Unglücklichen ſehr zu Herzen ging, geſellte ſich mehrmals zu ihm und ſuchte ihn auf allerlei Weiſe redſelig zu machen. Jakob aber gab nur knappe Antworten und blickte dabei immer wie verſtohlen und zuſammengeſchreckt auf den Buchmaier. Auch der Pfarrer konnte mit ſeinen liebreichen und eindringlichen Ermahnungen nicht viel aus Jakob herauskriegen. Auf eine lange Rede

von Vergebung und Gnade, die der Pfarrer einſt auf ſeiner Stube an ihn gehalten, erwiderte Jakob nichts, ſondern ging an den Tiſch, nahm die Bibel, blätterte darin und hielt endlich den Finger ſtarr auf einer Stelle. Der Pfarrer las, es waren die erſten Worte im Evangelium Johannis: „Im Anfang war das Wort.“

Jakob ſchlug ſich auf den Mund und ſah den Pfarrer fragend an, dieſer verſtand: man hatte dem Armen das Wort entzogen, jenes edle Band, das die Menſchen mit einander und mit Gott vereinigt. Jede freie Rede ſeiner Lippen erſchien ihm wie ein Hohn gegen den Armen, und er gedachte zum Erſtenmale recht lebendig jener empörenden Tyrannei, da man das öffentliche Wort bindet und feſſelt.

Jakob wendete ſich ab und that als ob er ſich mit ſeinem Tuche den Schweiß abtrockne, in der That aber wiſchte er ſich die Thränen ab, die er zu verbergen trachtete. Der Pfarrer ſtand vor ihm und betrachtete ihn mit thränenerfüllten Augen; er faßte ſeine Hand und ſprach ihm Muth und Troſt zu.

Jakob geſtand zum Erſtenmale in Worten, wie beklommen ſeine Seele ſei. Das erleichterte ihn. Er ging befreiter von dannen und grüßte den Schullehrer, der ihm auf der Treppe begegnete, aus freien Stücken.

Im Adler war Jakob auch oft Gegenſtand des Geſprächs und der Buchmaier bemerkte:

„Man mag mir ſagen, was man will, man hat kein Recht dazu, einem Menſchen und wenn er auch das Aergſte gethan hat, das Sprechen zu verbieten. Weiß

wohl, die Leute meinen's gut, ſie wollen die Menſchen beſſern, aber das heißt man zu Tod kuriren."

„Herr Gott!" rief Mathes, „wenn ich dran denk', daß mir's ſo gehen könnt', ich thät an Jedem der mir unter die Händ' käm' einen Mord begehen, daß man mir den Hals abſchneiden thät; nachher wär's ja ohnedem aus mit dem Schwätzen."

Noch viel andere derartige Reden fielen und Jakob war lange der Gegenſtand des Geſprächs, bis man ſich an ihn gewöhnte und nicht mehr an ihn dachte.

Deſto mehr aber dachte Jakob für ſich, ſo wenig das auch früher ſeine Gewohnheit war. In der erſten Zeit nach ſeiner Befreiung war er ſich wie betäubt vorgekommen; er griff ſich oft nach der Stirn, es war ihm, wie wenn man ihn mit einem ſchweren Hammer auf den Kopf geſchlagen hätte. Er träumte wie halb ſchlafend in die Welt hinein.

Jahre lang in einſamer Zelle ſitzen, ohne eine Menſchenſeele, der man die flüchtigen und unſcheinbaren wie tieferen Regungen der Seele mittheilt — das iſt eine Erfindung, würdig einer lendenlahmen Zeit, der das Verbrechen über den Kopf wächſt und die es zu ausgemergelter Frömmelei zu verwandeln trachtet. Drängt die quellende Thatkraft zurück, ſperrt die ſcheußlichen Dämonen ein in die Bruſt eines Menſchen, daß ſie ſich in einander krallen, ſich zerren und raufen; gebt Acht, daß ja Keiner entkommt und in eure mit Latten umfriedete Welt eindringt, — ſchickt dann euern Pfaffen, ſein Opfer iſt bereit, wenn ihm nicht der gütige Dämon des Wahnſinns zuvoreilt.

Jakob war ein Menſch leichten Sinnes geweſen, ſein Kopf war nie zu eng für ſeine Gedanken, er wußte kaum, daß er ſolche hatte; er ſprach ſie bald aus oder zerſtreute ſie. Jetzt aber hatte er Jahre lang ſtill in einſamer Zelle geſeſſen, und Geiſter kamen, von denen er nie gewußt, und grüßten ihn wie alte Bekannte und tanzten einen tollen, ſinnverwirrenden Reigen. Was nützte es ihn, daß er ſorgfältig die Borſten zählte, die er bei ſeinem neuen Handwerke verarbeitete, daß er die Zahlen laut herſagte, daß er betete, daß er mit dem Hammer aufſchlug? Die flüchtigen Dämonen wichen nicht und waren nirgends zu faſſen. Sie lugten in der Dämmerung fratzenhaft unter dem Stuhle hervor; kollerten auf dem Bette, kletterten an den Wänden hin und ſpielten mit dem Gepeinigten und nährten ſich mit dem Angſtſchweiß auf ſeiner Stirne.

Die geſunde Natur Jakobs hatte den Verderbern Stand gehalten. Als Jakob aus dem einſamen Gefängniſſe zuerſt wieder in die Geſellſchaft ſeiner Schickſalsgenoſſen gebracht wurde, war er traurig und blöde. Die lebendigen Menſchen erſchienen ihm lange wie Geiſter mit erlogener Lebensgeſtalt. Und als er zu den freien Menſchen zurückkehrte, war ihm die Welt wie aufgelöſt, wie chaotiſch in einander zerfloſſen; er konnte ſich nicht drein finden und lebte einſtweilen ſo in den Tag hinein und arbeitete ohne Unterlaß. Er kam ſich wie ein längſt Verſtorbener vor, der unverſehens wieder in die Mitte der Lebenden verſetzt wird, der ſich die Augen reibt und nicht faſſen kann, wozu die Menſchen rennen und jagen, was ſie zuſammenhält, daß ſie nicht

feindſelig auseinanderſtieben. Er hatte ehedem nach Neigung und Luſt und von den Pflichten des Tages gehalten, im Zuſammenhange der Welt gelebt; er war durch ein Verbrechen ſchmerzhaft ausgejätet worden, er konnte nirgends mehr recht einwurzeln. Das Räthſel des Weltzuſammenhanges ſtand hier vor der Seele eines Menſchen, der nie etwas davon geahnt.

Mehrmals kam Jakob der Gedanke des Selbſtmords, der plötzlich aus all dem Wirrwarr lostrennt; aber ſo oft ihm der Gedanke kam, ballte er beide Fäuſte, knirſchte vor ſich hin und ſagte: „Nein!“

Wohl hatte ihm der Pfarrer den weltbezwingenden Spruch ins Herz gelegt und gedeutet: Gott iſt die Liebe! Er iſt jener geheimnißvolle Punkt, der jedes Weſen zwingt, in ſich feſt zu ſtehen und zu leben, der alle Creaturen in ſich und mit einander zuſammenhält, der mitten in Kampf und Noth die ewige Harmonie zeigt, in die wir einſt Alle aufgehen. — Jakob hörte die ausführliche Deutung beruhigt an, ſie that ihm wohl, aber er konnte ſie nicht auf ſich anwenden, nicht die Welt um ſich her damit beherrſchen und verklären. Wo zeigte ſich ihm dieſe Liebe in den Thaten der Menſchen?

Jakob hatte einſt in ſeiner Kindheit gehört, wie wilde Männer in Bärenhäute gehüllt zuerſt in dieſe Gegend gekommen und ſie angebaut hatten. Wenn er jetzt ins Feld ging, war es ihm ſonderbarer Weiſe oft als ſähe er einen jener erſten Wilden mit der Bärenhaut und der unförmlichen Axt in den Wald ſchreiten und die Bäume fällen; er ſah ihn bei hellem lichtem Tage und in ſeinen Träumen. Welch ein tauſendfältiges Leben bewegte

ſich jetzt auf dem kleinen Raume, den einſt nur die Thiere des Waldes beherrſcht hatten! Er ſah, wie nach und nach die Söhne und Töchter ſich anſiedelten, Fremde herzukamen; ſie nahmen Steine und ſetzten ſie als Markzeichen zwiſchen ihre Felder, ſie bauten ein großes Haus und ſtellten einen Mann hinein, der mit lauten Worten ihr Gewiſſen wach erhalte, ſie ſetzten einen Andern hin zum Richter über ihren Streit, und dieſe Beiden behielten fortan allein das Wort, — aus dem Ofenloch, in das man das unartige Kind ſperrte, ward ein großes Gefängniß ...

Jakob war auf einem Umwege in die wirkliche Welt zurückgekehrt; ſie wird ihn bald wieder faſſen und feſthalten.

Wer mag es aber den Leuten verdenken, daß ſie den Kopf über einen Menſchen ſchütteln, von dem ſie kaum ahnten, wie er in Gedanken weit weg von ihnen Allen war?

Zwei Genoſſen.

Der Adlerwirth und ſeine Leute ſaßen eines Mittags in der Erntezeit bei Tiſch. Es wurde faſt gar nicht geſprochen, denn die Eſſenszeit dient zugleich als Ruhepunkt, und in dieſen Kreiſen iſt das Sprechen eine Arbeit; man wird nicht finden, daß es nur als etwas Beiläufiges einem andern Thun ſich zugeſellt, die Seele wendet ſich ihm ganz zu und die faſt immer begleitenden Bewegungen ziehen den Körper nach.

Bärbele, die Adlerwirthin ſagte, als man eben abräumte:

„Der Bäck hat heut eine neue Magd kriegt, ſie iſt im Zuchthaus geweſen und iſt ihm von dem Verein übergeben worden. Die dauert mich im Grund des Herzens, die kommt vom Prügele an den Prügel, ich mein' —"

Konrad ſtieß ſeine Frau an, ſie ſolle ſtill ſein, und winkte mit den Augen nach Jakob. Durch das plötzliche Abbrechen und die eintretende Stille gewannen die Worte Bärbele's erhöhte Bedeutſamkeit; Jedes ſprach ſie gewiſſermaßen im Stillen nach. Jakob ſchien indeß wenig davon berührt, er ſchnitt ſich einen tüchtigen „Ranken" Brod, ſteckte ihn zu ſich, klappte ſein Taſchenmeſſer zu und verließ ſchon bei den letzten Worten des Schlußgebets das Zimmer. Die Rückſichtsnahme durch das plötzliche Verſtummen ärgerte ihn mehr als die vernommenen Worte: er wollte, daß man von ſeinen Schickſalsgenoſſen in ſeinem Beiſein ohne Rückhalt ſpreche. Dieſes Verſtummen bewies ihm, daß man ihn noch nicht für gereinigt hielt; er zürnte.

So verletzlich und anſpruchsvoll iſt ein gedrücktes Gemüth.

Kaum war Jakob eine Weile fort, als ſich die Thür wieder öffnete; ein fremder Mann, der einen Querſack über der Schulter trug, zerrte Jakob am Bruſttuche nach.

„Komm mit," rief er, „du mußt ein Bufferle[1] mittrinken. Sind wir nicht alte Bekannte? Haben wir nicht drei geſchlagene Jahr' mit einander im Gaſthof zum wilden Mann loſchirt?"

[1] Ein Viertelſchoppen.

Jakob ſetzte ſich endlich verdroſſen auf die Bank.

Der Fremde iſt uns gleichfalls bekannt, es iſt der wohlgemuthe Frieder. Jakob war auch jetzt noch ſchweigſam, ſein Kamerad erſetzte ſeine Stelle vollauf.

„Biſt noch immer der alte Hm! Hm!“ ſagte er; „hältſt das Maul wie ein **ſcher Landſtand? Guck, ich hab heut ſchon mehr geſchwätzt als ſieben Weiber und drei Profeſſor. Ich bin aber auch jetzt bei denen, die das große Wort führen. Was meinſt was ich da drin hab? Lauter Purvel“ (Pulver). Er öffnete ſeinen Sack und warf eine große Maſſe von — Lumpen heraus: „Lug, da draus macht man Papier, und da drauf exerziren ganze Regimenter von ſchwarzen Jägern. Ich muß das Lumpenvolk da zuſammentreiben, ſonſt können meine Herren keinen Krieg führen und Krieg muß ſein, Alles muß unter einander. Es geſchieht ihnen Recht. Warum haben ſie mir kein' Anſtellung geben.“

„Was brauchſt aber ſo viel ſchwätzen bei deinem Lumpenſammeln?“ fragte Bärbele.

„Das iſt das allerſchwerſte Geſchäft,“ erwiderte Frieder; „du glaubſt nicht, wie die Leut' an ihren Lumpen hangen. Wenn Alles noch ſo kreuzweis zerriſſen und zerfetzt iſt, wollen ſie's doch nicht hergeben; ſie meinen immer: es wär' noch ein brav's Lümple dabei, das man noch zu was brauchen kann, zum Ausflicken oder Scharpie daraus zu zupfen. Her damit, ſag' ich, wenn auch noch ein gut Lümple dabei iſt, ſchad't nichts, eingeſtampft muß werden. Lumpenbrei. Jetzt hol' noch ein Bufferle und denk derweil drüber nach, daß du das Taufen vergißſt.“

Frieder leerte ſchnell noch auf einen Zug den Reſt; Jakob wollte aber nicht mehr trinken als die zweite Ladung kam.

„Was?“ rief Frieder, „du willſt keinen Schnaps trinken? Ja, du haſt Recht, ich ſag's auch: das Beſt' auf der Welt iſt Waſſer und — Geld genug und — Geſundheit. Freilich, das Schnapstrinken iſt eine Sünd', aber ich muß es thun. Guck, jeder Menſch muß ein' Portion Sünden und ein' Portion Schnaps trinken, ſo viel eben auf ſein Theil kommt. Ich trink' jetzt aus Frömmigkeit für meine Mitmenſchen. Ich bin mit meinem Theil fertig, und jetzt trink' ich für Andere. Es ſoll dir wohl bekommen, Jakob, das iſt dein Theil!“ ſchloß Frieder und nahm einen tüchtigen Zug.

Jakob ſprach noch immer nicht, und jetzt endlich ſagte er aufſtehend, daß er ins Feld müſſe. Frieder machte ſich ſchnell auf, um ihn zu begleiten.

Frieder war im ganzen Dorfe bekannt, wie bös Geld; er ſprach Jedermann an und hielt Jakob dabei an der Hand. Dieſem war es gar erſchrecklich zu Muthe, daß er mit einem ſo allbekannten Gauner vor den Leuten erſcheinen mußte; er ſagte ſich aber wieder: du biſt ja ſelber ein Gezüchtigter und wie würde dir's gefallen, wenn man dich meidet? Er duldete daher die Vertraulichkeit Frieders.

Der Studentle begegnete ihnen und fragte: „Lebſt auch noch alter Sünder?“

„O du!“ entgegnete Frieder, „mit deinen Knochen werf' ich noch Aepfel vom Baum 'runter.“

Conſtantin lachte und fragte wiederum: „Was treibſt denn jetzt?“

„Lumpenſammeln.“

„Geht's gut dabei?“

„'s ging' ſchon, aber die verdammten Juden verderben den Handel. Wenn die Regierung was nutz wär', müßt ſie den Juden das Lumpenſammeln verbieten.“

Jakob war während dieſes Geſprächs fortgegangen und Frieder rannte ihm nach. An dem Bäckenhaus lehnte ſich ein Mädchen aus der Halbthüre, es ward „ritzeroth,“ als es die Beiden ſah. Jakob blickte das Mädchen ſcharf an, ſah aber gleich darauf zur Erde. Frieder pfiff unbekümmert ein Lied vor ſich hin.

Erſt am letzten „einzecht“ ſtehenden Hauſe des Dorfes wurde Jakob ſeinen Gefährten los, der zu dem hier wohnenden Hennenfangerle ging. Die alte Frau, die dieſen Beinamen hatte, war als Hexe verſchrien, obgleich Niemand mehr recht daran glaubt; ſo viel war gewiß: geſtohlenes Gut, das in ihre Hände kam, war wie weggehext. Jener Name rührt allerdings von etwas Dämoniſchem her, das der Frau innewohnte; ſie konnte mit ihrem Blicke die Hühner bannen, daß ſie ſich wie vor einem Habicht zuſammenduckten und greifen ließen. Gerupfte Hühner kennt kein Menſch mehr und zu Aſche verbrannte Federn zeigen keine beſonderen Farben. Dieſer Geruch verbrannter Federn mochte auch immer die Hühner erſchrecken, wenn das Hennenfangerle ſich ihnen näherte, ſo daß ſie laut aufgackerten.

Die Leute ließen die alte Frau in Ruhe, denn ſie war ihnen unheimlich, man ſagte, ſie werde deßhalb ſo alt, weil ſie ſich nur von Hühnerſuppe nähre. Man traf Vorſorge, verfolgte ſie aber nicht weiter, wenn ſie ſich unverſehens ihren Tribut holte.

Die Luft beengt den Athem hier im Hauſe; laſſen wir Frieder allein bei ſeiner Vertrauten.

Draußen im Felde, wo Jakob den Klee mit ſeinen verdorrten Blumen mäht, da iſt's freier. Wie ſtattlich ſieht Jakob aus bei dieſer Arbeit, wie ſchön ſind ſeine Bewegungen. Von allen Feldarbeiten iſt das Mähen die ſchönſte und am meiſten kräftigende. Da bückt man ſich nicht zu Boden, da ſteht man ſtolz und frei und im weiten Umkreis fallen die Halme nieder. Wir können aber Jakob nichts helfen, denn das Mähen will wohl gelernt und geübt ſein und die Schichten müſſen liegen bleiben, wo ſie gefallen ſind, bis ſie ganz verdorren. Könnten wir ihm nur in ſeinen Gedanken helfen! Die Senſe ſcheint heute nicht recht ſcharf und Jakob etwas mißmuthig. Das Zuſammentreffen mit Frieder peinigt ihn, aber noch etwas Anderes, er weiß nicht recht was. So oft er den Wetzſtein nimmt und die Senſe ſchärft — und das geſchieht oft — denkt er an das Mädchen, wie es zur Halbthüre herauslehnte und wie es erröthete; er hat herzliches Mitleid mit ihm. Jakob war kein Neuling in der Welt, er wußte wie Unglück und Verbrechen kein Alter und kein Geſchlecht verſchont, aber jetzt war es ihm, als ob er's hier zum erſten Mal erführe. Ein Mädchen mit dem Stempel des Verbrechens auf der Stirn iſt doppelt und ewig unglücklich; was

ſoll aus ihm werden? — Jakob mähte, um ſeine Gedanken los zu werden ſo emſig fort, daß er unvermerkt einen ſcharfen Schnitt in den Stamm eines Bäumchens machte, das mitten im Klee ſtand.

Nun hatte er Grund genug zum Wetzen.

Die luſtige Magd.

Am Sonntag Nachmittag ſaß Jakob bei einem Fuhrmann in der Stube; ſie hatten einen Schoppen Unterländer Wein vor ſich ſtehen. Konrad ſah zum Fenſter hinaus und ſagte jetzt:

„Bäckenmagd, komm 'rein mit deinen Mitſchele.“

Das Mädchen trat ein, es trug einen Korb voll „mürben“ Brodes auf dem Kopfe. Wie es jetzt den Korb abnahm und frei vor ſich hinhielt, erſchien es in ſeiner gedrungenen Geſtalt gar anmuthig. Das kugelrunde ruhige Geſicht ſah aus wie die Zufriedenheit ſelber, ſeltſam nahmen ſich dabei die weit offenen hellblauen Augen mit den dunkeln Wimpern aus; es ſchien eine Doppelnatur in dieſem Geſichte zu hauſen. Ein kleines unbändiges Löckchen, das ſenkrecht mitten auf die Stirne herablief, ſuchte das Mädchen in das braune Haargeflecht zu ſchieben, aber es gelang nicht. Man ſah es wohl, das wilde Löckchen, das ſich nicht einfügen ließ, war ſorgfältig gekräuſelt und zur Zierde geſtaltet; es gab dem ganzen Anblicke des Geſichts etwas muthwilliges. So erſchien es wenigſtens Jakob, als das Mädchen auch zu ihm kam und ihm Brod zum Verkaufe anbot, und er fuhr wie erſchreckt zuſammen. Er griff nach dem

Glaſe, als wollte er es dem Mädchen reichen, ſchüttelte aber zornig ſchnell mit dem Kopfe und — trank ſelber.

Der alte Metzgerle, der auf der Ofenbank ſaß und auf einen Freitrunk harrte, ſuchte ſich einſtweilen die „Langzeit“ zu vertreiben, indem er das Mädchen neckte. Er ſagte, auf die Locke deutend:

„Du haſt einen abgeriſſenen Glockenſtrang im Geſicht, es muß einmal tüchtig Sturm geläutet haben bei dir.“

Das Mädchen ſchwieg und er fragte wieder: „Sind deine Mitſchele auch friſch?“

„Ja, nicht ſo altbacken wie Ihr,“ lautete die Antwort.

Alles lachte, und der Metzgerle begann wieder:

„Wenn du noch dreißig Jahre ſo bleibſt, gibſt du ein ſchön alt Mädchen.“

Raſch erfolgte die Gegenrede: „Und wenn Ihr eine Frau krieget, nachher bekommt der Teufel eine Denkmünz', daß er das Meiſterſtück fertig bracht hat.“

Schallendes Gelächter von allen Seiten unterbrach eine Zeit lang das Reden, und als der Metzgerle wieder zu Wort kommen konnte, ſagte er:

„Man merkt's wohl, du biſt anders als auf's Maul gefallen.“

„Und Euch wär's gut, wenn Euch was in's Maul fallen thät, nachher ließet Ihr auch Eure unnützen Reden. Wie? Will Niemand mehr was kaufen? Ich muß um ein Haus weiter.“

Mit dieſen Worten verließ das Mädchen die Wirthsſtube. Jakob ſchaute ihm halb zornig, halb mitleidsvoll

nach. Er machte ſich jetzt Vorwürfe, daß er von allen Anweſenden die Magd am unwirſcheſten behandelt habe; er hatte kein Sterbenswörtlein mit ihr geſprochen. Dann ſagte er ſich wieder: „Aber ſie geht dich ja nichts an, du haſt ja nichts mit ihr zu theilen, nichts, gar nichts.“

Man ſprach nun viel von der Magd und daß ſie ſo luſtig ſei, als ob ſie ihr Lebtag über kein Strohhälmle geſtrandelt wäre.

Der Metzgerle bemerkte: „Die hat große blaue Glasaugen wie ein mondſüchtiger Gaul, die ſieht im Finſtern.“

In Jakob regte ſich eine Theilnahme für das Mädchen, die er ſich nicht erklären konnte. Er überlegte, ob es wirklich ſo grundverderbt ſei, oder nur ſo leichtfertig thue; der Schluß ſeines Nachdenkens hieß aber immer wieder: „Sie geht dich ja nichts an, nichts, gar nichts.“

So oft nun Jakob der Magdalena — ſo hieß das Mädchen — auf der Straße oder im Felde begegnete, wendete er ſeinen Blick nach der andern Seite.

Der Hammeltanz wurde im Dorf gefeiert, im Adler ging es hoch her. Jakob verſah die Dienſte eines Kellners, auch Magdalena half bei der Bedienung. Da man nur in den Pauſen beſchäftigt war, ſo hätte Jakob wohl einen Tanz mit Magdalena machen können; er forderte ſie aber nie auf und ſie ſchien dieſe Unhöflichkeit kaum zu bemerken. Wenn er nicht umhin konnte etwas mit ihr zu ſprechen, lautete Ton und Wort immer ſo als ob er ſich geſtern mit ihr gezankt, als ob ſie ihm ſchon einmal etwas zu leid gethan hätte.

Magdalena blieb dabei immer gleichmäßig froh und guter Dinge.

Aufhelfen.

Eines Tages ging Jakob in's Feld, da ſah er Magdalene vor einem Kleebündel ſtehen; ſie hielt die Hand vor die Stirn geſtemmt und ſchaute ſich weit um nach Jemand, der ihr aufhelfe. Jakob war es jetzt plötzlich, als ob ſie einem Menſchen ähnlich ſehe, den er gern aus ſeiner Erinnerung verbannt hätte; er ſchüttelte den Kopf wie verneinend und ging vorbei; kaum war er aber einige Schritte gegangen, als er ſich wieder umkehrte und fragte:

„Soll ich aufhelfen?“

„Ja, wenn's ſein kann.“

Jakob hob Magdalenen die ſchwere Laſt auf den Kopf, dann reichte er ihr die Senſe. Magdalene dankte nicht, aber ſie blieb wie feſtgebannt ſtehen.

„Du haſt ein' ſchwere Traget, das hättſt du nicht allein aufladen können,“ ſagte Jakob.

„Drum hab' ich auch gewartet, bis Einer kommt. Dazu iſt es ja, daß mehr als Ein Menſch auf der Welt iſt, daß Einer dem Andern aufhilft. Man kann doppelt ſo viel tragen, wenn man ſich nicht ſelber auf=laden muß.“

„Du biſt geſcheit. Warum biſt denn allfort ſo luſtig und machſt vor den Leuten Poſſen?“ fragte Jakob.

„Narr, das iſt Pfui=Kuraſche,“ erwiderte Magda=lene. „Es kann's kein Menſch auf der Welt ſchlechter

haben als ich: die halb' Nacht am Backofen ſtehen und verbrennen, den Tag über kein' ruhige Minut' und nichts als Zank und Schelten, und wenn ich was nicht recht thu', da heißt's gleich: Du Zuchthäuslerin, du ... Da iſt kein Wort zu ſchlecht, das man nicht hören muß. Es iſt kein' Kleinigkeit, ſo einen Korb voll Brod zum Verkauf herumtragen, und oft kein' Biſſen im Magen haben. Wenn dein' gut' Meiſterin die Adlerwirthin nicht wär', die mir allbot was zuſchuſtert, die Kleider thäten mir vom Leib abefallen. Ich weiß nicht, ich hab das noch keiner Menſchenſeel ſo geſagt; aber ich mein' als, dir dürft' ich's ſagen, du mußt's wiſſen wie's Einem ums Herz iſt. Ich bin nicht ſo aus dem Häusle, wie ich mich oft ſtell'. Fortlaufen darf ich nicht, ſonſt heißt's gleich, die iſt nichts nutz, und zu todt grämen mag ich mein jung Leben auch nicht, und ... da bin ich halt luſtig. Es gibt Einem doch Niemand was dazu, wenn man ſich das Herz abdruckt; es laßt ein Jedes das Andere waten, wie's durchkommen mag. Ich weiß gewiß, es muß mir noch beſſer gehen. Ich bin vom Fegfeuer in die Höll' kommen, es kann nicht ewig währen, ich muß einmal erlöst werden. Ich weiß nicht, warum mich unſer Herrgott ſo hart ſtraft; was ich than hab', kann dem rechtſchaffenſten Mädle paſſiren. Ich mein' als, ich muß für mein' Mutter büßen, weil ſie meinen Vater genommen hat." — So ſchloß Magdalene lächelnd und trocknete ſich große Thränen ab.

Jakob ſagte: „Genug für jetzt. Du haſt ſchwer auf dem Kopf, mach' daß du heim kommſt. Vielleicht

ſehen wir uns ein Andermal wieder, oder . . . heut Abend, oder . . . morgen.“

Jakob ging raſch davon, als hätte er etwas Schlimmes begangen. Auch fürchtete er in der That auf freiem Felde mit Magdalenen geſehen zu werden; er kannte die Blicke und Worte der Menſchen in ihrem Tugendſtolze.

Jakob kehrte ſich bald um und ſah Magdalenen nach, bis ſie zwiſchen den Gärten verſchwand und man nur noch den Kleebündel zwiſchen den Hecken ſich fortbewegen ſah.

Bei der Arbeit beunruhigte ihn immer der Gedanke, welch ein Verbrechen wol Magdalene begangen habe; er hätte ſie gern ganz unſchuldig gewußt, nicht um ſeinetwillen, gewiß nicht; nur um ihretwillen, damit ſie ſo harmlos leben könne wie es für ſie paßte.

Jakob hatte ſich vorgeſetzt, fortan allein und getrennt von aller Welt ſein Leben fortzuführen; er hatte nicht Freunde und nicht Verwandte auf dieſer Welt. Er hatte einſt gewaltſam eingegriffen in die gewohnte Ordnung oder Unordnung der Geſellſchaft, und die Geſellſchaft trennte ihn aus ihrer Mitte und gab ihn der Einſamkeit preis. So ſchmerzhaft auch dieſe Vereinſamung war, ſie ward ihm jetzt faſt eine liebe Gewohnheit. Zurückgekehrt in die Genoſſenſchaft der Menſchen, blieb er aus freien Stücken allein und frei, ließ ſich von keinem Bande der Neigung und Vereinigung mehr feſſeln. Jetzt ſchien es unverhofft über ihn zu kommen; er wehrte ſich mit aller Macht dagegen. Er war nicht leichten Sinnes genug, um ſich ſorglos

einem Verhältniſſe hinzugeben; er gedachte alsbald des Endes. Das Leben hatte ihn gewitzigt.

Wie ſtürmten jetzt dieſe Gedanken, bald klarer bald verworrener durch die Seele Jakobs. Das aber iſt der Segen der ſchweren Leibesarbeit, daß ſie die marternden Gedanken alsbald niederkämpft; das iſt aber auch ihr uralter Fluch, daß ſie nicht frei aufſteigen läßt in die Klarheit, um dort den Sieg zu holen. Wie viel tauſend Gedanken ruhen gedrückt und verkrüppelt hinter der Stirn, die jetzt die ſchwielige Hand bedeckt; wie viel peinigende fliehen aber auch, wenn dieſe Hand ſich regt. Jakob empfand Beides.

Anfangs wollte Jakob den Entſchluß faſſen, nie mehr irgend ein Wort mit Magdalene zu reden. Mit ſeiner früheren Bannformel „ſie geht dich nichts an" wollte er das Wogen ſeines Innern beſchwichtigen; aber dieſe Formel war ſchon längſt nicht mehr wahr, ſchon damals nicht, als er noch kein Wort mit Magdalene geſprochen hatte. Wendete er den Blick auch ab, wenn er an ihr vorbeiging; im Innern hegte er doch eine tiefe Theilnahme für ſie.

Wie klug iſt aber die ſtille Neigung, die ſich vor ſich ſelbſt verhüllt! Jakob kam endlich mit ſich überein, daß Magdalena ſeiner als Stütze bedürfe; er konnte ſich ihr nicht entziehen. Sie hat ja ſelbſt geſagt: man trägt leicht eine doppelte Laſt, wenn ein Anderer aufhilft.

Jakob gehörte der Welt wieder an. Er ließ ſich freiwillig einfügen, freiwillig und doch von einer höheren Macht getrieben. Er fühlte ſich friſch und kräftig bei dieſem Entſchluſſe, denn er trat durch denſelben wieder

in den Einklang mit ſich und der Welt. Das jedoch gelobte er ſich hoch und heilig, daß er auf der Hut ſein wolle; vor acht Tagen, mindeſtens aber vor Sonntag, das heißt vor übermorgen, wollte er Magdalene nicht ſprechen.

Wie leicht aber wirft ein Mann den Liebesfunken in die Seele eines Mädchens und geht dann ſorglos hin, ſein ſelbſt und des Andern vergeſſend, während es dort weiter glimmt und zur Flamme auflodert.

Magdalene war nach Hauſe gegangen und ihr Angeſicht lächelte. Sie hatte gar keinen Gedanken, es war ihr nur wohl; ſie wußte nichts von der Laſt auf ihrem Kopfe. In der Scheune ſtand ſie noch eine Weile ſo ſtill, gleich als wollte ſie die Stimmung noch feſthalten, die jetzt in dieſer Lage in ihr lebendig war; dann aber warf ſie den Kleebündel weit vor ſich hin, ſtrich ſich die Haare zurecht und ging an die Küchenarbeit. Das Belfern der Bäckenfrau fand heute gar keinen Widerpart, Magdalene war geduldig wie ein Lamm. Träumeriſch ſah ſie in das lodernde Feuer und dachte an Alles und an Nichts. Einmal ſprang ſie plötzlich auf, wie wenn ſie gerufen worden wäre, rannte die Treppe hinauf in ihre Schlafkammer, betrachtete mit Wohlgefallen ihre neue Haube mit dem hohen von ſchwarzem Felbel überzogenen Draht, auch das ſchöne weiße Goller mit den Hohlfalten probirte ſie an, legte Alles ſchnell wieder in die Truhe, ſchaute eine Minute in ſich vergnügt zum Dachfenſter hinaus nach dem blauen Himmel und eilte wieder, eben ſo ſchnell als ſie gekommen war, zurück an den Herd.

Wie ſtaunte ſie aber, als Jakob am Abend und am andern Tage ohne Gruß an ihr vorüberging.

Mit Thränen in den Augen zog ſie am Sonntag Nachmittag das ſchöne Goller an und ſetzte die neue Haube auf; ſie wiſchte haſtig den halbblinden kleinen Spiegel ab, der allein die Schuld tragen ſollte, daß man nicht recht ſehen konnte.

Des Kindes Sühne.

Lange ſaß Magdalene angekleidet auf der Truhe die all' ihre Habſeligkeiten verſchloß, dann aber ging ſie hinab; die Treppe knarrte unter ihren ſchweren Tritten. Sie ſetzte ſich auf die Staffel vor dem Hauſe und ließ ihre Gedanken ſpaziren gehen, ſie ſelber wollte ruhen.

Nicht lange dauerte dieſe Ruhe. Jakob kam das Dorf herab, er grüßte ſie und — ging vorüber. Jetzt ließ ſie ihre Gedanken nicht mehr allein ſpaziren gehen, ihr ganzes Weſen folgte ihnen nach und ſie gingen mit Jakob. Dabei ſaß ſie ruhig auf der Staffel. Kaum hörbar und ohne es ſelbſt zu wiſſen ſang ſie das Lied:

Was hab ich denn meinem Feinsliebchen gethan?
Es geht ja vorüber und ſchaut mich nicht an?
Es ſchlägt ſeine Aeugelein wol unter ſich,
Und hat einen Andern viel lieber als mich.

Es paßte wol nicht; wer aber weiß, wie die Regungen und Erinnerungen der Seele ſich in einander verſchlingen? Wie oft läuft ein fremder Gedanke neben her, während das Herz ganz erfüllt iſt von dem Ereigniß des Augenblicks!

Beſſer aber paßte ein anderer Vers, der nun auch folgte:

Die ſtillen, ſtillen Waſſer,
Sie haben keinen Grund;
Laß ab von deiner Liebe,
Sie iſt dir nicht geſund.

Der alte Metzgerle kam nun ebenfalls das Dorf herab. Magdalena fürchtete ſich gerade jetzt vor ſeinen Späßen; ſie ging ſchnell in das Haus und nahm ihren früheren Sitz erſt wieder ein als der Spaßvogel vorüber war.

Was läßt ſich da nicht Alles träumen an einem ſonntäglichen Sommernachmittage!

Viel tauſend Jünglinge und Jungfrauen treten zu einander und ihr Schickſal beginnt erſt von dem Augenblicke, da ſich die Strahlen ihrer Augen in einander ſchlingen; ſie haben ſich nichts zu berichten, als harmloſe, halbverſchleierte Kindererinnerungen. Ihr Leben beginnt erſt jetzt, es beginnt als ein gemeinſames, und ſelig! wenn es ſo endet.

Wie ganz anders dieſe Beiden hier! Ein herbes Geſchick laſtet auf ihnen und ſie tragen ſeine unauslöſchlichen Brandmale. Darum zittern und zagen ſie und ſchleichen bang umher. Die Wunden müſſen noch einmal aufgeriſſen werden vor den Augen des Andern; ſie quälen ſich jetzt zwiefach, da ſie vorahnen wollen was den Andern bedrückt, und doch kein Ziel finden.

Da kommt Jakob wieder denſelben Weg, er muß um das ganze Dorf gegangen ſein. Magdalena ſchaute nieder in den Schoos, aber ſie ſah doch Jakob immer

näher kommen, und jetzt ging er langſamer, und jetzt ſagte er halb vor ſich hin:

„Heut Abend nach dem Nachtläuten hinter'm Schloßhag.“

Magdalena antwortete nicht; als ſie aufſchaute war Jakob fort.

Wie glänzte jetzt ihr Angeſicht voll Freude; ſie wußte, daß er ſie auch lieb habe. Bald aber ging das Trauern wieder an. „Was muß er nur von dir denken,“ ſprach ſie zu ſich, „daß er dir ſo gradaus befiehlt, wie wenn's ſo ſein müßt'. Nein, ich laß mir nicht befehlen, und ich bin kein ſo Mädle, das Einem nachlauft. Nein, er ſoll rechtſchaffen von mir denken. Du kannſt lang warten, bis ich komm'. Und noch dazu auf dem finſtern Platz, wo's Einem gruſelt. Und was ſoll ich für eine Ausred' nehmen? Ich bin noch nie nach dem Nachtläuten fort. Und er hätt' wol ein' Weil dableiben können, daß man's beſſer ausgemacht hätt'. Nein, ich will nicht. Zehn Gäul' bringen mich nicht an den Schloßhag.“

„So iſt's recht,“ unterbrach jetzt der Metzgerle das nur in einzelnen Lauten vernehmbare Selbſtgeſpräch, „ſo iſt's recht, dein Räffele muß immer gehen; wenn Niemand da iſt, ſchwätzſt du mit dir ſelber, da haſt du ſchöne Geſellſchaft.“

Bei dieſen Worten ſetzte er ſich hart neben Magdalena, ſie aber gab ihm einen gewaltigen Stoß, daß er faſt von der Staffel fiel. Sie zog den Schlüſſel an der Hausthüre ab und ging auch fort. Sie war heute gar nicht zum Scherzen aufgelegt.

Als es Abend zu werden begann, ward es Magdalena wieder bang zu Muthe; es that ihr doch weh, daß ſie ſo feſt beſchloſſen hatte, nicht nach dem Schloßhag zu gehen. „Er wird gewiß bös ſein, und er hat Recht; aber ich bin unſchuldig, warum iſt er ſo ungeſchickt und . . .“ So dachte ſie wieder und ſtellte ſich an die Hausthüre; ſie hatte keine Ruhe mehr zum Sitzen. Als die Abendglocke läutete, ging ſie hinein und ſchaute nach den Hühnern, ob ſie alle da wären. Richtig, die ſchöne ſchwarze Henne, die jeden Tag den Gott gibt ein Ei legt, die fehlt. Es iſt jammerſchad, nein, die muß geſucht werden, die muß wieder herbei. Alle Nachbarn werden gefragt, Niemand weiß Auskunft; aber das Hennenfangerle haben Viele heut hier vorbei gehen ſehen. Sonſt verſteckten ſich die Leute, die ihr Eigenthum wieder haben wollten bei ſolchen Gelegenheiten in der Nähe vom Hauſe des Hennenfangerle, warteten auf ſeine Heimkunft und nahmen ihm die Beute wieder ab. Magdalena weiß aber auf andern Plätzen zu ſuchen: beim Rathhauſe oder auf dem Schloßplatze — ja, auf dem Schloßplatze da iſt ſie gewiß. — Nichts kommt auf den Lockruf herbei. Dort unten iſt der Schloßhag und wie im Fluge iſt Magdalena dort. Zehn Gäul' bringen ſie nicht an den Schloßhag, und jetzt war ſie der verlorenen Spur einer Henne dahin gefolgt!

Niemand iſt da. Magdalene ſteht ruhig am Zaune, ſie hört das Summen und Schwirren in der Luft, das Zirpen des Heimchens in der Schloßmauer und wie es in der Brunnenſtube quillt und quallt. Hinter des Schloßbauern Haus bellt der Hund, in der Ferne

ſingen die Burſchen und ein Juchhe ſteigt wie eine Rakete in die Luft. Der Hollunder duftet ſtark, Johanniswürmchen fliegen umher wie verſpätete Sonnenfunken. Jenſeits auf dem Hochdorfer Berge ſteht eine langgeſtreckte dunkle Wolke, Blitze zucken daraus hervor; das Wetter kann ſich hier heraufziehen. Endlich — der Zaun geht auseinander, dort wo er mit dürren Dornen ausgeflickt iſt; Jakob kommt hervor.

„Warteſt ſchon lang?“ fragte er.

„Nein . . . ich . . . ich hab' mein' ſchwarze Henn' geſucht.“

Und nun erklärte Magdalene, wie ſie eigentlich nicht habe kommen wollen, Alles, was ſie ſeit Mittag gedacht hatte, oder doch die Hauptſache wie ſie meinte. Jakob gab ihr Recht und berichtete gleichfalls, wie ihm die Beſtellung faſt unwillkürlich aus dem Munde gekommen ſei; er habe etwas ſagen wollen und da ſei's ſo geworden.

Magdalene rollte ihre Schürze mit beiden Händen zuſammen und ſagte nach einer Weile:

Drum wird's auch am geſcheitſten ſein, wir gehen jetzt gleich wieder. Und es iſt auch wegen den Leuten.

„Das wär' eins,“ erwiderte Jakob, „die Leut' denken doch nichts Gutes, von dir nicht und von mir nicht. Jetzt ſind wir einmal da, jetzt wollen wir auch ein bisle bei einander bleiben.“

Nun wurde beiderſeits erzählt, wie man ſeit vorgeſtern gelebt. — Endlich fragte Jakob, indem er einen Zweig vom Zaune abriß, nach dem Schickſale Magdalenens.

Magdalene fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, ſtützte dann die Wange auf die Hand und erzählte:

„Von meinen Eltern kann ich dir nicht viel berichten, ſie ſollen früher ein ſchönes Vermögen gehabt haben, von meiner Mutter her; ſie ſind aber zu viel von einem Ort in den andern zogen und auch durch ſonſt Sachen — ſeitdem ich halt denken mag, ſind ſie arm geweſen. Mein' Mutter war früher an einen Vetter von meinem Vater verheirathet, und ſie iſt bald geſtorben und ich bin in's Waiſenhaus kommen, weil mein Vater ſich gar nichts um mich kümmert hat. Ich bin zu dem Schullehrer in Hallfeld than worden. Ich kann's nicht anders ſagen, ich hab's gut gehabt; er iſt ein grundguter Mann, ſie iſt ein bisle ſcharf, aber das war mir geſund, ich bin ein Wildfang geweſen. Mein Vater iſt auch all Jahr ein paarmal kommen und der Schullehrer hat ihm zu eſſen geben und hat ihn geehrt, wie wenn's ein Anverwandter wär'. Der Lehrer hat mich allfort ermahnt, ich ſoll meinen Vater ja nicht vergeſſen und ſoll ihm gut ſein; und auf Neujahr hab' ich ihm allemal einen ſchönen Brief ſchreiben müſſen und hab' ihm als ein paar Strümpf geſchickt. Der Lehrer hat die Woll' dazu aus ſeinem Sack bezahlt. Wie ich vierzehn Jahr alt worden bin, hab' ich einen guten Dienſt kriegt in der Stadt als Kindsmädchen; da war ich drei Jahr. Ich hätt' ein ſchön Geld verdient, wenn nicht all paar Wochen mein Vater dageweſen wär', und da hab' ich ihm Alles geben müſſen was ich gehabt hab'. Wenn ich nicht Kleider

geſchenkt bekommen hätt', ich hätte mir keine anſchaffen können. Da ſind die zwei jüngſten Kinder an der Ruhr geſtorben und ich war überzählig im Haus. Die Leut' haben mich aber gern gehabt und haben mich das Kochen lernen laſſen, und da hab' ich einen prächtigen Dienſt bekommen bei dem Doctor Heiſter. Ich bin doch mein Lebtag unter fremden Leuten geweſen und es iſt mir nichts zu ſchwer, aber da war ich wie im Himmel. Wenn man ſo in ein fremd Haus kommt in Dienſt: man kennt die Leut' nicht, man ſchafft ſich ab und weiß nicht ob man's recht macht, und wenn man der Herrſchaft was Beſonderes thun will, kann man grad einen Unſchick machen. Bei dem Heiſter aber da war Alles gut. Es iſt mir oft geweſen, wie wenn ich das Haus ſo eingerichtet hätt' und Alles war ſo hell und ſo ſchön wie geblaſen, und mein' Küch' wie eine Kapelle. Der Doctor und ſeine Frau waren zwei einzige Leut' und keine Kinder, und da war noch ein Bedienter neben mir und alle Samstag eine Putzerin und wir haben außer'm Haus gewaſchen."

„Mach's ein bisle kürzer, zu was brauch' ich das Alles wiſſen?" drängte Jakob.

„Ja, das gehört Alles dazu, paß nur auf. Nun iſt mein Vater auch alle paar Wochen wiederkommen, und jetzt hab' ich ihm ſelber können zu eſſen geben bis genug, und mein' Herrſchaft hat ihm als ein Glas Wein 'rausgeſchickt. Der Herr Doctor hat aber bald gemerkt was mein Vater will und wie's mit ihm ſteht, und da hat er mir's einmal vorgehalten und hat geſagt, daß er die Sach' ändern will, und da hab' ich

geſagt: wie's der Herr Doctor machen, wird's gut ſein. Von dem an hab' ich keinen Lohn mehr bekommen und die Trinkgelder hab' ich auch abliefern müſſen, und das iſt Alles auf die Sparkaſſe tragen worden und ich hab' das Büchle bekommen, da ſteht alles drin. Nun iſt der Herr Doctor verreist, weit bis nach Rußland zu, für ein Waiſenkind, das ſie um ſein Vermögen betrügen wollen. Er iſt ein Vater der Wittwen und Waiſen. Nun, das hab' ich vergeſſen: der Bediente, der neben mir war, das war ein wüſter Menſch; der hätt' mich ſchon lang gern fortgedrückt, weil ich nichts von ihm gewollt hab'. Er hat gewiß auch die Geldroll' geſtohlen, die von des Herrn Tiſch wegkommen iſt, mit fünfundſiebzig Gulden drin. Nun, wie der Herr fort war, da iſt gleich den andern Tag mein Vater da, wie wenn's ihm ein Vöglein pfiffen hätt'. Selben Tag haben wir Fremde gehabt, den Bruder von der Frau und noch andere Gäſte. Ich ſteh' nun grad' am Spülſtein und waſch' das Silber, da kommt mein Vater her und ſagt: gib mir Geld. Ich ſag', ich kann nicht, und da ſeh' ich wie er zwei Löffel nimmt und will ſie einſtecken; ich halt' ihm ſein' Hand und ring' mit ihm, er iſt ſtärker als ich. Der Bediente kommt eben und bringt das Kaffeegeſchirr, ich will keinen Lärm machen und fort iſt mein Vater. Ich renn' ihm nach bis an die Eck', ich ſeh' ihn noch, und jetzt verſchwindet er; ich kann in dem Aufzug, wie ich geh', nicht durch die Straßen, und daheim iſt alles offen und das Silber ſteht in der Küch'. Ich renn' heim und ſtoß' das Blech am Gußſtein 'naus und ſag': da ſind mir zwei

Löffel 'nunter und ich will ſie mir am Lohn abziehen laſſen. Der Bediente läßt den Abguß aufbrechen, man findet aber keine Löffel. Ich ſag' ich weiß nicht wo ſie hinkommen ſind, und da, da hat mein Unglück angefangen. Der Bediente hat's ſchnell auf der Polizei anzeigt, er hat ſich rein machen wollen wegen der Geldroll', und nach zwei Tagen ſind die Löffel wiederkommen und der Silberarbeiter hat genau angeben, daß er ſie von meinem Vater kauft hat. Wenn man einmal in's Lügen 'neinkommt, da iſt's grad wie wenn man einen Berg 'runterſpringt; man kann ſich nicht mehr halten. Der Bediente hat Alles angezettelt gehabt. Die gut' Frau Doctorin hätt' die Sach' gern vertuſcht, aber es iſt nicht mehr angangen; die Sach' hat einmal den Lauf bei den Gerichten. Ich ſteh' in der Küch' und da kommen zwei Polizeidiener, ich muß mit ihnen 'nauf in mein' Kammer und muß mein' Kiſt aufmachen und kruſten ſie drin 'rum und reißen alles 'raus und thun, wie wenn's lauter Lumpen wären, und jetzt muß ich mit ihnen in's Criminal. Ich weiß bis auf dieſe Stunde nicht, warum ich nicht geſtorben bin vor Kummer und Schand'. Geſtern hab' ich wegen meinem Küchenkleid meinem Vater nicht nachſpringen wollen; hätt' ich's nur than, ſo bräucht ich mich jetzt nicht ſo da führen laſſen. Du lieber Gott, wie iſt mir's da geweſen! Ich hab' gemeint, alle Leut', die mich anſehen, hängen ſich an meine Kleider, und es war mir ſo ſchwer und doch bin ich fortkommen, und ich hab' mir das Geſicht zugehalten und doch hab' ich geſehen, wie alle Leute

ſtehen bleiben und nach mir umſchauen und dann wieder ruhig fortgehen, und Der und Jener hat gefragt: was hat ſie than? — So hab' ich die Menſchen zum Letztenmal geſehen, die frei 'rumlaufen dürfen. Was geht ſie ein armes Mädchen an, das von Polizeidienern geführt wird? Was ſoll ich dir viel von meinem Gefängniß erzählen? Sie haben von mir wiſſen wollen, wo die fünfundſiebzig Guldenroll' iſt; ich hab' hoch und heilig geſchworen, daß ich nichts davon weiß, aber ſie haben mir nichts glaubt. Die Löffel hab' ich eingeſtanden. Hätt' ich ſollen meinen Vater in's Unglück bringen? Ich hab' ihm ja jed' Neujahr geſchrieben, daß ich ihm mein Leben verdank' und daß ich's ihm auch opfern will, wenn's nöthig iſt. Und ich hab' mir auch Vorwürf' gemacht, daß ich mein Geld auf Zinſen gelegt hab' und mein Vater hat derweil Noth gelitten. Kurzum, ich bin in's Spinnhaus kommen."

So hatte Magdalene erzählt und die Beiden waren lange ſtill, bis Jakob fragte:

„Wo iſt denn jetzt dein Vater?"

„Ich weiß es nicht."

Jakob faßte ihre Hand, ein doppelzackiger Blitz leuchtete von jenſeits und Jakob ſagte:

„Du haſt's gut, du biſt unſchuldig, aber ich — mein' Geſchicht' iſt ganz anders."

„Das ſchad't nichts," erwiderte Magdalene, „du haſt dafür büßt, und ich ſeh' dir's an den Augen ab, du haſt doch ein gut Gemüth."

Wiederum leuchtete es hell von jenſeits und hell

aus den Augen der Beiden. Das war ein grelles, seltsames Licht, mit dem der Blitz über die Angesichter der Beiden streifte; sie schauten sich an und standen wie in glührothen Flammen; und doch war es im selben Augenblicke wieder fahl und grünlichweiß, todtenartig. Sie drückten die Augen zu. Jakob umarmte Magdalene und preßte sie fest an sich.

„Du bist ein prächtig Mädle, wenn ich nur ein anderer Bursch wär'!" stöhnte Jakob.

„Es ist schon spät und ich muß gehen," sagte Magdalene, „und ich hab' mein' Henn' doch nicht gefunden."

„Ja," sagte Jakob, „schlaf wohl, und wir sehen uns schon mehr und ... hab' Geduld mit mir. Gut' Nacht."

Er schlüpfte jetzt nicht mehr mühselig durch die Lücke des Zauns, er sprang behend über den ganzen weg. Magdalene ging still sinnend heimwärts; sie vergaß, ihrer Henne zu locken.

Am andern Morgen fand sich die schwarze Henne bei den Kühen im Stall eingesperrt. Es ist nicht bekannt, wie sie dahin gekommen und ob Jemand davon gewußt.

Eine erste Liebe und eine zweite.

Wonnig schaute Magdalene andern Morgens zum Fenster hinaus, der Himmel war so schön blau, sie hätte hineinfliegen mögen, so leicht war's ihr. Die Luft war frisch und klar, auf dem Nußbaum in des

Jakoben Garten glitzerten die Tropfen; es hatte heute Nacht ſtark gewittert. Magdalene hatte den Sturm und das Gewitter verſchlafen. Träumeriſch hörte ſie dem Buchfinken auf der Dachfirſte gegenüber zu, der auch ſchon ſo früh auf war und ſchon was zu ſingen hatte; ſie wollte ihn nachahmen und necken, verſtand es aber nicht. Sie ging an die Arbeit und ſang beim Holzhereintragen, im Stall und in der Küche, bis die Bäckenfrau durch das Schiebfenſterchen rief, ſie ſolle ſtill ſein, man könne ja nicht ſchlafen. Sie war ſtill, aber innerlich war ſie den ganzen Tag voll Jubel und Seligkeit; es kam ihr immer vor, als ob heut nochmals Sonntag ſein müßte. Auf dem Speicher und in der Küche faltete ſie oft die Hände und drückte ſie feſt aufeinander; ſie ſprach kein Wort, aber ihre ganze Seele war ein Gebet voll Dank und Liebe. Jetzt eilt ſie hinauf in ihre Kammer, aber ſie ſieht nicht mehr nach der ſchönen Haube und dem weißen Goller, ſondern nach ihrem Sparbüchlein, das ihr Doctor Heiſter frei gemacht hatte. Sie drückt das Büchlein an's Herz und lieſt darin: ſie hat mehr als hundert Gulden ausſtehen und das ſchon bald vier Jahre. Sie kann gut kopfrechnen, kann aber doch die Zinſen nicht vollſtändig herausbringen, weil noch etwas am Jahr fehlt und das Geld auch nach und nach eingelegt wurde. Es iſt zwar eine Zinſenberechnung beigedruckt, aber da kann man jetzt nicht draus klug werden. Sie überlegt, ob es nicht beſſer ſei, wenn ſie das Büchlein Jakob zur Aufbewahrung gebe; ein Mann kann eher darauf Acht haben. Es wird ihr auf Einmal angſt und bang, das

Büchlein könne abhanden kommen; ſie legt es zu unterſt der Truhe und verſchließt ſie ſorgfältig. Sie überlegt, was man mit dem Gelde anfange. Ein Aeckerchen zu kaufen, dafür langt's nicht und trägt's nicht genug; ja, das iſt's: ein gutes Pferd und ein Wägelchen, das kriegt man dafür. Jakob kann gut mit dem Fuhrwerk umgehen, er fährt all' Woch' zweimal als Bote nach der Hauptſtadt und hat einen ſchönen Verdienſt. Freilich, das iſt dumm, daß er ſo viel von Haus weg iſt, aber es geht nicht anders, und er kommt ja wieder und die Freud' iſt um ſo größer.

Mit einem Wort, es war Magdalenen „wieſeleswohl."

Jakob war auch ſchon früh auf, er ſpannte einem Frachtfuhrmann vor. Er war heute auf dem Wege wieder ſehr wortkarg, ging immer neben ſeinem Pferde und wehrte ihm die Bremſen ab. Da lächelte er einmal halb ſchmerzlich vor ſich hin, denn er dachte: „Ich bin auch ſo ein Gaul, der im heißen Sommer den Frachtwagen ziehen muß und an den ſich noch obendrein die Bremſen hängen, ihn ſtechen und plagen und ihm das Blut ausſaugen." — Während er ſo dachte, hatte er vergeſſen auf das Thier zu achten, das nun von den fliegenden Quälern wie überſät war.

Oben an der Steige im Walde wurde Halt gemacht. Jakob ſpannte ſein Pferd ab. Der nächtige Sturm hatte hier tapfer gerast. Drinnen bei den Menſchenkindern in ihren feſtgezimmerten Behauſungen da weiß er nichts zu faſſen und er packt nur im Muthwillen einen loſen Fenſterladen und klopft an, die Schläfer gemahnend, daß er wache. Draußen aber, da iſt ſein Reich. Er läßt

das Korn aufwogen, eilt raſch fort nach dem Walde, weckt die ſchlafenden Bäume, daß ſie rauſchen und brauſen wie das ewige Meer, von dannen er kommt, daß die ſangfertigen Kehlen der Bewohner der Lüfte verſtummen und denen gleich ſeien, die in der Tiefe der Wellen hauſen; denn ein einziger vom Unſichtbaren ausgehender Odem beherrſcht Alles.

Das muß ein luſtig Leben hier geweſen ſein! Und wie dann der Sturm entflohen war und die ſegenbringende Wolke alles Leben erquickte! Darum jubiliren auch die Vögel ſo luſtig in den Zweigen und die Lerche ſteigt, auf ſich ſelbſt ruhend, hoch auf, gleich einem Gebete.

Dem alten Eichbaum am Wege, deſſen Wurzeln gleich einer mächtig ausgebreiteten Rieſentatze ſich in die Erde graben, iſt ein ſchöner junger Aſt abgeknackt worden. Solch junger Nachwuchs taugt nicht mehr für den knorrigen Alten, das hat ihn der Sturm gelehrt. Auf dem Stumpfe des geknickten ſchlanken Aſtes ſitzt ein Buchfink und ſingt fröhlich in den Morgen hinein; er lockt wohl ſeinen Gefährten. Iſt es vielleicht der drinnen im Dorf auf der Dachfirſte?

Jakob war ſchon ſehr müde, ſitzlings kehrte er auf ſeinem Pferde heimwärts. Im Vorbeireiten riß er ſich ein Birkenblatt vom Baume, legte es zwiſchen die Lippen und nun merkte man erſt, wie vielerlei Weiſen, luſtige und traurige, Jakob im Kopfe hatte. Der Ton, den er durch das „Blätteln“ hervorbrachte, glich dem eines ſchrillen Inſtrumentes, nur entfernt mit einem hochgezwängten Clarinettenton zu vergleichen; dabei war

er aber der leiſeſten und zarteſten Biegungen fähig. Beſonders künſtlich war, wie Jakob den Klang des Poſthorns mit ſeinem eigenthümlichen Zittern nachahmte.

Seitdem Jakob in das Dorf gekommen, war dies zum Erſtenmal, daß er etwas von ſeinem Melodienſchatze preisgab. Im Innern war es ihm aber gar nicht „ſingerig" zu Muth. Er machte ſich grauſame Vorwürfe über ſein geſtriges Benehmen, er iſt weiter gegangen als er wollte; er hat ein fremdes Leben an ſich geſchloſſen und doch iſt ihm ſein eigenes zur Laſt. Er ſieht Qual und Kummer von neuem über ſich kommen. Er gedenkt einer Vergangenheit — das Blatt entfällt ſeinem Munde, er fängt es aber noch glücklich mit der Hand auf und blättelt weiter. Er kam ſich jetzt doppelt verächtlich vor, da er ſo hülflos und verlaſſen ein ſo herrliches Mädchen mit Gewalt von ſich ſtoßen mußte. Und doch muß es ſo ſein — das war der Schluß ſeiner Ueberlegungen.

Als er heimkam, bemerkte er, daß er das „Zielſcheit" verloren hatte. Er rannte nun nochmals den Weg hin und zurück, für den er vorhin zum einmaligen Gehen zu müde war; aber vergebens, er fand das Verlorne nicht wieder. Alles, was er heute unternahm, ging ihm „hinterfür," und ſelbſt die Thiere waren wie verhext. Er trat den Braunen mit den Füßen, weil er ſich nicht alsbald ſchirrgerecht an die Deichſel geſtellt hatte; heute zum Erſtenmal wurde er von Konrad tüchtig ausgezankt. Jakob ließ ſich's aber nicht gefallen, ſondern erwiderte ſcharf und beſtimmt: der Adlerwirth könne ihn ja auf Michaeli fortſchicken, oder morgen oder gleich

heut, es ſei ihm Alles eins. Konrad ſchwieg, denn ſo arg hatte er's nicht gemeint.

So ſind aber die Menſchen, ſowohl die, welche man Herren heißt, als auch die, welche wirklich Knechte genannt werden. Wenn ihnen etwas quer gegangen iſt und ſie in Verſtimmung bringt, da zerren und reißen ſie an allen Banden, die ſie mit Anderen verknüpfen; ſie wollen noch unglücklicher, ſie wollen losgetrennt und allein ſein, damit Niemand die Befugniß habe, ſie in's Klare zu bringen, weil ſie nur im Unklaren zu ihrer Verſtimmung berechtigt ſind.

Jakob wäre es noch beſonders lieb geweſen, wenn ihn ſein Herr beim Worte genommen hätte; er ſelber wollte nichts dazu thun, aber eine fremde Gewalt ſollte ihn fortdrängen aus allen ſeinen jetzigen Verhältniſſen, aus all' dem Wirrwarr, den er hereinbrechen ſah.

Jakob war ſehr unglücklich. Ein Schauer überkam ihn, voll ſüßer Wehmuth, wenn er an Magdalene dachte; ſie konnte ihm ſein Leben wieder aufhellen, und doch war auch ſie gebrandmarkt, vor den Augen der Welt wenigſtens. Sie waren Beide arm — was ſollte daraus werden? Er überlegte nun, daß er eigentlich noch gar keine Verpflichtung gegen Magdalene habe, Alles war noch zu trennen; um dieſes vollends zu bewirken, wollte er ihr berichten wer er ſei.

Mit dieſem Vorſatze ging er den andern Abend zu Magdalene in die Scheune, wo ſie kurz Futter ſchnitt. Sie ſetzten ſich auf einen Kleebündel und Jakob erzählte:

„Ich hab' kein' Jugend gehabt, ich kann dir nichts davon erzählen. Noth und Elend macht vor der Zeit

alt. Ich bin ein vaterloſes Kind. Weißt du, was man da auszuſtehen hat? Von den Alten und von den Jungen? Der Schullehrer hat einen Seinesgleichen aus mir machen wollen, ich will aber nicht. Eine Viertelſtund von meinem Ort da iſt die Poſt, da war ich immer und hab' geholfen. Ich hab' zu eſſen bekommen und die Reiſenden haben mir auch oft was geben; ich hab' aber nie Einen angeſprochen. Ich närriſcher Bub hab gemeint, es kommt einmal ein König mit einer goldenen Kron auf, und der nimmt mich mit und macht mich glücklich. Ich hab' allerlei dumme Geſchichten im Kopfe gehabt und hab' auch gemeint, Der müſſ' kommen von dem mein' Mutter nicht gern ſpricht und hab' allen Menſchen in die Augen geſehen. — Fort, es iſt jetzt alles vorbei ... Wie ich vierzehn Jahre alt war, hab' ich das Poſtkärrele bekommen und was meinſt, wie wohl mir's war, wie ich den gelben Rock' hab' anziehen dürfen und den Glanzhut aufſetzen? Das war die glücklichſte Zeit, die ich in meinem Leben gehabt hab'. Hurrah! Wie bin ich dahin gefahren auf meinem zweirädrigen Kärrele, ich war allein und hab' ſelber kutſchirt, jetzt war Ich König. Mein Herr hat mich einmal geſchlagen, weil der Gaul gefallen iſt und hat ſich beide Vorderfüß' aufgeſchürft. Am nächſten Ziel bin ich fort und bin Kutſcher in der Stadt geworden.

Nach zwei Jahren bin ich fort. Warum? das gehört nicht daher. Ich bin nun Poſtillon in R. geworden. Jetzt war mir's erſt wieder wohl. Mein Poſthörnle, das war mein' Freud. Ich hab' manches Trinkgeld über die Taxe von den Reiſenden bekommen, weil's

ihnen gar wohl gefallen hat. Wenn ich Nachts durch den Wald heimgeritten bin, da war mir's wie wenn die Bäum' ſagen thäten: fang' jetzt einmal an, ſpiel' einmal eins auf, wir warten ſchon lang. Und da hab' ich viel' beſſer geblaſen, als ich's eigentlich kann, und die Bäum' haben ſich ſelber vor Freude geſchüttelt im Mondlicht, und der Wald hat ſelber zu blaſen angefangen, und ich hab' nicht mehr aufhören können, und eins hat das andere nicht ruhen laſſen, und es war mir, wie wenn ich mein Leben lang, hundert Jahr ſo fortreiten ſollt', und mein' Gäul' ſind ſo ſtill und fromm dahin gangen, und ich ſelber war fromm und luſtig und Alles war prächtig."

Jakob hielt eine Weile inne, biß ſcharf auf die Lippen, dann fuhr er fort:

„Ich bin jetzt nur noch der halb Kerle, der ich war. Ich darf's jetzt ſchon ſagen, ich bin's ja nicht mehr, ich war ein ganzer Burſch. Die ganz' Welt hat mich lieb gehabt und ich hab' ſie wieder lieb gehabt; ich hab' nicht gewußt, was Kummer iſt und Alles hat mir freundlich gelacht, wenn ich's angeſehen hab. Es iſt vorbei ... Mein Unglück hat in dem Haus ſchräg gegenüber von der Poſt gewohnt und das war die Frau von dem Kupferſchmied, und die allein hat nicht gelacht und hat die Augen niedergeſchlagen, wenn ſie mich geſehen hat. Was iſt da viel zu ſagen? Wir haben einander gern bekommen. Jetzt war ich im Fegfeuer und ich hab' Tag und Nacht kein' Ruh mehr gehabt. Guck, wenn unſer Herrgott einen mit der ſiebenten Höll' ſtrafen will, da ſoll er ihn nur in eine Ehefrau verliebt machen. Iſt man

brav, da möcht' man verbrennen; iſt man nicht brav, da hat Einen der Teufel und ſein' Großmutter am Bändel und läßt Einen nicht ruhen und nicht raſten und gunnt Einem kein' fröhliche Minut. Wenn ein Burſch eine Ehefrau gern hat, ſollt' er ſich nur gleich einen Stein um den Hals hängen und ſich ins Waſſer ſchmeißen, wo's am tiefſten iſt. Oder ein guter Freund ſollt's ihm thun, wenn er ſelber nicht will. Es gibt kein ander Rettungsmittel. Die Kupferſchmiedin war ſiebzehn Jahr alt wie ſie geheirathet hat. Sie hat damals noch nicht gewußt, was das zu bedeuten hat; ſie hat's zu ſpät erfahren. Der Kupferſchmied war ein ſchlechter Geſell und hat ſein' Freud' dran gehabt, ſie zu peinigen. Er iſt faſt den ganzen Tag bei uns in der Wirthsſtub' geſeſſen und hat da gelumpt. Einmal hör' ich, wie er zum Doctor ſagt: „Doctor, könnet Ihr mir nicht helfen? Mein' Frau liegt mir nicht recht und ſteht mir nicht recht." „Warum? wo fehlts?" fragt der Doctor, und der Schmied ſagt: „Sie ſollt' halt auf dem Kirchhof liegen und im Kirchenbuch ſtehen." Alles hat gelacht, ich wär' gern hin und hätt' ihm den Kragen 'rumgedreht. Er muß mir ſo was angeſehen haben und nimmt einen harten Thaler aus der Taſch', wirft ihn auf den Tiſch und ſagt: „Jakob, den kriegſt du zum Trinkgeld, wenn du mir mein Weib abnimmſt." Ich hab' Angſt vor mir ſelber bekommen, ich hab' nichts ſagen können und bin 'naus in den Stall und hab' mir gewünſcht, wenn ich nur ein Gaul wär' oder geſtorben. Ich hab' mir heilig vorgenommen, gar nicht mehr nach der Kupferſchmiedin umzuſchauen; aber es

iſt nicht gangen. Am Sonntag drauf kommt gegen Abend eine Extrapoſt, ich ſpann' an und fahr' mit fort. Es waren zwei prächtige Leutle drin, ein junges Ehepaar, und die haben ſich ſo gern gehabt und ſie hat immer gewollt, er ſoll rauchen, und er hat geſagt, es ſei ihm ſo feierlich zu Muth, er könn' jetzt nicht; und da haben ſie die Handſchuh' auszogen und haben ſich die Hand geben, und er hat ihre Hand an den Backen gehalten und ſie ſind ſtill geweſen. — Ich hab' ſchon ſeit vielen Tagen nichts weiter als das Signal blaſen, und jetzt war mir's, wie wenn mir Einer das Poſthorn an den Mund legt' und ich hab' aufgeſpielt, daß es eine Art gehabt hat, und wie ich abſetz', haben die beiden Eheleut' in die Händ' klaſcht und haben ſich nachher küßt. Wie wir den Berg oben ſind und die Sonn' iſt drüben ſo ſchön untergangen, da ſagt er wieder: ich ſoll noch ein Stückle blaſen, und ich hab's gethan, und hab' nicht mehr aufgehört, bis wir auf der Station waren, und da hab' ich einen harten Kronenthaler Trinkgeld bekommen. Ich füttre nun und mach' mich auf den Heimweg, die beiden Leutle grüßen noch zum Fenſter heraus und Sie iſt noch ſchöner ohne Hut. Ich bin faſt immer die Steig' hinauf neben meinen Gäul gangen, aber heut waren mir die Stiefel wie Centnerſtein' an den Füßen. Es war mir, wie wenn ich im tiefen Waſſer ging'; ich hab' mich nicht regen können. Mein Sattelgaul guckt mich verwundert an, wie ich jetzt ſchon aufſteig'. In Steinsfeld iſt Kirchweih. Ich bind' meine Gäul am Haus an und geh auch 'nauf zum Tanz. Der Kupferſchmied iſt auch da und thut wie ein lediger

Burſch; ich hab' mich aber nicht viel um ihn bekümmert und hab' mich in eine andere Stub' geſetzt. Heut zum Erſtenmal hab' ichs geſpürt, daß ich viel geblaſen hab', ein Schoppen langt nicht; ich trink' mehr, ich hab ja auch mehr als dreifaches Trinkgeld. Jetzt bin ich grauſam traurig geworden. Da ſind die Burſchen alle und Jeder hat ſeinen Schatz und Jeder darf ihn zeigen, und ich — ich hätt' mir gern in's Geſicht geſchlagen. Ich hab' mein Schickſal verflucht und hab mir vorgenommen, die Sach' zu ändern und wenn ich meinen Dienſt aufgeben muß. Es iſt ſchon gegen zwölfe wie ich heim reit', und die Bäum' am Weg haben tanzt und die Stern' haben mich wie zum Spott anblinzelt und ich hab' an die beiden Eheleute dacht und an daheim und an Alles, und der Kopf hat mir geturmelt und mein Horn hat auch den Teufel im Leib und will nimmer. Wie ich in den Wald komm', da geht der Kupferſchmied am Weg; ich nehm' mein' Peitſch und thu' ein Fitzerle nach ihm, nur zum Spaß, er aber ſchimpft was er vermag und geht auf mich los. Ich 'runter, ihn tüchtig durchklopfen und in den Graben ſchmeißen: das war Alles eins.

Meine Gäul', die ſonſt ruhig ſtehen bleiben wie die Lämmer, waren davongegangen, ich muß ihnen ſchnell nach und hol' ſie richtig ein, dort wo's wieder den „Stich" hinaufgeht. Tags darauf hör' ich, daß der Kupferſchmied krank im Bett liegt, er ſei auf einen Stein gefallen und ſei die ganze Nacht mit den Füßen im Waſſer gelegen. Jetzt iſt mir's doch bang worden und ich hab' dacht, das wär' nun die beſt' Zeit, um auf und

davon zu gehen; aber der Teufel hat mich am Narrenſeil gehabt und hat mir allerlei vorgemacht. Der Schmied hat ſcheint's die Sach' von Anfang nicht bekennen wollen. Samſtag Morgens hat mich der Schütz und ein Landjäger aus dem Bett geholt und ſie haben mich auf den Thurm geſperrt. Ich ſag' nichts davon, wie mir's da geweſen iſt. Der Thorwart hat mir geſagt, der Schmied läg' am Sterben. Wie ich nun ſo jeden Tag gehört hab' wie's geht, einmal ſchlimmer, einmal beſſer — du kannſt dir nicht vorſtellen, wie mir's da um's Herz war. Im Gefängniß hab' ich geweint wie ein Kind und vor dem Richter war ich ſtolz und hab' Alles geläugnet. Er war gar ſcharf. Ich hab' in der Nacht kein Aug' zuthun können und wenn ich ja hab' ſchlafen wollen, da bin ich wieder aufgewacht; um zwei Uhr da kommt der Poſtwagen grad durch das Thor, wo ich drauf ſitz, den hab ich geführt, und jetzt war mirs allemal, wie wenn mir der Wagen über den Leib wegging', ſo hat mich's geſchnitten, und der weiße Spitzhund hinten auf dem Packkaſten hat bellt und hat mich ausgelacht. Nach vier Wochen iſt der Schmied geſtorben, wie ſie ſagen an der ſchleichenden Hirnentzündung. Jetzt hätte ich's gern eingeſtanden, ich kann aber nicht mehr, ich bin ſonſt verloren, und der Richter war fuchsteufelswild. Jetzt kommt das Aergſte —" ſagte Jakob und ballte beide Fäuſte — „ich hab' Prügel bekommen. Was ich da dacht hab', wie ich dagelegen bin und die ganz' Welt hat auf mich losgeſchlagen — unſer Herrgott wird mir's verzeihen, aber die Welt wenn ich hätt' anzünden können, ich hätt's than. Und wenn

ſie mir das Paradies ſchenken, ich kann nicht mehr froh ſein, ſo lang ich unter Menſchen bin.“ —

Jakob war ſtill, ſein Athem ging raſch; Magdalene ſtrich ihm mit der Hand über die Stirn und er fuhr fort:

„Ich hab' Alles eingeſtanden, mehr als ich than hab', ich hab' wollen köpft ſein; nur fort, nur ſchnell. Kurzum, weil ich trunken gehabt hab' und auch ſonſt noch, ich weiß nicht warum, hab' ich nur fünf Jahr' Zuchthaus kriegt. Ich bin da Jahre lang allein geſeſſen. Was meinſt, was einem da in Kopf kommt, wenn man keinen Menſchen ſieht und hört und ſpricht? Ich muß einen feſten Hirnkaſten haben, daß er nicht verſprungen iſt.

Siehſt du, ſo bin ich. Ich hab' einen Menſchen aus dem Leben geſchafft, hab' kein' Freud mehr an der Welt, hab' Niemand mehr gern, mag nicht mehr. Ich bitt' dich,“ fuhr er fort, die Hand Magdalenens faſſend, „ich bitt' dich, laß du mich auch; wer mich anrührt, hat Unglück.“

Magdalene ſaß lange ſtill, endlich fragte ſie: „Wie geht's denn der Schmiedin? weißt nicht?“

„Freilich. Sie hat ſchon lang wieder geheirathet, den Bachmüller; ſie war eine Scheinheilige, ich hab' böſe Sachen erfahren.“

„Es iſt dir doch recht ſchlecht gangen,“ begann Magdalene wieder, „aber du biſt doch gut, und es wird dir gewiß auch noch gut gehn.“ Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden.

Plötzlich ſtand Jakob ſtraff auf. Es war ihm zu Muthe, als ob er eine große Laſt abgelegt hätte; er fühlte ſich ſo leicht und frei.

„Und wenn mir's gut geht, ſo mußt du auch dabei ſein," ſagte er mit einer ganz andern Stimme als bisher. Er hob Magdalene in ſeinen Armen empor und trug ſie wie ein Kind umher; endlich gab er ihren Bitten nach und ließ ſie herunter.

Als ſie auf dem Boden ſtand, ſagte ſie: „Nein, ich möcht' dich auf den Händen tragen, damit du Alles vergiſſeſt; gib nur Acht, es wird ſchon."

Jetzt erſt waren die Beiden ſelig.

Von nun an ſcheute ſich auch Jakob nicht mehr, vor Aller Augen mit Magdalene zu ſprechen und ſie zu beſuchen.

Beſonders oft ſtanden ſie hinter dem Hauſe beim Backofen. Das Verhältniß der beiden Sträflinge reizte aber die Spottluſt im Dorfe. Als ſie eines Abends ſo beiſammen ſtanden, hörten ſie die Burſchen nicht weit davon ſingen:

Und des Hudelmanns Tochter
Und des Bettelbuben Jung',
Die tanzen miteinander
Im Holdergäßle 'rum.

Der Hudelmann ſteht daneben
Und lacht überlaut:
Der Herr ſei gelobet,
Meine Tochter iſt Braut.

Das erſte Gefühl Jakobs, als er dieſen Sang hörte, war nicht Zorn, ſondern Trauer über die Menſchen; ſo ſehr hatte er ſich geändert.

Nach wenigen Tagen hatte auch die Spottluſt ihr

Genüge; und man ließ die beiden Liebenden ungekränkt.

Jakob hätte nun gern etwas Großes, etwas Gewaltiges gethan, um seine Wiedergeburt, seine Rechtschaffenheit zu bethätigen und das Glück zu erringen. Aber wo war ein Raum für ihn? Er arbeitete für zwei Mann, aber was nützte das? Er konnte Jahre lang arbeiten, pünktlich und gewissenhaft sein; ein einziger Fehler zerstörte wieder Alles, frischte das Brandmal wieder auf, das durch eine einzige That seinem Leben aufgedrückt und nie zu tilgen war, weder aus seinem Gedächtnisse, noch aus dem der Menschen.

Er stand wieder einmal oben auf dem Berge und sah den abgeknickten Ast an der Eiche, der jetzt verdorrt war. Im Innern Jakobs sprach es: „Wie viel Jahre braucht so ein Ast, um zu wachsen, und ein einziger Sturmwind, ein einziger Axthieb knackt ihn in einem Augenblick ab .... Was thut's? Wenn nur der Stamm gesund bleibt, der Saft strömt der Krone zu."

Eine unwandelbare Zuversicht lebte in Jakob. Er trauerte wol noch oft, es waren die Nachschauer eines langen Gewitters; die Sonne stand schon hoch und hell am Himmel.

Einen Schmerz aber konnte Jakob nicht verwinden, ohne ihn Magdalene mitzutheilen. Er fragte sie nach ihrem Vater, sie wußte nichts von ihm.

„Guck," sagte er dann, „es ist jetzt kein' Red' mehr davon, daß wir von einander lassen; aber tief thut mir's weh, daß wir so allein stehen, gar keine Familie haben. Ich hab' mir früher als dacht, wenn ich einmal

heirath', da möcht' ich in eine große Familie hinein. So ein alter Schwiegervater und eine dicke Schwiegermutter, und recht viel Schwäger und Schwägerinnen, und Vaters Brüder und Schweſtern, und ſo Alles, das muß prächtig ſein. Und wenn's auch arme Leut' ſind, die Einem nicht aufhelfen können und Einem auf dem Hals liegen, man hat doch recht viel' Menſchen, die Einem angehören und Einem doch beiſtehen können in allen Sachen. So ohne Familie iſt man wie ein Baum auf einem Berg, der ſteht allein und verlaſſen; wenn ein Wind kommt, packt er ihn von allen Seiten und läßt ihm lang' keine Ruh. In einer Familie aber iſt man wie in einem Wald; kommt auch ein Sturm, ſo hält man's mit einander aus und man hält zuſammen. Was meinſt du dazu? Hab' ich Recht?"

„Freilich," ſeufzte Magdalene, „aber alle Menſchen ſind ja verwandt mit einander, wenn man's auch nicht ſo heißt, und . . . und . . . ich weiß nicht, wie ich's ſagen ſoll: die rechte Lieb' iſt doch, die man zu Leut' hat, die nicht verwandt heißen; das iſt viel mehr. Und glaub' mir, ich hab' mein Lebtag die Gutthaten der Menſchen genoſſen; es gibt Viele, die noch Alle gern haben, mehr als Verwandte; denk' nur an den Schullehrer und an den Doktor Heiſter und an Alle, die ſo ſind, und das iſt unſer' Familie, und die iſt groß."

Eine Nacht im Freien.

Es geht ein tiefes Wehe durch das Herz der Menſchheit, daß es erzittert in namenloſen Schauern. Es iſt

kein Menſch auf Erden, der das Heiligthum ſeines Weſens rein und frei und ganz hinwegtrüge über dieſe kurze Spanne Zeit. Abfall und Schmerz iſt ſein Loos und aus ihnen ſteigt er auf, ringt nach Wiedervereinigung, nach ſeligem Leben. Das Menſchenthum wird aus Schmerzen geboren. Muß das ſein? Sollen wir nicht auf den lichten Höhen der Freude und des Einklangs eingehen in die Ewigkeit, als ganze, volle reine Menſchen? Die Flammen der Liebe und der Begeiſterung! Sie haben Genien gezeugt und Ungeheuer. Wir Alle, die wir hier ſind und waren, wir ſind ſchon hinabgeſtiegen zur Hölle in der Tiefe unſerer Bruſt, und wohl uns, wenn wir wieder erſtanden ſind zum freien, heitern Licht; aber mitten im Anſchauen des Lichts hüpfen noch oft ſchwarze, nächtige Schlangen vor unſerem Auge — wir können nicht faſſen das volle Licht.

Da ſitzt ein einfältiger Knecht und auf ihn hat ſich die ganze Schwere des Menſchenthums gelagert.

Der Himmelsbogen ſpannt ſich ſo glänzend über die weite, reiche Erde, ihr Saft nährt von Geſchlecht zu Geſchlecht, und da und dort in allen Winkeln ſitzen die Menſchen und trauern, und ihre Bruſt hebt ungeſtillte Sehnſucht.

Sehen wir, wie es Jakob ergeht.

Er ſitzt auf dem Stein vor dem Stalle. Er, der ſonſt ſo Ruheloſe, kann jetzt oft Stunden lang hinſitzen und nichts thun und nichts reden; aber es iſt nicht mehr die alte Schwermuth, die träg und eintönig ſeine Seele erfüllte: Alles hüpft in ihm vor Freude und er

ſitzt ſtill, wie magnetiſch feſtgebannt und läßt es in ſich walten wie eine ſtille Muſik. Er iſt glücklich. Er hat ſich ſelber wieder, indem er ein anderes Herz gefunden, er lebt in ſich vergnügt, denn er lebt für ein Anderes.

Es iſt Samſtag Abend. Der Sommer iſt heiß, das iſt ein Jahr in dem die Schlehen reif werden. Auf dem ganzen Dorfe liegt's wie der heiße Athem eines Ermüdeten. Die Sonne ſtieg purpurn hinab und ſchaute noch einmal in die glührothen Angeſichter der Menſchen; es war als ob auch ſie, müde nach ſechs Tagewerken, ſich des kommenden Tages freue, da ſie allein draußen über Feld und Wald ſtehen und keine undankbaren Klagen von Menſchenſtimmen hören ſolle. Durch die Gaſſen jauchzen und jubeln die Kinder und ſind unbändig. Wenn die Sonne hinabſinkt, verſpürt das junge Erdenkind eine wunderſame Erregung, als ob es mit fühlte den Schauer, der über die Erde zittert, wenn ſie den letzten Sonnenſtrahl in ſich ſaugt. Männer und Frauen ſitzen vor den Thüren und laſſen die arbeitsſchweren Hände raſten; um ſo behender aber regen ſich die Zungen zu allerlei Gerede, gutem und böſem. Aus den Ställen vernimmt man abgeriſſenes Brummen der Thiere, das iſt ihr Abendgeſpräch.

Neben Jakob ſtreckt der Rappe den Kopf zum Stallfenſter heraus, horcht ſtill hinein in die Nacht und bläst die Nüſtern weit auf. Aus dem obern Dorfe herab hört man das Singen der Burſchen. Sie gehen noch gemeinſam und laſſen noch gemeinſame Worte erſchallen, aber bald zerſtreuen ſie ſich, denn es iſt heute Samſtag Abend und an manches Fenſterlein wird

geklopft und da findet ſchon jedes die Worte, die ihm allein taugen.

Still und immer ſtiller wird es auf den Gaſſen, die Menſchen ſind ſchlafen gegangen. Droben wölbt ſich der ſternglitzernde Himmel und ſtill fließt das Mondlicht von der Blechkuppel des Kirchthurmes. Drunten aber ſitzt ein Menſch und ſein Herz pocht einſam und um ihn wehen Gedanken, die nicht die ſeinen, ſie kommen von fern und weben um ihn, wie der Mond in ſein Antlitz ſtrahlt, ſtill erglänzt auf Stirn und Wangen und wieder abgleitet.

Droben funkeln die Sterne, frei hinausgeſtellt von Gottes Hand, und ſie wandeln unhörbar ihre gemeſſene Bahn. Millionen Augen, längſt geſchloſſen, ſchauten hier hinauf; Millionen werden aufſchauen und keines dringt in den Grund. Die Erde lebt, die Sterne leben, ihre Worte ſind glitzernde Strahlen, Lichtboten rauſchen durch die Welten. Willſt du ſie faſſen, du lallendes Kind an der Mutterbruſt? Willſt du verſtehen den Blick des Vaters und ſeine ſtrahlenumwundenen Gedanken? — Laß ab, o Erdenkind, dein Zagen und Bangen; über eine Weile öffnet dir der Tod die Pforten des Wunders.

Jakob ſeufzt tief auf, er geht in den Stall, gibt den Pferden über Nacht und jetzt ſteht er an die Thürpfoſte gelehnt, er findet keine Ruhe.

Leichtbeſchwingter Geiſt! Flieg' auf und wiege dich frei über Berg und Thal, über Wald und Bach, ſchwimme hin in die Wellen des Mondlichts und ſchau in die Wipfel der Bäume, wo die Vögel wohlig ruhen, und

in den Spiegel des See's, drin die Sterne ſich beſchauen. Sei ſelig und frei!

O! wie ſchwer haftet die Sohle am Boden!

Mitternacht iſt nahe, Jakob geht durch das Dorf; wohin? er weiß es ſelber nicht, nur ſoviel iſt gewiß, daß er ſich nach Nichts ſehnt; er iſt nicht mehr er ſelber, er iſt wie aufgelöst in das All.

Der Mond zieht allewege mit, immer voller, immer tiefer. Wie lautlos ringsum, wie eine Pauſe in dem endloſen Rauſchen der Weltaccorde, drin das Herz aufathmet und ſich ſammelt. Träume ſteigen unhörbar aus und ein über den Hütten. Dort ſtöhnt eine Bruſt von Qual und dort lächelt ein Antlitz von Wonne. Bald ſtöhnt deine Bruſt, bald lächelt dein Antlitz nicht mehr — es kommt der ewige Schlaf.

Jakob ging immer weiter und weiter. Er ſchaute ſich nicht um, er gedachte der Nächte, die er im Kerker verbracht, in denen er eingeſargt, abgeſtorben war in der großen weiten Welt; er ſtreckte die Arme weit aus, als wollte er taſten ob nirgend eine Wand wäre; er wandelte jetzt frei umher, und doch zog es ihn faſt willenlos fort. Als fühle er's, daß er jetzt am letzten Hauſe ſei, ſchaute er auf. Oben zur Dachkammer in des Hennenfangerle's Haus grinſte ein teufliſches Angeſicht in die Nacht hinein. War das nicht Frieder? Jakob eilte, wie von Dämonen gegeißelt weiter.

Dort an dem Weiher ſteht die einſame Pappel, ihr Stamm iſt gebeugt als wollte ſie ſich niederlegen zur Erde. Welch' ſeltſame Zeichen dort im Schatten? Wird ein Geiſt heraustreten und alle Lohe des Herzens löſchen

oder hellauf lodern machen? Wo ſeid ihr, wunderſame Geſtalten, die ihr den nächtlichen Reigen tanzet?

Weiter ſchreitet Jakob durch die Wieſen ins Feld. Der Sturm hat das Korn niedergetreten und es dorrt demüthig geduldig, bis der Herr der Erde, der Menſch, die Sichel anlegt und es einheimst.

Ein röthlicher Schimmer liegt auf den Kornhalmen, gleich als funkelten die eingeſogenen Sonnenſtrahlen fort und fort. Wie nächtig ragen die dunkeln Bäume hinein in den blaugeſchliffenen, glitzernden Kryſtall des Himmels. Die Wolken, vom Monde durchſtrömt, ruhen angeglüht zwiſchen Sonnenaufgang und Niedergang. Wo iſt die Nacht? . . . Dort im dunkeln Walde, dort hat ſie ſich niedergeſenkt und ruht.

Wie ſchlüpfen die Mondſtrahlen durch das Gezweige und ruhen auf den Blättern und gleiten hinab auf den Boden und ſchlummern auf weichem Mooſe. Tief unten aber gräbt der Baum ſeine Wurzeln hinab und ſaugt den Saft und ſchickt ihn hinauf in die Blätter, drauf die Strahlen ruhen, daß ſie mit einander koſen in lautloſer Verſchwiegenheit, was im Dunkeln geſchlummert und was im Lichte herniederſtieg; und jedes Blatt iſt ein Hochzeitsbette.

Jakob legte ſich unter die Buche an der Halde. Er will die Augen ſchließen und es iſt ihm, als läge er tief unten im Meeresgrunde und über ihm rauſchten die Wellen und ſchwämmen Geſchöpfe ohne Zahl.

Welch ein Klingen in den Lüften, Himmel und Erde liegen in ſtiller Umarmung; welch' flüſternde Lebensſtille im Aether. — Eine Blume verwelkt, eine andere

ſpringt auf, ein Menſch iſt geboren, ein Menſch iſt vergangen.

Jakob richtet ſich auf, rückt raſch ſeine Mütze zurecht: er gedenkt, den Kopf wieder auf die Hand niedergeſenkt, wie einſam er iſt. Er will fort; was zögert er? Die Augen gehen auf und zu, die Arme heben ſich und ſinken nieder. . . .

Am Fenſter Magdalenens pocht es leiſe.

„Wer iſt da?“

„St! Jakob.“

„Um Gottes willen, was willſt du?“

Er antwortete nicht und ſtieg durch das geöffnete Fenſter, er hatte die Mütze tief in die Stirn gedrückt; er gab Magdalene keinen Kuß und ſchlich leiſe durch die Kammer die Treppe hinab. Nach geraumer Weile kam er wieder und verließ lautlos die Kammer auf dem Wege, wo er gekommen war.

Magdalene ſchaute hinaus in die Nacht. Ein Wimmern und Wehklagen zog durch die Luft und nach einer Weile ſchlich eine ſchwarze Katze oder ein Marder über die Dachfirſte am Hauſe gegenüber. . . .

Die Lerche hatte ſchon längſt den erſten Sonnenſtrahl gegrüßt und ſich ihm entgegengeſchwungen, die Vögel jubilirten ſchon lange in den Zweigen, die Käfer ſummten, die Bienen und Schmetterlinge flogen umher — endlich erwachte Jakob. Er rieb ſich verwundert die Augen, er konnte ſich nicht entſinnen, wo er war, wie er daher gekommen. Nach und nach wurde es ihm klar und ſein Auge glänzte ſo hell wie die Thautropfen auf Blatt und Halm. Jeder Nerv in ihm ſpannte ſich in

Frohmuth, etwas von der allbelebenden, geheimnißvollen Kraft der Mutter Erde durchſtrömte ihn. Er war wie neugeboren und ſprang muthig hinein in den jungen Tag.

Wenn man nach einer ſolchen Nacht und einem ſolchen Morgen nur etwas Außerordentliches vollbringen könnte, eine That für die Ewigkeit. Wie klein und zerſtückelt iſt da all das gewöhnliche Thun und Treiben!

Jakob eilte mit Herzklopfen nach Hauſe, er wußte nicht, welche Stunde am Tag es war. Erſt als er ſich dem Dorfe näherte und die Ziffer an der Thurmuhr erkennen konnte, ging er langſam, ſtill und fromm.

Am erſten Hauſe des Dorfs ſchreckte er zuſammen.

„Guten Morgen, Jakob, woher ſchon ſo früh?“ rief eine gellende Stimme, es war die des Hennenfangerle, das zum Fenſter herausſchaute. Jakob antwortete nicht und ging raſch. Die Hexe hatte ihn zuerſt gegrüßt, das gab einen böſen Tag.

Zu Hauſe traf Jakob große Verwirrung. Ein Fuhrmann wartete ſchon ſeit einer Stunde auf Vorſpann; der Adlerwirth, aus ſeinem Schlafe geſtört, ſchalt mit allem Nachdrucke. Der Rappe hatte ſich über Nacht im Stalle losgeriſſen und hatte den Braunen geſchlagen, neben dem er ſonſt friedlich an der Deichſel ging, hatte den Futterkaſten zertrümmert und allerlei Untereinander angerichtet.

Das war ein ſchöner Morgen nach einer ſolchen Nacht.

Eben als Jakob vorſpannen wollte, kamen der Schultheiß und der Schütz und verhafteten ihn. Dem Bäck

wären heut Nacht achtzig Gulden aus dem Eckſchrank geſtohlen worden. Der Nachtwächter hatte Jemand zu Magdalene hineinſteigen ſehen, das Bett Jakobs war unberührt — er war der Dieb.

Anfangs lachte Jakob aus vollem Halſe. Man hatte ihn noch nie lachen gehört, und das klang jetzt wie der teufliſchſte Spott. Bald aber lachte er nicht mehr, ſondern ſchlug mit Rieſenkraft um ſich, als man ihn packen wollte; er hatte die Kraft eines Raſenden. Er faßte den Schütz und den herbeigekommenen Kilian am Halstuch und würgte ſie, daß ſie kirſchbraun ausſahen; er hätte ſie erdroſſelt, wenn nicht neue Hülfe gekommen wäre. Nur mit Mühe gelang es fünf Mann, ihn niederzuwerfen und zu binden.

Jetzt war er im Stall eingeſperrt und gebunden.

Magdalene wußte nichts von alle dem. Sie war betrübt aufgeſtanden und wollte eben die Hühner herauslaſſen; keines kam hervor, der Marder hatte ſie alleſammt erwürgt. Sie konnte nicht in's Haus eilen und die Unglücksbotſchaft verkünden, denn auch zu ihr kamen der Schultheiß und der Schütz und verhafteten ſie. Sie folgte ſtill der Weiſung.

Das ganze Dorf war in Allarm, Alles ſchimpfte und fluchte über das fremde Geſindel, das nur ein Ableger einer großen Bande ſein ſollte; wo etwas fehlte, ſollten es die Beiden entwendet haben.

Jakob und Magdalene wurden von den herbeigeholten Landjägern zur Stadt geführt. Sie waren zehn Schritte von einander getrennt. Jedes hatte ſeinen beſondern Begleiter. Drinnen im Dorfe läuteten die

Glocken zum Erſtenmale zur Kirche, ſie klangen ſo hell als ginge es zum Traualtare — das ſind böſe Brautführer zur Seite.

Der rechte Mann.

Magdalene war bald wieder aus dem Gefängniſſe entlaſſen worden; ſie konnte weder für noch gegen Jakob zeugen, ſie hatte den Eingeſtiegenen nicht erkannt; ihre eigne Schuldloſigkeit aber war offenbar. Wie traurig kehrte ſie in das Dorf zurück. Der Bäck wollte ſie nur noch bis zum „Ziele“ behalten, der Pfarrer machte ihr herbe Vorwürfe und ſagte: er müſſe die Sache an den Verein berichten, deſſen Stelle er hier vertrete.

Arm und verlaſſen war Magdalene und doch fand ſie einen Troſt darin, Jakob ihr Sparkaſſenbüchlein gegeben zu haben; man mußte das bei ihm gefunden haben und ſie glaubte, er würde eher frei, wenn er das Entwendete damit zurückerſtatte. Sie ſagte das dem Bäck und bat ihn, ein gutes Wort einzulegen, der aber bedeutete ſie:

„Die Sache hat ihren Lauf, da iſt nichts mehr zu machen. Du biſt jedenfalls um dein Geld, das freſſen die Proceßkoſten. Geſchieht dir recht.“

Eine Hoffnung erhob Magdalenen wieder. Bärbele, die Adlerwirthin, verſprach ihr, ſie in Dienſt zu nehmen. Nun hatte ſie doch wieder einen „Unterſchlupf“ für den Winter, aber ſie mußte im Dorf bleiben und wie gern wäre ſie fort.

Die Ihr Euer Leben lang behütet und umſchirmt im Familienkreiſe aufgewachſen, denen eine liebende Hand Alles verſorgte und ſchmückte, vom erſten Kinderhemdchen an bis zur hochſchwellenden, erwartungsreichen Ausſteuer, die ihr nie allein und frierend draußen geſtanden in der weiten Welt, und nirgend ein Herz, das bangend und verlangend nach euch ausſchaut — Ihr könnt es kaum ermeſſen, was ſich in der Seele eines Mädchens aufthut, dem ſeit dem erſten Gedanken zugerufen ward: dein Schickſal iſt in deine Hand gegeben, du gehörſt und haſt Niemand, du biſt allein; alle Liebe und allen Lebensunterhalt mußt du erobern, du kannſt jede Minute ausgeſtoßen werden und biſt fremd; kein unauflösliches Familienband umſchlingt dich über alle Irrungen und Wechſel des Lebens hinweg.

So ohne Anhang und ohne Abhängigkeit zu leben iſt wol auch eine Freiheit, aber dem jugendlichen Herzen, zumal dem eines Mädchens, thut es wohl zu gehorchen, einem fremden Willen die Verantwortlichkeit für die Lebenswendungen anheim zu ſtellen. Darum hatte Magdalene ſich von ihrem Vater ausbeuten laſſen, darum gehorchte ſie dann ſo freudig der Fürſorge Heiſters und wollte ſie Jakob dienen, ſeine Schwermuth und ſeine Launen ertragen als eine demüthige Magd; hatte ſie doch einen lieben Menſchen, der ihr und dem ſie angehörte.

Jetzt war ſie wieder ganz allein. Sie wendete ſich zum Vater aller Menſchen, ſie wollte mit aller Macht ſeine Hand faſſen, er ſollte ſie führen, ſie wollte ein Zeichen, einen beſtimmten Befehl was ſie thun ſolle;

sie hatte ja rechtschaffen gelebt. Sollte sie alle Gedanken von Jakob ablösen? Sie konnte nicht. Die sie so zerknirscht in der Kirche liegen sahen, hatten Mitleid mit ihrer Reumüthigkeit; aber Niemand half ihr, selbst der Pfarrer nicht, der ihr zürnte, weil sie ihre Unschuld betheuerte.

Magdalene ging abgeharmt umher; sie hoffte bald durch den Tod erlöst zu werden.

Der Herbstwind spielte mit den abfallenden Blättern und ließ sie erst im Tode fühlen, wie frei es sich wiegt in den Lüften. Im Schicksal Jakobs war noch immer nichts entschieden, nur quälte ihn neben dem Untersuchungsrichter auch noch der Thorwart mit seiner zudringlichen Frömmigkeit. Der Gute! wir kennen ihn noch von der Scene im Vorzimmer des Vereins. Er hatte mit Ruhe und einzig durch salbungsvolle Reden sein Ziel erreicht. Die sehr mächtige Partei der Frommen hatte ihm diesen Posten verschafft und er wirkte in ihrem Geiste, predigte von Entsagung und einziger Hoffnung auf Jenseits und befand sich dabei recht wohl und reichlich genährt von seiner Besoldung hienieden.

Jakob konnte um so leichter seinen Anmahnungen widerstehen, da er sich vollkommen schuldlos fühlte, und doch kam bisweilen auch über ihn das trübe Herbstgefühl von draußen. Er wollte Erquickung in den aufgedrängten Traktätchen suchen, aber diese Blätter waren gleichfalls herbstlich welk und priesen den Winter, den Tod aller Natur, als das einzig wahre Leben.

Eines Mittags ging Magdalene vor das Dorf hinaus nach der Hanfbreche.

Der Nebel hatte ſich geſenkt und glitzerte auf Gras und Stoppeln, eine erfriſchend feuchte Luft wehte; die wilden Buben hatten da und dort eine Lücke in den Zaun geriſſen, um ſchneller einen vergeſſenen Apfel vom Baume zu werfen; von allen Seiten hörte man Schellengeläute der weidenden Kühe und Peitſchenknallen der Hüter; oben an der Halde ſtand ein Knabe mit der Peitſche neben einem Feuer und ſang luſtig in die Welt hinein, von fern her hörte man das Knattern der Hanfbrechen; im Buchwäldle knallte ein Schuß, und angſtvoll zwitſchernd flog hier aus der Hecke ein Schwarm feiger Spatzen, die doch Niemand eines Schuſſes werth erachtete.

Bunt ſchwärmte es noch überall draußen, als müßte man ſich tummeln, ehe der geſtrenge Herr, der Winter, hier ſeine weiße Decke auflegt und Niemand zu Gaſte kommen darf als ſeine Hauspfaffen, die Raben, die jetzt ſchon in großer Schaar dort auf dem Kirſchbaume ſitzen, ſtill über die Zukunft des Reiches Rath halten und den Krähen in ihrer Lakaienlivree und den leichtfertigen Spatzen ihre Gunſt und das Gnadenbrod verheißen. Die klugen und ſicheren Raben! Sie laſſen ſich nicht ſchrecken, ſie wittern die Tragweite eurer Waffen, ſie laſſen euch nahe herankommen und weichen erſt dann ruhig aus, und kaum habt ihr den Rücken gewendet, ſind ſie wieder da. Die klugen und edelſinnigen Raben! Sie ſtehlen was blinkt und gleißt und das Menſchenauge erfreut, und tragen es fort in ihre dunkeln

Neſter; nicht daß ſie ſich ſelber deſſen erfreuen, ſondern nur daß es die Menſchen entbehren. Die klugen und freien Raben! Sie kennen nicht Vater- und nicht Muttergefühl.

Das wäre nun ſo recht ein Tag zu ſtillen, endloſen Träumereien, Magdalene iſt aber nicht dazu aufgelegt; ſie dachte nur eine Weile darüber nach, warum man von Rabenvater und Rabenmutter ſpricht, und ſchritt dann raſch zur Hanfbreche.

Beim Hanfbrechen hilft immer eine große Anzahl dem, der grade heute an der Reihe iſt. Der Hanf wird über dem in den Rain gegrabenen Heerd, die Darre, noch ſchnell gedörrt und dann zwiſchen der einfachen Walke aus ſcharfſchneidigem Holze zu Werg verarbeitet. Je toller das Geklapper der vielen Brechen iſt, um ſo mehr fühlt man ſich ermuthigt, ſeine Stimme laut zu erheben, zu allerlei Geſpräch. Da wird denn auch manches Verhältniß und mancher Charakter tüchtig zu Werg verarbeitet, daß die Häckſel davon fliegen.

Magdalene hatte ſich mit ihrer Hanfbreche an das äußerſte Ende geſtellt und man ließ ſie in Ruhe, ſie war zu unglücklich für den Spott; auch war des Kilians Lenorle, für die man heute arbeitete, ihre Beſchützerin. Bald aber wurde ſie aus ihrer Ruhe herausgeriſſen. Es iſt ein altes Herkommen der Hanfbrecherinnen, daß Jeder, der des Weges daher kommt, ihnen ein Trinkgeld geben muß. Sie gehen dem Ankommenden entgegen, „fangen ihn im Hanf“ und ſtreuen ihm Häckerling vor die Füße, und wenn er Nichts geben will, ſo wünſchen ſie ihm, daß er nie ruhig im Bette liegen könne, ſondern immer Häckerlinge ſpüre; die

Anderen kommen dann herbei und überſtreuen ihn von allen Seiten mit Häckerling.

Eben ſah man einen Mann des Weges kommen, Alles lachte, es war Frieder. Magdalene, die zuletzt gekommen war, mußte ihm „ſtreuen," wie man's nennt, ſie wollte nicht; nur als das heftige Schelten Aller ausbrach, verſtand ſie ſich dazu. Sie ging Frieder weit entgegen, weiter als Sitte war, und ſagte, mit niedergeſchlagenen Augen den Häckerling wegwerfend:

„Vater, gebt mir was, daß ich Ruh' hab'."

Frieder griff in die Taſche und gab ihr einen ganzen Sechsbätzner. Das war nun ein Halloh als das Geld kam. Man ließ es auf einen Stein fallen, es klang wirklich echt; alsbald wurde ein Knabe fortgeſchickt, um Wein zu holen.

Frieder hatte ſich wieder davon gemacht und Magdalene arbeitete ſtill fort.

War Frieder wirklich ihr Vater? Leider war er's. Jakob hatte Recht, da er damals, als er Magdalene neben dem Kleebündel im Felde ſtehen ſah, eine Aehnlichkeit zwiſchen ihr und Frieder bemerkte. Seitdem Frieder jene Löffel genommen und Magdalene mit ihm gerungen hatte, ſeitdem hatte ſie kein Wort mit ihm geſprochen. Sie hatte ihn zum Erſtenmale wiedergeſehen, als er damals mit Jakob ging; ſie war im Tiefſten erſchrocken und wie durch ein geheimes Einverſtändniß thaten nun die Beiden als ob ſie ſich nicht kennten. Einmal am Brunnen hatte er mit den andern Mädchen geſcherzt und redete auch Magdalene an, ſie aber antwortete nicht und ging davon.

Um nun das Maß alles Unglücks voll zu machen, war jetzt auch Frieder wieder in das Dorf gekommen; Magdalene hatte mit ihm gesprochen, sie konnte sich ihm nicht mehr entziehen.

Jetzt hatte sie wiederum Jemand, der ihr für alle Zeiten angehörte. Magdalene war tief traurig.

Als sie am Abend Reisig hackte hinter dem Hause, kam Frieder freundlich auf sie zu und sagte: „Guten Abend Magdalene.“ Sie stand wie festgebannt, das Küchenbeil ward ihr plötzlich so schwer, daß sie es nicht mehr aufheben konnte. Sie ließ Frieder reden was er wollte; sie hörte ihn nicht und stierte ihn grausenhaft an. Regungslos stand sie da. Plötzlich fuhr es ihr wie eine wilde Ahnung durch die Seele; sie hob das Beil empor. und stand wie ein Racheengel da und rief:

„Gebt das Geld her! Ihr habt es dem Bäck gestohlen.“

Sie riß mit der linken Hand dem Frieder die Mütze vom Kopfe; an dieser hatte sie ihn wieder erkannt, er hatte sie jenen Abend tief in die Stirne gedrückt. Furchtbar drohend stand sie da und ihre Lippen bebten.

Frieder grinste sie höhnisch an und sagte: „Probir's nur, hau' zu, hack' mir das Beil in den Kopf, da, mach' schnell; du bist ja in erster Ehe zur Welt kommen, im Kirchenbuche bin ich ja doch dein Vater nicht.“

Magdalene ließ die Arme sinken. Sie raffte schnell das kleingehackte Reisig zusammen und ging in's Haus. Frieder hob die weggeworfene Mütze auf, ballte sie wie fluchend in der Hand zusammen und ging gleichfalls davon.

Neue Ueberraſchung! Iſt der innerſte Wunſch Magdalenens Wirklichkeit geworden? Dort kommt der Doktor Heiſter mit dem Buchmaier das Dorf herab; an ihn hatte Magdalene juſt gedacht, er konnte all die Wirrniß löſen, und — jetzt floh ſie vor ſeinem Anblicke in das Haus und ſtand in der Küche und hatte keinen Athem, das Feuer anzublaſen; die Thränen brannten in ihren Augen und wollten ſich doch nicht löſen. Sie ſtand da und hielt ſich die Stirn, Alles war ihr wie ein Traum: daß ſie mit ihrem Vater geſprochen, daß Heiſter da war. — Eines aber ſtand feſt: Frieder hatte ſie von Neuem in's Unglück gebracht. Das erkannte ſie mit innerſter Zuverſicht. Die Schnalle an der Mütze war ihr ſchon damals in der Nacht aufgefallen. Für ſich ſelber durfte ſie ein fremdes Verbrechen büßen, aber Jakob durfte ſie nicht dulden laſſen.

Was aber anfangen? — Dort der Vater, hier der Geliebte. Kalter Schauer und fliegende Hitze machten ſie erbeben. Sie blies ſo heftig in das Feuer, daß ſie das wilde Löckchen verſengte.

Nach dem Abendeſſen machte ſie ſich eine Ausrede und ging in den Adler in die Küche. Sie mußte Gewißheit haben, ob Heiſter hier ſei; ſie traute ſich nicht recht. Sie ſchaute durch das Schiebfenſterchen in die Stube und — neues Wunder! Sie ſah den Regierungsrath, den freundlich ſtolzen Mann, der früher ſo oft bei Heiſters geweſen war. Bärbele die Adlerwirthin beſtätigte aber auch, daß Heiſter da ſei und ſo eben Pfannkuchen beſtellt habe. Magdalene freute ſich angeben zu können, daß er ſie gern recht dünn und „röſch"

gebacken esse; sie half schnell mit und rührte den Teig noch recht tüchtig durch einander, damit das Gebäck auch „luck“ sei, und sie ließ nicht nach bis man noch zwei Eier dazu that. Als endlich aufgetragen wurde, sagte sie Bärbele, es solle „dem Herrn“ berichten, daß sie da sei und nothwendig mit ihm zu reden habe. Kaum hatte sie dieß vorgebracht, wollte sie es widerrufen, es war aber zu spät; Bärbele stand bereits unter der offenen Thür, durch welche jetzt der Regierungsrath in die Küche kam und um ein Reisig bat, seine Pfeife auszuräumen, obgleich das eigens hierzu dienende Instrument, die sogenannte Amtspflege, drinnen in der Stube stand. Er stutzte als er Magalene sah, und sie am Kinne fassend sagte er:

„Du siehst ja recht übel aus. Nicht wahr, in der Stadt ist's doch besser?“

Magdalene wollte vor Furcht und Scheu in den Boden sinken, aber Arbeit hilft aus allen Verlegenheiten. Sie nahm schnell der Magd die Gabel ab und wendete den Pfannkuchen in dem brodelnden Schmalze, indem sie dabei sagte:

„Man muß sich an Alles gewöhnen, Herr Oberamtsrichter.“

Der Regierungsrath, dessen Beförderung noch nicht bis zu Magdalene bekannt geworden war, entfernte sich bald und sagte noch zum Abschiede:

„Ich will dem Doktor Heister sagen, daß du da bist, ich will ihn herausschicken; oder willst du hereinkommen?“

„Ach nein, nein.“

Das machte ſich nun allerdings gut, denn Bärbele hatte den Muth nicht, den Auftrag auszurichten; auch fand ſie es unſchicklich.

Nun aber ward es Magalene plötzlich höllenangſt. Sie hatte ſich ſo ſehr darauf gefreut den edlen Mann wieder zu ſehen, Troſt und Hülfe bei ihm zu ſuchen, und jetzt ergriff ſie namenloſe Furcht. Sie eilte raſch aus der Küche fort, die Treppe hinab und nach Hauſe. Sie hätte allerdings auch vergebens gewartet; denn drinnen in dem Verſchlägle — der Honoratiorenſtube, die durch eine Bretterwand von der großen Wirthsſtube getrennt war — ſagte der Regierungsrath:

„Ich habe ſo eben die luſtige Magd geſehen, die vor einigen Jahren bei dir diente. Es iſt jämmerlich wie ſie ausſieht. Draußen in der Küche ſteht ſie. Sie hat ihrem Herzallerliebſten, dem ſchmucken Poſtillon, zu einem Diebſtahle verholfen. Es gibt allerlei Connexionen in der Welt. Erinnerſt du dich noch des Burſchen? Der wollte, daß kein anderer Sträfling außer ihm in's Dorf komme, der traute den wilden Katzen nicht. Unſer Land wäre aber zu klein, wenn man jeden wilden Schößling in ein beſonderes Terrain verſetzen wollte; wir müßten die Prairien von Südamerika haben.“

„Das wäre nicht nöthig,“ erwiederte Heiſter. „Bis auf die Verbrecher erſtreckt ſich das Uebel, das aus der Zerſtückelung Deutſchlands kommt. In einem großen einheitlichen Lande iſt es einem Menſchen, der einen Fehltritt begangen hat, leichter möglich, fern von dem Schauplatze ſeines Falles und doch innerhalb des Vater-

landes, bewacht und doch ungekannt ein neues Leben zu beginnen."

„Deliciös!" rief der Regierungsrath, „du kannst Aufsehen damit machen, du kannst ein Patent darauf lösen, diesen teleologischen Beweis von dem nothwendigen Dasein der deutschen Einheit gefunden zu haben."

Eine längere Pause trat ein. Man merkte es, die beiden Freunde — so nannten sie sich noch immer — waren verstimmt, sich hier gefunden zu haben. Sie verhehlten einander den Zweck ihrer Reise, und doch wußte Jeder den des Andern.

„Meine Herbstfahrt liefert mir prächtige Ausbeute," begann der Regierungsrath wieder. „Ich habe ganz magnifique Cabinetsstücke aus der Roccocozeit gefunden und für einen Spottpreis gekauft. Ich kann jetzt noch ein viertes Zimmer nach dem Geschmack der Renaissance meubliren."

Heister lächelte innerlich über die Verschlagenheit seines Freundes, aber er fühlte heute auch die Lust, diplomatisch mit ihm zu spielen wie die Katze mit der Maus. Er fühlte sich so sicher in seiner wirklichen Sendung und schob eine andere in den Vordergrund, indem er vorgab, als Ausschußmitglied des Vereins für entlassene Sträflinge die Gegend zu bereisen, um nach den Pflegebefohlenen zu sehen. So spielten die beiden Freunde Versteckens miteinander, daß der Buchmaier, der dabei saß, verwundert drein sah.

„Ah," nahm der Regierungsrath wieder das Wort, „bald hätte ich vergessen dir zu gratuliren, Herr Direktor; du bist ja in das Direktorium der Eisenbahn

gewählt worden. Da sieht man eben doch wo ihr Liberale hinauswollt. Darum habt ihr's dahin gebracht, daß die Eisenbahn nicht Staatseigenthum wird, damit ihr auch Aemter zu vergeben habt und auch Titel. Nicht wahr, so ein Titel schmeckt doch gut?"

„Allerdings," erwiderte Heister, zwar lächelnd aber doch etwas gereizt, „wir haben es auf den Ruin der Titel abgesehen; der Nimbus fällt. Und dann: euer allmächtiger Staat soll nicht noch neue Macht aufhäufen, um wieder von oben bis herunter durch Aemtchen und Versorgungen einen ganzen Troß kirre zu machen."

„Da sieht man wieder euch Kurzsichtige, die ihr euch Liberale nennt," entgegnete der Regierungsrath. „Mag der Staat nicht so sein wie er sollte — was ich gern in manchen Beziehungen zugebe — so verkennt ihr doch alle Principien des Staatslebens, wenn ihr darauf ausgeht, die Staatsmacht zu schmälern und zu spalten. Bekommt ihr einmal einen Staat wie ihr ihn wollt, so habt ihr mit diesen Grundsätzen ein hölzernes Schwert, das nicht hauen und nicht stechen kann. Man kann freisinniger sein als ihr, wenn man auch nicht mit euch übereinstimmt, ja man muß das; die Staatsmacht ist das Höchste."

„Sagen Sie Beamtenmacht," schaltete der Buchmaier halb laut ein. Der Regierungsrath schien sich auf keine weiteren Erörterungen einlassen zu wollen; er stand wie unabsichtlich auf und machte wieder seinen Rundgang durch die große Wirthsstube und die Küche.

Heister und der Buchmaier saßen mißvergnügt bei einander und der Letztere sagte:

„Der Regierungsrath iſt auch kommen, um ſich von unſerm Bezirk zum Landſtand wählen zu laſſen.“

„Weiß wohl“, entgegnete Heiſter, „aber weil er vor mir hinter'm Berg hält, ſag' ich auch nichts.“

„Der Oberamtmann hat auch ſchon viel Stimmen für den Regierungsrath im Sack,“ berichtete der Buchmaier; „es ſind diesmal zu viel Schultheißen Wahlmänner geworden. Der Oberamtman hat die Schultheißen immer in der Hand, die laufen ihm nicht davon; er kann ſie ſchon drücken wenn er will. Und dann heißt es auch, wir bekommen eine Seitenbahn wenn wir den Regierungsrath wählen.“

„Larifari.“

„Er ſcheint gar nicht dumm,“ bemerkte der Buchmaier wieder; „was er da vorhin geſagt hat, iſt doch gar nicht ſo uneben, wenn ich auch wohl weiß zu welchem Loch er 'naus will.“

„Zu welchem Loch? Durch das leere Knopfloch zu einem neuen Orden,“ ergänzte Heiſter lachend. „Das arme Knopfloch! ſperrt das Maul auf und iſt ſo hungrig, und es will doch nichts hereinfliegen. Ein Bändelesfutter wär' ihm zu gunnen.“

Dieſer Ton ſchlug beim Buchmaier an, er lächelte vergnügt und Heiſter fuhr fort:

„Laßt euch doch von ein paar feingedrehten Redensarten nicht am Narrenſeil herumführen. Der Mann hat ſeinen hochrothen Orden aus dem Knopfloch und die hochrothen Redensarten aus dem Munde gethan und thut ganz ſchlicht gegen euch. Ihr habt's ja ſelber geſagt: er ſpricht von Staatsmacht und meint Beamten-

macht. Wir wollen auch, daß der Staat ſtark ſei; aber er ſoll's nur dadurch ſein, daß er die Aufſicht über die Macht führt, die in Händen der Bürger liegt."

Heiſter ſetzte nun noch weitläufig auseinander, welche Kraft einem gegliederten Staate inne wohne, der aus ſelbſtändigen Genoſſenſchaften und Vereinen erwachſe.

Wir ſehen, welche Bewegungen im Dorfe vorgehen. Wer wird mitten in den Wahlkämpfen noch des unglücklichen Mädchens und des eingekerkerten Knechtes gedenken? Und doch — ſo wunderbar verſchlingen ſich die Fäden des Lebens — ſollte dadurch die traurige Geſchichte ihr Ende finden.

Der Regierungsrath kam plötzlich wieder in die Herrenſtube und ſagte: „Da draußen geht's wild her. Der Stellenjäger, der Frieder, führt das große Wort. Ich müßte alle criminaliſtiſche Witterung verloren haben, wenn der nicht friſch geſtohlenes Gut in der Taſche hat."

Die Drei waren ſtill und horchten hin wie Frieder draußen rief: „Adlerwirth, bring' mir einen Ueberrheiner, der Wein da ſchmeckt ja nach nichts, der ſchmeckt juſt wie wenn man die Zung' zum Fenſter 'naus ſtreckt."

Als der beſſere Schoppen kam und ſchnell auf einen Zug geleert ward, rief Frieder abermals: „Adlerwirth, haſt kein'n Hund da?"

„Warum?" fragte Konrad.

„Narr," ſchrie Frieder hell auflachend: „Ich hab' ſo viel Kronenthaler, ich möcht' ſie gerad einem Hund zu freſſen geben. Mehlwürmer! Mehlwürmer!" kreiſchte

er taumelnd: „Ich hab' ſie dem Bäck aus der Naſ' zogen."

Er ſchlug das Glas auf den Tiſch, daß ihm die Scherben in die Hand ſchnitten, er ſtampfte gewaltig auf den Boden, fuhr ſich mit beiden Händen in die Haare und zerrte ſich zähneknirſchend und ſchrie, obgleich ihn Niemand faſſen wollte: „Weg da, weg da! Rühr' mich Keiner an oder ich ſchneid' ihm die Gurgel ab. Himmel heilig, weg! drei Schritt vom Leib ſag' ich!"

Er ſtarrte ſtier drein, dann ließ er die Hände fallen, der Kopf ſank immer tiefer, er legte ihn auf den Tiſch, als wollte er einſchlafen; ſeine Schultern ſchüttelte er noch immer abwehrend als faſſe ihn Jemand.

Der Buchmaier, der Regierungsrath und Heiſter waren in die große Wirthsſtube getreten. Heiſter wurde ſchnell Alles klar. Er kannte Frieder als den Vater Magdalenens. Niemand als dieſer hatte das Geld geſtohlen.

In ſeinem Rauſche wurde Frieder fortgebracht. Er hatte ſich nur gegen die Angreifer in ſeinen Gedanken gewehrt; gegen die wirklichen war er ganz willig, ſo weit in ſeinem Zuſtande von Willen die Rede ſein konnte.

Andern Tages wurde Frieder nach der Stadt geführt. Er verlangte vorher noch einmal zu Magdalene gebracht zu werden, er habe ihr Vieles zu ſagen. Magdalene hörte und ſah ihn aber nicht, ſie lag in Fieberphantaſien und rief nur bisweilen aus dem Traume:

„Das Beil weg, das Beil weg . . . Hauet dem Marder in den Kopf . . . der Rab' hat die Löffel . . ."

Heiſter ſtand mit Thränen in den Augen an ihrem Lager. Frieder bekannte ihm auch ſein früheres Verbrechen und daß Magdalene vollkommen ſchuldlos.

Jakob wurde nun frei, Frieder kam an ſeine Stelle.

Wie ein ſiegreicher Held wurde Jakob im Dorfe empfangen. Alles drängte ſich zu ihm heran, Alles faßte ſeine Hand; man nannte ihn einen braven, wackern Menſchen und war überaus liebreich. Man lobte ihn faſt noch mehr als man berechtigt war, denn Niemand kannte genau die Tiefe ſeines Weſens; aber Jedes hatte ihm etwas abzubitten und kam ihm nun mit doppelter Liebe entgegen.

Heiſter nahm ſich Jakobs an wie ein Bruder, und dieſer ſah jetzt ſelber ein, wie Recht Magdalene gehabt hatte da ſie immer behauptete: es gibt eine Einigung des Menſchen über die Familie hinaus — die freie, rein menſchliche Liebe.

Magdalene erkannte Jakob und Heiſter nur Einmal einen Augenblick, dann verfiel ſie wieder in ihre Fieberphantaſien und träumte vom Marder mit der Mütze, vom Kopfſpalten und vom Beil.

In der ganzen Gegend gewann es Heiſter alle Herzen, daß er die Unſchuld ſo an's Tageslicht gebracht hatte. Er war Allen bereits als freigeſinnter Mann bekannt, jetzt war er ihnen durch ſein menſchenfreundliches Weſen in den beſchränkteren Lebensverhältniſſen näher getreten. Die politiſche Freiſinnigkeit zeigte ſich

Allen in ihrem urſprünglichen Kern: der Humanität. Die Sage verbreitete noch zum Ueberfluſſe, daß Heiſter hauptſächlich zur Befreiung der Unſchuldigen in das Dorf gekommen ſei, da er das Rechte ſchon lang geahnt habe. Mit großer Stimmenmehrheit wurde Heiſter zum Abgeordneten gewählt und er vertritt die Rechte des Volkes mit nachdrücklichem Freimuthe.

Und Frieder? Wir müſſen zu ihm in's Gefängniß dringen, werden aber wenig erkunden; er, der Feind alles Schweigens, regt jetzt kaum die Lippen zu einem Worte. Es muß noch ein ſchweres Verbrechen auf ihm laſten, denn bisweilen knirſcht er doch vor ſich hin:

„Pfui, alter Schindersknecht, haſt dir ſelber den Strick um den Hals dreht; haſt's gelernt, thu's recht. Weinheber, pfui!"

Am zweiten Tage nach der Einkerkerung Frieder's fuhr in aller Frühe ein zweirädriger Karren, dran ein mageres Pferd geſpannt war, durch das Thal der Univerſitätsſtadt zu. Auf dem Karren lag eine lange Kiſte und drinnen war die Leiche Frieders. Er hatte ſich im Gefängniß erhängt. Schwere, geheimnißvolle Verbrechen hat er mit hinübergenommen.

Bald hoch in den Lüften, bald nahe geleiteten Raben den Karren. Ihr Krächzen war der einzige Klagelaut, den man vernahm. Das Fuhrwerk ging ihnen zu träge und ſie flogen voraus und ſetzten ſich auf einen hervorragenden Tannenaſt, ließen das Gefährt einen Vorſprung gewinnen und folgten dann immer mit Krächzen wieder nach. Oder waren es Kameraden, die ſie anrufen mußten und die ablösten? Der Fuhrmann

wenigſtens glaubte ſteif und feſt, es wären dieſelben, die ihm bis zum Thore der Stadt folgten.

Frieder hatte geheimnißvolle Verbrechen mit ſich erdroſſelt. Die Gelehrten durchforſchten jede Ader ſeines Körpers, das Geheimniß ſeines Lebens fanden ſie aber nirgends.

Ein freundlicher Genius hatte Magdalene in Fieberphantaſien verſenkt; ſie verſchlief Leid und Freud der letzten Tage. Als ſie nach mehreren Wochen genas, nahm Heiſter ſie wieder zu ſich in die Stadt. Sie ward wieder das ſelige, frohe Kind von ehedem und lebt in der Meinung: Frieder ſei eines natürlichen Todes geſtorben.

Magdalene hatte keine Ruhe, bis Heiſter Jakob eröffnete, in welcher Beziehung ſie zu Frieder geſtanden. Er zuckte ſchmerzlich zuſammen über dieſes letzte grauſame Geſchick, überwand es aber mit ſeltenem Gleichmuthe, zu deſſen Gewinnung ihm noch eine neue Ueberraſchung verhalf.

Als Frau Heiſter in die Küche trat, erkannte er augenblicklich in ihr jene junge Frau wieder, die er an jenem Schickſalsabende mit ſeinen Stücklein ſo erfreut hatte; ſie war ihm im Gedächtniß geblieben, Heiſter hatte er nicht erkannt.

Ein freundliches Erinnerungsband wurde nach gegenſeitiger Mittheilung dadurch wieder feſter geknüpft.

Das Idyll an der Eiſenbahn.

Wie klein und eng iſt oft das Endziel nach großer und weiter Lebensbahn voll harter Kämpfe. So im

hochfliegenden, dem Allgemeinen zugewendeten Streben, ſo im niedern, beſchränkten Daſein. Und am Ende — zwei Schritt Erde, ein vergeſſener Hügel, der bald wieder der Fläche gleich wird.

Wie friedlich müßten die Menſchen ſich Raum gönnen, wenn ſie des Endes gedächten.

Das aber iſt der Segen den wir aus dem Irren und Drängen ins Weite empfangen, daß wir im winzigſten Raume die Unendlichkeit erfaſſen lernen; über der engſten Spanne Erde wölbt ſich das Himmelszelt, und im kleinſten Thun ſtehen wir mitten inne in der Thätigkeit des All's. Wir lernen ſchon hienieden eingehen in das All, in das wir einſt aufgehen.

Am Saume des Eichenwaldes, dort wo der Blick über die weite Wieſenebene hinausſchweift bis jenſeits zu den waldgekrönten Bergen, von denen eine Burgruine niederſchaut: dort ſteht ein kleines Haus, deſſen Gebälk noch in friſcher hellbrauner Farbe glänzt; es iſt mit dem Giebel dem Thale zugekehrt, das Dach ragt weit vor, drei Eichenſtämme tragen den Söller mit hölzerner Brüſtung, drauf Nelken und Gelbveigelein blühen.

Das iſt das Haus eines Bahnwärters, denn hier nebenan ziehen ſich die Schienen in kühngeſchweiften Bogen durch das Thal. Die nüchterne Gewinnſucht hat es Verſchwendung geſcholten, daß man dieſe Häuſer ſo zierlich errichtet, aber der uneigennützige Schönheitsſinn hat geſiegt. Dieſe Häuſer ſind Muſterbilder ländlicher Wohnungen geworden, ſie ſtehen im Einklang mit der Landſchaft als Zierde derſelben. Schon finden ſie

hier und da Nachahmung in den Dörfern und drängen ſich mitten unter die charakterloſen Wohnungen mit den ſtarren kahlen Wänden ohne Handhabe, die aus der Stadt ſich herüberſiedelten.

Die Einwohner der ſchönen Wärterhäuschen ſcheinen dieſelben auch in Ehren zu halten, denn nirgends fehlt ein kleiner Blumengarten mit Blüthen aller Art, der dem abſeits ſich hinziehenden Kartoffelfelde abgekargt wird.

Wenn ihr von der Hauptſtadt aus auf der Eiſenbahn dahinrollt, an den Feldern vorbei, die ſich vor dem ſchnellen Blicke wie ein Fächer ausbreiten und zuſammenlegen; wenn ihr ſehet, wie die Pferde auf dem Felde ſich bäumen, ungewiß, ob ſie jauchzen oder zürnen ihrem Nebenbuhler, dem ſchnaubenden Dampfroß; wenn ihr ſehet wie der Ackersmann eine Weile die Hacke ruhen läßt, euch nachſchaut und dann wieder emſig die Scholle wendet, die ihn feſthält; wenn ihr dann immer raſcher dahinbrauſet und das Dampfroß ſchrillend jauchzt, dann wendet ſchnell einen Blick nach jenem Wärterhäuschen am Saume des Waldes. Dort ſteht ein Mann kerzengrade und hält die zuſammengewickelte Fahne; unter dem Hauſe ſteht eine Frau und hat ein kleines Kind auf dem Arm, das die Hände hinausſtreckt ins Weite. — Grüßt ſie! Es iſt Jakob und Magdalene, die ihren erſtgeborenen Sohn, den Pathen Heiſters, auf dem Arm trägt.

Wenn dann die rollenden Wagen vorbeigeſaust ſind und man hört ſie nur noch in der Ferne, die haſtig keuchende Welt iſt dahin und endlich Stille ringsum,

da ſteckt Jakob die Fahne auf den Pfoſten, grüßt ſein Weib und lacht mit dem Kinde und arbeitet dann fleißig auf dem Felde.

Das ſelig ſtille Glück ſtirbt nicht aus, es ſiedelt ſich hart neben den unbeugſam eiſernen Gleiſen der neuen Zeit an.

II.

Die Frau Professorin.

Es kamen zwei fremde Geſellen.

Da ſitzt der Wadeleswirth am Gartenfeſter im Stüble, er hat den Ellbogen auf den Sims geſtemmt und den Kopf in die Hand geſtützt; nach ſeiner Gewohnheit hat er die Füße hinter die vordern Stuhlbeine geſchlagen, als wollte er da feſtwurzeln; denn wo er einmal ſitzt, da braucht's faſt eine Wagenwinde, um ihn wieder in die Höhe zu ſchroten.

Freilich ſitzt er nicht mehr da, es thut ihm ſchon lang kein Finger mehr weh, ſeiner Zeit aber haben ſeine Finger Manchem weh gethan; die Rede ging, wo der Wadeleswirth Einen an den Kopf trifft, da wächſt kein Haar mehr nach, darum verſetzte er auch aus Barmherzigkeit ſeine Schläge in's Genick, da gibt's auch kein Blut und thut doch wacker weh. — War der Wadeleswirth ſo ein Raufbold? Ihr werdet ihn ſchon kennen lernen, daß er ein Menſch war, ſo lammfromm und gutmüthig wie nur Einer; das hindert aber nicht, daß man zu guter Stunde Einem, der's begehrt, geſalzene Fauſtknöpfle austheilt: kurzum, der Wadeleswirth war, wie man's nimmt, ein abſonderlicher Menſch oder auch nicht. Eigentlich hieß er nicht Wadeleswirth,

ſondern Lindenwirth, wozu er durch die Linde vor dem Hauſe und auf dem Schilde das klarſte Recht hatte. Jener Name aber — ja das iſt eine ſchlimme Sache, man redet nicht gern davon, es ſchickt ſich nicht, und doch iſt das, worauf es ſich ſtützt, nichts Geheimes, man macht dort wo der Mann her iſt gar kein Hehl daraus, alſo: vom innern Kniegelenke bis gegen die Knöchel — rund heraus, die Wade war beim Lindenwirth tapfer beſtellt und darum wurde er ſo genannt.

Jetzt können wir uns ſchon ruhiger beim Wadeleswirth niederlaſſen, wir müſſen aber damit eilen, denn es gibt bald großen Halloh im Hauſe und im ganzen Dorfe und Alles durch einen einzigen Menſchen oder zwei.

Der Wadeleswirth ſitzt alſo ſtill da und läßt ſeine Gedanken um ſich her ſchwirren wie die Fliegen, die ſummend die Stube durchſchwärmen. Freilich hat man nicht viel Gedanken, wenn man ſo müde iſt und wie der Wadeleswirth eben vom Feld heimkommt, wo man einen Wagen Heu aufgeladen; da thut's wohl, geruhig zu verſchnaufen und die Gedanken, wenn man deren hat, machen zu laſſen was ſie wollen. Der Katze, die auf dem äußern Fenſterſims hockte und gar viel mit ſich zu thun hatte, nickte er einmal zu, dann kehrte er ſich um und rief:

„Lorle!“ Aus der Kammer antwortete eine Stimme: „Was?“

„Ich mein', du machſt's auch wie die Katz; die putzt ſich, wie wenn wir Fremde bekämen.“

„Mir iſt's auch ſo,“ antwortete es von innen.

„Mach' dich nur fertig, und wenn du verkühlt biſt, hol' mir einen Trunk (Moſt) aus dem Keller; ich verdurſt' ſchier."

„Gleich, gleich," antwortete es wieder aus der Kammer. Man hörte eine Kiſte zuſchlagen, dann Jemand die Treppe hinablaufen und bald wieder heraufkommen, die Thür öffnete ſich, da . . . da fiel hart am Fenſter ein Schuß, ein gellender Schrei entfuhr dem Mund des Mädchens, das Glas mit dem Moſt lag auf dem Boden und die Katze ſprang in die Stube ganz nahe vorbei an dem Geſichte des Wadeleswirths. Dieſer ſtand auf und fluchte und das Mädchen war in der halbgeöffneten Thür verſchwunden.

Wir aber müſſen dem ſeltſamen Ereigniß nachgehen . . .

Zwei junge Männer ſchreiten durch den Bergwald; der eine in grauer Tyrolerjuppe mit grünen Schnüren, groß und breitbruſtig, mit braunrothem unverſchorenem Bart, einen grauen Spitzhut, breitkrämpig und vielfach zerdrückt auf dem Kopfe; der andere mit beſcheidener Mütze, unter der ein feingeſchnittenes Geſicht mit wohlgezogenem Backenbart ſichtbar wird, ſeine kleine Geſtalt etwas nach vorn gebeugt mit einem zertragenen ſchwarzen Ueberrock bekleidet. Die Beiden wandern wortlos dahin. Ein alter Bauer trägt ihnen zwei Ränzchen, eine Zither, einen Malerſtuhl und eine Flinte nach. Jetzt treten ſie aus dem Walde und im Thale vor ihnen zieht ſich ein langes Dorf hin, wie man ſagt: nur auf einer Seite gebacken, denn die Häuſer ſtehen längs des Baches, der murrend und

wildrauſchend über und zwiſchen Felſen wegrollt; ein Steg führt über den Bach, wo jenſeits auf einſamem Hügel die Kirche ſteht.

„Da haſt du's, das iſt Weißenbach," ſagte der Große mit klangvoller Bruſtſtimme.

„Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet," ſagte der Kleine, in deſſen ſchwarzem Gewande wir mit Recht einen abgetragenen Schulrock vermuthet haben.

„Laß deinen Horaz," erwiderte der Große, dem wir ohne Scheu den Malerſtuhl zuerkennen dürfen.

„Gern," verſetzte der Kleine und ſich umſchauend fuhr er lächelnd fort: „Ite, missa est, ihr Bücher ſollt mir nicht zwiſchen die Beine laufen in der freien Natur, ſtill! Bruder, das ſollteſt du malen, oder ich will ein Märchen ſchreiben, wie das Steckenpferd des Autors, das in jedem Buche aufgezäumt an die Krippe gebunden iſt, lebendig wird und mit dem Buch davonjagt; es müßte herrlich ſein, wenn ſo ein Rudel Bücher, ſo eine ganze Bibliothek da den Berg hinunterritte, huſſa! huſſa! Ich will das Märchen ſchreiben." —

„Du thuſt's doch nicht, du ſpeiſt dir immer in die Hände und greifſt nie zu."

„Leider haſt du Recht, aber hier will ich friſches Leben holen. Sieh, wie das Dorf hier ſo friedlich im Mittagsſchlummer daliegt als wär's ein großes Waſſerungeheuer, das ſich am Ufer ſonnt; die Strohdächer ſind wie große Schuppen. Sieh dort die Kirche! Ich liebe die Kirchen auf den Bergen, ſie gehören nicht mitten in den Häuſertrödel. Auf dieſen Felſen will

ich meine Kirche erbauen — das iſt ſchön! Auch leiblich ſollen die Menſchen aufſteigen, ſich erheben zur geiſtigen Erhebung. Wie dieſe Kirche hier jenſeits des Steges auf dem Berge ſteht, iſt ſie die wahrhaft transcendente, ſupranaturaliſtiſche.“

Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Hörſt du die Hunde bellen und die capitoliniſchen Wächter ſchnattern? Hörſt du die Kinder dort jauchzen? Die guten Kinder! Sie ahnen nicht, daß du kommſt, ihre Jugend im Bilde zu verewigen. Schon Virgil ſagt ſehr ſchön: O fortunatos nimium, sua si bona norint, agricolas. Das Volk iſt doch wie die ſtille Natur, es weiß nichts von der Schönheit ſeines Lebens, es iſt vegetabiliſches Daſein und wir kommen, die Geiſtesfürſten, und verwenden ihre gebundene Welt zu freien Gedanken und Bildern.“

„Und wer weiß,“ erwiderte der Große endlich, „wie der Weltgeiſt uns verwendet, zu welchen Gedanken und Bildern wir ihm dienen.“

„Du biſt frommer als du glaubſt, das iſt ein großer Gedanke,“ entgegnete der Gelehrte und der Maler fuhr auf:

„Numero A 1. Gib doch nicht gleich Allem was man ſagt ein Schulzeugniß.“

Die Beiden ſchwiegen. Der Maler, der ſeinen Kameraden doch zu hart angelaſſen zu haben glaubte, faßte ſeine Hand und ſagte: „Hier bleiben wir nun, ſchüttle allen Schulſtaub von dir, wie du dir's vorgenommen, denk nichts und will nichts und du wirſt Alles haben.“

Der Kleine erwiderte den Händedruck mit einem unendlich ſanften Blicke und der Maler fuhr fort: „Ich muß dir den Mann ſchildern, bei dem wir bleiben.“

„Nein, thu's nicht, laß mich ihn ſelber finden,“ unterbrach ihn der Kleine.

„Auch gut.“

Als ſie ſich jetzt dem Dorfe näherten, ſchlug der Maler den Fußweg ein, der hinter den Häuſern herläuft; der Kleine bemerkte: „Es liegt ein tiefes Geſetz darin, daß die Naturſtraßen nirgends gradlinig ſind; der Bach hat einen undulirenden, einen wellenförmigen Weg, und die Straßen von Dorf zu Dorf ziehen ſich ſelbſt durch die Ebene in Schwingungen dahin. Die Philoſophie der Geſchichte kann davon lernen, daß Natur und Menſchheit ſich nicht nach der logiſchen Linie bewegen.“

„Bei den Straßen hat das einen einfachen Grund,“ bemerkte der Maler, „ein Gefährt geht viel leichter, wenn es durch eine Biegung wieder einen Schwung bekommt; bei einem ſchnurgeraden Wege liegt auch das Pferd zu gleichmäßig und ermüdend im Geſchirr. Das iſt Fuhrmannsphiloſophie.“

Mit dieſen Worten waren die Beiden in einen Baumgarten getreten; der Maler nahm dem Bauer die Flinte ab und ſchoß damit in die Luft, daß es weithin widerhallte, dann ſchrie er Juhu! ſprang die Treppe hinauf und hinein in die Stube . . .

Da ſind wir alſo wieder beim Wadeleswirth, in dem Augenblick, da die Katze ihm am Geſicht vorbeigeſprungen und das Glas Moſt auf den Boden gefallen

war. Der Wirth ſteht da, hat beide Fäuſte geballt und flucht:

„Kreuzmillionenheideguguk, was iſt denn das? Was gibt's in's —“

„Ich bin's,“ rief der Maler, die Hand zum Willkomm ausſtreckend.

Die Fauſt des Wirthes entballte ſich und er rief: „Wa ... Was? Ja, bigott, er iſt's; ei Herr Reinhard, ſind Ihr auch wieder auſe gelaufen?[1] Das iſt ein fremder Beſuch, da ſollt' man ja den Ofen einſchlagen.“[2]

„Weil's Sommer iſt, alter Kaſtenverwalter,“ erwiderte der Begrüßte, indem er derb die Hand des Wadeleswirths ſchüttelte, der jetzt fragte:

„Seid Ihr's geweſen, der im Garten geſchoſſen hat?“

„Nein, nicht ich, da mein Weib,“ ſagte der Maler, die Flinte aufhebend, „kann das Maul nicht halten.“

„Ihr ſeid noch allfort der Alte, aber der Mann muß für's Weib bezahlen; es koſtet Straf', wenn man ſchießt.“

„Weiß wohl, ich bezahl's gern.“

Reinhard ſtellte nun ſeinen Freund, den Bibliothekscollaborator Reihenmaier vor.

„Reihenmaier,“ ſagte der Wadeleswirth, „ſo haben wir hier auch ein Geſchlecht.“

Der Collaborator erwiderte lächelnd:

[1] Zum Beſuch gekommen, ſonſt nur von ganz nahen Nachbarn gebräuchlich.

[2] Eine gewöhnliche Redensart, wenn ein unerwarteter Freund kömmt.

„Es können weitläufige Verwandte von mir ſein, ich ſtamme auch von Bauern ab.“

„Wir ſtammen alle von Bauern ab,“ ſagte der Wadeleswirth, „der Erzvater Adam iſt ſeines Zeichens ein Bauer geweſen.“

„Wo iſt denn Eure Eva, alter Adam?“ frug Reinhard.

„Sie kommt gleich mit dem Heuwagen, ich bin dieweil voraus. Lorle! Lorle! Wo biſt?“

„Da,“ antwortete eine Stimme von unten.

„Mach hurtig die Scheuer auf, daß ſie mit dem Wagen gleich 'rein können, es wird einen Regen geben, und komm hernach 'rauf.“

„Die Grundel? Ich bin begierig die Grundel[1] wieder zu ſehen,“ ſagte Reinhard; der Wadeleswirth erwiderte ſchelmiſch lächelnd und mit dem Finger drohend:

„Oha, Mannle! Das iſt kein Grundel mehr, das kann ſich ſehen laſſen, es iſt ein lebfriſches Mädle; bigott aber Ihr könnet Euch nicht ſehen laſſen, man meint Ihr wäret ein alter hauenſteiner Salpeterer, Ihr habt ja einen ganzen Wald im Geſicht, Rothtannen und Blutbuchen, was koſtet das Klafter? Saget einmal, laſſen denn die Keſſelflicker und Scheerenſchleifer in den Kanzleien ſo einen Bart ungerupft und ungeſchoren? Machen ſie's ihm nicht auch wie den Büchern und den Zeitungen —“

„Mann! Um Gottes willen, Mann!“ unterbrach ihn Reinhard, „kommt Ihr jetzt auch mit dieſen

[1] Grundel, Gründling, kleiner Fiſch.

Geſchichten an? Hat man denn nirgends mehr Ruhe vor der verdammten Politik?“

„Ja gucket, das geht einmal nimmer anders, wir dummen Bauern ſind jetzt halt auch einmal ſo dumm und fragen darnach, wo unſere Steuern hinkommen, für was unſere Buben ſo lang Soldaten ſein müſſen und —“

„Weiß ſchon, weiß ſchon alles,“ betheuerte Reinhard.

Der Collaborator aber faßte die Hand des Wirths, klopfte ihm auf die Schulter und ſagte:

„Ihr ſeid ein ganzer Mann, ein Bürger der Zukunft.“

Der Wadeleswirth ſchüttelte ſich, hob beide Achſeln, ſchaute den Collaborator mit gerunzelter Stirne an und ſagte dann, indem er lächelnd nickte:

„Einen ſchönen Gruß und ich ließ' mich ſchön bedanken.“

Der Collaborator wußte nicht, was das bedeuten ſoll. Es gab aber nicht lange Bedenkzeit, man vernahm Peitſchenknallen auf der Straße, der Wadeleswirth ging nach der „Laube,“ dem bedeckten Söller, der das Haus, mit Ausnahme der Gartenſeite, umſchloß; die beiden Fremden folgten.

„Fahr' beſſer hiſt,“ rief der Wirth dem jungen Manne zu, der auf dem Sattelgaule vor dem Heuwagen ſaß; „noch ſchärfer hiſt, ſonſt kommſt du nicht herein, du lernſt's dein Lebtag nicht; ſo, ſo, jetzt friſchweg, fahr' zu!“

Der Wagen war glücklich herein; freier athmend ging man wieder nach der Stube.

Der Collaborator fragte beſcheiden:

„Warum laſſet Ihr denn das Scheunenthor nicht weiter machen, da es doch ſo mühſam iſt hereinzufahren?“

Der Wadeleswirth, der zum Fenſter hinausgeſehen hatte, kehrte ſich um, dann ſchaute er wieder in's Freie und ſprach hinaus:

„Das junge Volk braucht's nicht beſſer haben als wir, es ſoll eben auch lernen, die Augen bei ſich haben und geſchickt ſein und wiſſen was hinter ihm drein kommt. Ich bin mehr als dreißig Jahr da hereingefahren und bin nie ſtecken blieben.“ Jetzt wendete er ſich nach der Stube und fuhr fort: „Was iſt denn eigentlich Euer Geſchäft, Herr Kohlebrater?“

„Ich bin Bücherverwalter.“

Nun kam die Frau, der Sohn, der Knecht und die Magd in die Stube. Alle bewillkommten Reinhard und die Frau bemerkte, auf den Bart deutend:

„Ihr ſeid recht verwildert in den zwei Jahren, wo wir Euch nicht geſehen haben.“

„Unſer Tamburmajor,“ ſagte Stephan der Sohn, „hat auch ſo einen gottsjämmerlichen Bart gehabt, er hat ihn aber alle Morgen ſchwarz gewichst.“

„Wenn ich jung wäre, mich dürftet Ihr mit dem Bart nicht küſſen,“ ſagte Bärbel, eine bejahrte, ſtarkknochige Perſon, die als Magd im Hauſe diente; Martin, der Knecht, der hinter ihr ſtand, war ihr Sohn. Dieſer hatte ſeine beſondere Meinung, die er nun auch preisgab:

„Und ich ſag', der Bart paßt ihm ſtaatsmäßig, er ſieht aus wie der heilig' Joſeph in der Kirch!“

„Und du wie der Mohrenprinz,“ endete der Wadeleswirth; „aber wo ſteckt denn das Lorle? Alte, hol' mir einen Trunk aus dem Keller und gib mir ein Mümpfele[1] Käs' und dann richteſt du dem Herrn Reinhard ſein altes Zimmer her und der andere fremde Herr kann auf dem Tanzboden ſchlafen.“

Der Wadeleswirth bekam nun doch endlich ſeinen Trunk; er ging lieber eine Stunde im brennenden Durſt umher, ehe er die zwei Treppen hinab- und wieder hinaufſtieg. Der Collaborator ſetzte ſich zu ihm.

Reinhard machte einen Gang durch das Dorf; alle Kinder liefen ihm nach und einige muthvolle riefen ſogar aus ſicherm Verſteck:

Rother Fuchs dein Bart brennt an,
Schütt' ein bisle Waſſer dran.

Reinhard ging in das Haus wo der Bader wohnte, die Kinder warteten vor der Thür bis er wieder geſchält herauskäme; als er aber mit vollem Bartſchmucke wieder erſchien, lachten und jubelten ſie aufs Neue.

Im Hauſe des Baders wohnte noch Jemand, dem Reinhard einen Auftrag gegeben hatte, es war der Dorfſchütz, der jetzt mit der Schelle herauskam. Er klingelte an allen Ecken und ſprach dann laut und deutlich: „Der Maler Reinhard iſt wieder ankommen mit einem großmächtigen rothen Bart. Wer ihn ſehen will, ſoll in die Linde kommen, allda iſt der Schauplatz. Eintrittspreis iſt, daß Jeder ein groß Maul machen und ſeine Zähne weiſen muß, wenn er hat.

[1] Mümpfele — mundvoll.

Um halb neun Uhr geht die Fütterung an. Kinder sind frei.“

Ein unaufhörliches Gelächter zog durch das ganze Dorf, die Kinder folgten jubelnd und johlend dem Schütz auf dem Fuße, sie waren kaum so lang zum Schweigen zu bringen, daß man die Verkündigung hören konnte.

Als es bereits Nacht geworden und der Himmel mit schweren Regenwolken überzogen war, saß Reinhard auf der Steinbank unter der Linde vor dem Wirthshause; er lachte vor sich hin, der urplötzlichen Heiterkeit gedenkend, mit der er unversehens die Seelen aller Einwohner erfüllt hatte. Da hörte er ein verhaltenes Schluchzen in der Nähe, er stand auf und sah ein Mädchen das nach der Scheune ging.

„Lorle?“ sagte er in fragendem Tone.

„Grüß Gott,“ antwortete das Mädchen, die dargebotene Hand fassend, ohne aufzuschauen und ohne die Schürze vom Gesicht zu nehmen.

„Du hast . . . Ihr habt ja geweint, warum denn?“

„Ich, ich . . . hab' nicht geweint,“ erwiderte das Mädchen und konnte vor schnellem Schluchzen kaum reden.

„Warum gunnet Ihr mir denn keinen Blick und sehet mich nicht an? hab' ich Euch was Leids than?“

„Mir? mir, nein.“

„Wem denn?“

„Euch.“

„Ja wie so?“

„Es gefällt mir nicht, daß Ihr Euch so zum G'spött vom ganzen Dorf machet, das ist nichts und uns habt

Ihr doch auch zum Narren; das hätten wir nicht von Euch denkt."

„Ihr ſeid recht groß und ſtark geworden, Lorle; kommet 'rein in die Stub', daß ich Euch auch ſehen kann."

„Brauchet nicht jetzt noch mit mir Euern beſondern Poſſen haben," endete das Mädchen, raffte ſich ſchnell zuſammen und ſprang davon durch das Hofthor nach der Straße.

Reinhard ſaß mit zuſammengekniffenen Lippen vor ſich niederſchauend wieder auf der Bank. Was ihm vor einem Augenblicke noch wie ein übermüthiger aber harmloſer Scherz vorgekommen war, das hatte jetzt eine ganz andere Geſtalt. Von ſich ſah er bald ab und dachte: Das Kind hat Recht, es iſt ein Stück Ariſtokratie in dieſem Scherze: wir wiſſen nicht wie viel von ſchmählichem Hochmuth in Jedem von uns ſteckt. Ich habe das ganze Dorf zu meinem Spaß verwendet.

Der Collaborator kam jetzt auch herab und ſagte: „Ein ſonderbarer Mann unſer Wirth! Ich bin doch ſchon durch alle Examina geſiebt worden, aber der hört gar nicht auf mit Fragen und dabei hat er ſo 'was Mißtrauiſches."

„Das iſt's nicht," ſagte Reinhard, „die Bauern haben eine alte Regel: wenn man mit einem fremden Löffel eſſen will, ſoll man vorher dreimal hineinhauchen, verſtehſt Du?"

„Ja wohl, das iſt ein tiefſinniger Gedanke."

„Einen ſchönen Gruß und ich ließ' mich ſchön bedanken, Herr Kohlebrater," entgegnete Reinhard lachend.

Viele Männer und Burſchen aus dem Dorfe ſammelten ſich, von Allen ward Reinhard herzlich bewillkommt; die heitere Weiſe, die ſie herbeigelockt, erhielt eine entſprechende Fortſetzung. Man ging nach der Stube und Reinhard wußte den ganzen Abend allerhand ſchnurrige Geſchichten von ſeinen Fahrten in Oberitalien und Tyrol zu erzählen, das Gelächter wollte kein Ende nehmen. Reinhard gab ſich ſelbſt mehr zum Beſten als es eigentlich ſeine Art war; er wollte indeß ein Uebriges thun, weil er ſie Alle zum Beſten gehabt hatte, wie er in geſteigerter Selbſtanklage ſich vorwarf. Nach und nach gerieth er aber aus innerer Luſtigkeit auf allerlei tolle Seltſamkeiten, denn er konnte ſich, namentlich in zahlreicher Geſellſchaft, wahrhaft in eine Aufregung hineinarbeiten.

Reinhard war ſo voll Luſtigkeit unter den Menſchen geweſen und allein auf ſeinem Zimmer ward er verſtimmt und düſter; die Welt erſchien ihm doch gar zu nüchtern, wenn er nicht ſelber ſie etwas aufrüttelte.

Lorle war den ganzen Abend nicht in die Stube gekommen.

Tief in der Nacht „ſchlurkte“ noch Jemand in Klapp-Pantoffeln durch das ganze Haus und drückte an allen Thüren; es war der Wadeleswirth, der nie zu Bett ging, bevor er Alles von oben bis unten durchgemuſtert hatte.

Das war ein Sonntagsleben.

Am andern Morgen ſtand der Collaborator ganz früh vor dem Bette Reinhard's und ſang mit wohl-

gebildeter, kräftiger Stimme, die man ihm nicht zugemuthet hätte, das Lied aus Preciosa: „Die Sonn' erwacht" mit Weber's thaufrischer Melodie. Reinhard schlug murrend um sich.

„Ein Mann wie du," sang der Collaborator recitando, „der das herrliche Bild Sonntagsfrühe abconterfeit, darf einen Morgen nicht verschlafen, wie der heut, bum, bum."

Reinhard war still und der Collaborator fuhr sprechend fort: „Was fangen wir heut' an? Es ist Sonntagmorgen, es hat heut' Nacht geregnet, als ob wir's bestellt hätten; Alles glitzert und flimmert draußen. Was treiben wir nun? Giebt's keine Kirchweihe in der Nähe? Kein Volksfest?"

„Brat' dir ein Volksfest," entgegnete Reinhard, „trommle dir die Massen zusammen, die du brauchst, und sattle dein Gesicht mit einem Operngucker; wirf Geld unter die Kinder, daß sie sich raufen und übereinander purzeln, dann hast du ein Volksfest mit ipse fecit."

„Du warst gestern Abend so lustig und bist heute so mürrisch."

„Ich war nicht lustig und bin nicht mürrisch; ich bin nur ein Kerl, der eigentlich allein sein sollte und verdammterweise doch keinen Tag allein sein kann. Paß auf, wie ich's meine. Es ist mir lieb, wenn du bei mir bist; ein Freund wie du, der's so treu meint, ist wie wenn man Geld im Schrank hat; braucht man's auch nicht, es unterstützt doch, weil man weiß, man kann's holen, wenn Noth an Mann geht. Also bleib'

die noch übrigen Tage deiner Ferien da, aber laß mich auch ein bischen mir.“

„Ich begreife dich wohl. Hier empfängst du den Kuß der Muse und da darf kein fremdes, betrachtendes Auge dabei sein. Ich will dich gewiß ganz dir überlassen, stets zurücktreten, wo sich dir irgend ein Motiv zu einem Bilde bieten könnte; da darf man nicht mit Fingern hindeuten, nicht einmal profanen Auges hinschauen. Die Wurzel, die schaffende Triebkraft alles Lebens, ruht im Dunkel, wo kein Sonnenblick, wo kein Auge hindringt.“

„Das auch,“ sagte Reinhard, „und für dich selber merke dir: will nicht von jedem Augenblicke etwas, ein Resultat, einen Gedanken und dergleichen; lebe und du hast Alles. Wir stecken in der Gedankenhetzjagd, die uns gar nicht mehr in Ruhe das Leben genießen läßt, du vor Allen, aber ich kann auch sagen wie jener Pfarrer in seiner Strafpredigt: Meine lieben Zuhörer, ich predige nicht nur für Euch, ich predige auch für mich. — Laß uns leben! leben! Der Hollunder blüht, er blüht und nicht blos damit Ihr Euch einen Thee daraus abbrüht, wenn Ihr Euch erkältet habt.“

„Entschuldige, wenn ich dir sage,“ bemerkte der Collaborator in zaghaft rücksichtsvollem Tone, „es steckt mehr Romantik in dir als du glaubst, das war ja auch die blaue Blume der Romantiker: ohne alle Reflexion zu sein, im Vollgenuß des Nichtwissens.“

„Bin nicht ganz einverstanden, aber meinetwegen heiß' es Romantik, wenn das Kind einen Namen haben muß.“

Reinhard ſtand halb angekleidet am Fenſter und ſog die Morgenluft in vollen Zügen ein; plötzlich prallte er zurück, der Collaborator ſprang ſchnell an das leere Fenſter und ſah hinaus. Das Wirthstöchterlein ging über den Hof, luftig gekleidet, ohne Jacke und barfuß. Eine Schaar junger Enten umdrängte ſie ſchnatternd.

„Ihr Freſſerle,“ ſchalt ſie und verzog damit trotzig den Mund, „könnet's nicht verwarten bis eure Kröpfle vollgeſtopft ſind? Euch ſollt' man alle Viertelſtund' anrichten, nicht wahr? Nur ſtet, ich hol's ja, nur Geduld, ihr müſſet halt auch Geduld lernen; aus dem Weg! ich tret' euch ja.“

Die jungen Entchen hielten an, als ob ſie die Worte verſtänden, das Mädchen ging nach der Scheune und kam mit Gerſte in der Schürze wieder. „Da,“ ſagte ſie, eine Handvoll ausſtreuend, „g'ſegn' euch's Gott! Gunnet's euch doch, ihr Neidteufel und purzelt nicht über einander weg, ſcht!“ ſcheuchte ſie und warf eine Handvoll Gerſte weiter abſeits, „ihr Hühner, bleibt da drüben.“ Der Hahn ſtand auf der Leiter an der Scheune und krähte in die Welt hinein. „Kannſt's noch, accurat wie geſtern,“ ſagte das Mädchen ſich verbeugend, „komm' jetzt nur 'runter; biſt halt grad wie die Mannsleut', die laſſen immer auf ſich warten, wenn das Eſſen auf dem Tiſch ſteht.“

Der Hahn kam auch herabgeflogen und ließ ſich's wohl ſchmecken, plauderte aber viel dabei; wahrſcheinlich hatte er eben etwas Geiſtreiches oder Poſſiges geſagt, denn eine gelbe Henne, die gerade ein Korn aufgepickt hatte, ſchüttelte den Kopf und verlor das Korn. Der

Galante ſprang behende herzu, holte das Verlorene und brachte es mit einem Kratzfuße, einige verbindliche Worte murmelnd.

„Guten Morgen Jungferle,“ rief jetzt der Collaborator in den Hof hinab; das Mädchen antwortete nicht, ſondern ſprang wie ein Wieſel davon und ins Haus; die jungen Enten und die Hühner ſchauten bedeutſam nach dem Fenſter hinauf, ſie mochten wol ahnen, daß von dorther die Störung gekommen war, die ihnen die fernere Nahrung entzog.

„Das iſt ein Mädchen! ach, das iſt ein Mädchen!“ rief der Collaborator in die Stube gewendet und ballte beide Fäuſte zum Himmel; er durchmaß hierauf zweimal ohne zu reden die Stube, ſtellte ſich dann vor Reinhard und begann wieder:

„Da haſt du's, ich kann weiter nichts ſagen als: das iſt ein Mädchen. Kein Epitheton genügt mir, keines. Hier haben wir ein Geſetz der Volkspoeſie, ſie gibt den vollſten Ausdruck, macht die tiefſte Wirkung oft blos durch das einfache Subſtantiv, ohne Epitheton; meiner Sprache ſteht jetzt in ſolcher Entzückung nicht mehr zu Gebote, als der eines Bauernburſchen.“

„Was hältſt du davon, wenn wir uns mit dem Epitheton „göttlich“ begnügten?“

„Spotte jetzt nicht, das Mädchen mußt du malen, wie es da ſtand, eins mit der Natur, zu ihr redend und von ihr begriffen, die vollendete Harmonie.“

„Es wäre allerdings etwas nie Dageweſenes: ein Mädchen im Hühnerhofe.“

„Nun, wenn auch nicht ſo, das Mädchen mußt du

malen, hier iſt dir ein ſüßes Naturgeheimniß nahegeſtellt, du“ —

„In's Teufels Namen, ſo ſchweig doch ſtill, wenn es ein Geheimniß iſt. Du ſchwatzeſt ſchon am frühen Morgen, daß man nicht mehr weiß, wo Einem der Kopf ſteht.“

Die beiden Freunde ſaßen eine Weile lautlos bei einander; endlich ſagte der Collaborator aufſtehend:

„Du haſt Recht, der Morgen iſt wie die ſtille Jugendzeit, da muß man den Menſchen allein laſſen, für ſich, bis er nach und nach aus ſich erwacht; man ſoll ihn nicht aufrütteln. Ich gehe in den Wald, du gehſt doch nicht mit?“

„Nein.“

Der Collaborator ging und Reinhard ſaß lange ſtill, das viele Reden und Rütteln des Collaborators hinterließ ihm die Empfindung, als ob er von einer geräuſchvollen Reiſe käme; die ruhige Spiegelglätte des Morgenlebens war ihm zu haſtigen Wellen aufgehetzt. Reinhard war verſtimmt und nervengereizt, er legte ſich nochmals auf das Bett und verfiel in leiſen Schlummer. Die Glocken des Kirchthurms weckten ihn, es läutete zum Erſtenmal zur Kirche. Reinhard ging hinab in die Küche; die Bärbel, ſeine alte Gönnerin, die ſonſt ſo freundlich mit ihm geplaudert hatte, war unwirſch, ſie ſagte, er ſolle nur in die Stube gehen, ſie hielte ihm ſchon ſeit drei Stunden den Kaffee bereit und man könne ja das Feuer nicht ausgehen laſſen von ſeinetwegen. Reinhard war eben im Begriffe ihr eine barſche Antwort zu geben, er hatte es genug,

ſich über den geſtrigen Scherz hart behandeln zu laſſen, da hörte er die Stimme Lorle's von der Laube:

„Bärbel, komm auſe, guck ob's ſo recht iſt.“

„Komm' du 'rein, iſt grad ſo weit; mach nur fort, es wird ſchon recht ſein.“

Ohne eine Antwort gegeben zu haben, verließ Reinhard die Küche, er ging aber nicht in die Stube, ſondern faſt unhörbar nach der Laube. Ungeſehen von dem Mädchen konnte er daſſelbe eine Weile beobachten; er ſtand betroffen beim erſten Anblick. Das war ein Antlitz voll ſeligen, ungetrübten Friedens, eine ſüße Ruhe war auf den runden Wangen ausgebreitet; dieſe Züge hatte noch nie eine Leidenſchaft durchtobt oder ein wilder Schmerz, ein Reuegefühl verzerrt, dieſer feine Mund konnte nichts Heftiges, nichts Niedriges ausſprechen, eine faſt gleichmäßige zarte Röthe durchhauchte Wange, Stirn und Kinn, und wie das Mädchen jetzt mit niedergeſchlagenen Augen das Bügeleiſen ſtill auf der Halskrauſe hielt, war's wie der Anblick eines ſchlafenden Kindes; als es jetzt die Krauſe emporhob, die großen blauen Augen aufſchlug und den Mund ſpitzte, trat Reinhard unwillkürlich mit Geräuſch einen Schritt vor.

„Guten Morgen, oder bald Mittag,“ nickte ihm Lorle zu.

„Schön Dank, ſeid Ihr wieder gut?“

„Ich bin nicht bös geweſen, ich wüßt' nicht warum. Habt Ihr gut geſchlafen?“

„Nicht ſo völlig.“

„Warum? Habt Ihr was träumt? Ihr wiſſet ja,

was man in der erſten Nacht in einem fremden Bett träumt, das trifft ein.“

„Aber mein Traum nicht.“

„Nun, was iſt's denn geweſen? Dürfet Ihr's nicht ſagen?“

„Ganz wohl, und Euch beſonders, ich hab' von Euch träumt.“

„Ach, von mir, das kann nicht ſein. Gucket, machet mir keine Flatuſen; es hat mich verdroſſen, wenn Ihr mich früher Grundel geheißen habt, aber es wär' mir noch lieber, wenn Ihr ſo ſaget, als wenn Ihr mir ſo was Gaukliches vormachet.“

„Ich kann ja auch was träumt haben, das gar kein' Flatuſe iſt. Machet aber nur kein Geſicht, es iſt nichts Böſes, es iſt blos dumm. Mir hat's träumt, ich ſei mit Euch auf dem Bernerwägele geſeſſen und Euer Rapp war angeſpannt, und hat eine großmächtige Schelle um den Hals gehabt, die hat geläutet wie die Kirchenglock', und der Rapp iſt nur ſo durch die Luft dahingeflogen, ſeine Mähne iſt hoch aufgeſtanden und man hat kein Rad gehört und wir ſind doch immer fort und fort. Ich hab' den Rapp halten wollen, er hat mir aber ſchier die Arme aus dem Leib geriſſen und Ihr ſeid immer ganz ohne Angſt neben mir geſeſſen und ſo immer fort; plötzlich legt ſich der Wagen ganz ſanft um und wir ſind auf dem Boden gelegen, da iſt mein Kamerad kommen und hat mich geweckt.“

„Das iſt ein wunderlicher Traum, aber in den nächſten vier Wochen fahr' ich nicht mit Euch. Was ich hab' ſagen wollen, Euer Kamerad iſt ein wunder-

licher Heiliger, mein Vater ſagt, er ſei ſtolz und hochmüthig, ich mein' eher, er ſei zimpfer und ungeſchickt."

„Ihr habt ihm doch ſeine Störung verziehen?"

„Ja. Seid Ihr auch ſchon auf geweſen?"

„Nicht ganz. Mit meinem Kameraden habt Ihr Recht, er iſt nicht ſtolz, im Gegentheil ſcheuch und furchtſam."

„Ja, das hab' ich auch denkt, und grad weil er ſcheuch und furchtſam iſt, da geht er ſo auf die Leut' 'nein und thut wie wenn er ſie zu Boden ſchwätzen wollt'. Wie ich vorlängſt bei der Vroni auf der Hohlmühle geweſen bin, Ihr wiſſet ja, ſie iſt mit meinem Stephan verſprochen, ſie heirathen bis zum Herbſt und er übernimmt die Mühle; Ihr ſeid doch auch noch da zur Hochzeit?"

„Kann ſein, aber Ihr habt mir was erzählen wollen?"

„Ja, das iſt Recht, daß Ihr Einen beim Wort behaltet, ich ſchwätz' ſonſt in den Tag 'nein. Nun wie ich drunten in der Hohlmühle bin, da wird's Nacht und da haben ſie mir das Geleit geben wollen, ich hab's aber nicht zugeben und es wär' mir doch recht geweſen. Ich bin halt jetzt allein fort, im Wald da iſt mir's aber katzhimmelmäuslesangſt worden, und weil ich mich ſo gefürcht't hab', da hab' ich allfort pfiffen, wie wenn ich mir aus der ganzen Welt nichts machen thät. Ja, wie komm ich denn aber jetzt da drauf, daß ich Euch das erzähl'?" ſchloß Lorle, die Lippen zuſammenpreſſend und die Augen nachdenklich einziehend.

„Wir haben von meinem Kameraden gesprochen und“ —

„Ja, Ihr bringet mich wieder drauf; der pfeift auch so lustig, weil er Angst hat, nicht wahr?“

„Vollkommen getroffen. Ihr müßt nun aber recht freundlich gegen ihn sein, er ist ein herzguter Mensch, der's verdient, und es wird ihn ganz glücklich machen.“

„Was ich thun kann, das soll geschehen. Ist er noch ledig?“

„Er ist noch zu haben, wenn er Euch gefällt.“

„Wenn Ihr noch einmal so' was saget,“ unterbrach Lorle, das Bügeleisen aufhebend, „so brenn' ich Euch da den Bart ab. Ja, daß ich's nicht vergess', lasset Euch Euern Bart nicht abschwätzen, er steht Euch ganz gut.“

„Wenn er Euch gefällt, wird er sich um die ganze Welt nichts scheeren.“

„Was gefällt? Was ist da von gefallen die Red'?“ ertönte eine kräftige Weiberstimme, es war die der Bärbel.

„Das Lorle ist in meinen Kameraden verschossen,“ sagte Reinhard.

„Glaub' ihm nichts, er ist ein Spottvogel,“ rief das Mädchen und Bärbel entgegnete:

„Herr Reinhard, ganget 'nein und trinket Euern Kaffee; Ich g'wärm ihn Euch nimmer.“

„Geht Euer Goller da in die Kirch?“ wendete sich Reinhard an Lorle und erhielt die Antwort:

„Nein, das gehört der Bärbel, die geht, ich bleib' daheim; Ihr geht doch auch?“

„Ja," ſchloß Reinhard und trat in die Stube. Er hatte eigentlich nicht die Abſicht gehabt, in die Kirche zu gehen, aber er mußte und wollte jetzt; er mußte, weil er's verſprochen, und wollte, weil Lorle allein zu Hauſe blieb. Und wie wir unſeren Handlungen gern einen allgemeinen Charakter geben, ſo redete er ſich auch ein, er gewinne durch die Theilnahme an dem Kirchengange auf's Neue die Grundlage zur Gemeinſamkeit des Dorflebens und ein Recht darauf.

Während Reinhard in der Stube dies überdachte, ſagte Lorle draußen auf der Laube: „Denk nur, Bärbel, er hat heut Nacht von mir träumt."

„Wer denn?"

„Nu, der Herr Reinhard." Lorle verfehlte nie, auch wenn ſie von dem Abweſenden ſprach, das Wort „Herr" zu ſeinem Namen zu ſetzen.

„Laß dir von dem Fuchsbart nichts aufbinden," entgegnete Bärbel.

„Und der Bart iſt gar nicht fuchſig," ſagte Lorle voll Zorn, „er iſt ganz ſchön käſtenbraun und der Herr Reinhard iſt noch grad ſo herzig wie er geweſen iſt, und du haſt doch früher, wie er nicht dageweſen iſt, immer ſo gut von ihm gered't und du haſt Unrecht, daß du jetzund ſo über ihn losziehſt. Wenn er auch den Spaß mit dem Ausſchellen gemacht hat, er iſt doch nicht ſtolz, er red't ſo gemein und ſo getreu." —

„Ich kann nichts ſagen als: nimm dich vor ihm in Acht, und du biſt kein Kind mehr."

„Ja das mein' ich auch, ich weiß doch auch wie Einer iſt, ich . . ."

„Gib mir mein Goller, du zerdrückst's ja wieder,“ sagte Bärbel und ging davon.

Reinhard wandelte sonntäglich gekleidet mit Stephan und Martin nach der Kirche. Alles nickte ihm freundlich zu, Manche lachten noch über die seltsame Bartzier, aber der Träger derselben war ihnen doch heimisch; sie fühlten es dunkel, daß er zu ihnen gehörte, da er nach demselben Heiligthume, zu derselben Geistesnahrung mit ihnen wallfahrtete.

Auf dem Wege fragte Martin: „Nun was saget Ihr aber zu unserm Lorle? nicht wahr, das ist ein Mädle?“

„Ja,“ entgegnete Reinhard, „das Lorle ist gerad wie ein feingoldiger Kanarienvogel unter grauen Spatzen.“

„Es ist ein verfluchter Kerle, aber Recht hat er,“ sagte Martin zu Stephan.

Reinhard saß bei dem Schulmeister auf der Orgel, der brausende Orgelklang that ihm wundersam wohl, er durchzitterte sein ganzes Wesen wie ein frischer Strom. Die Bärbel, die ihn jetzt von unten sah, dachte in sich hinein: Er ist doch brav! Wie seine Augen so fromm leuchten! Reinhard hörte nur den Anfang der Predigt. An den Text: „Lasset euer Brod über das Meer fahren,“ wurde eine donnernde Strafrede angeknüpft, weil das ganze Dorf sich verbunden hatte, nichts für das zu errichtende Kloster der barmherzigen Schwestern beizusteuern. Reinhard verlor sich bei dem eintönigen und nur oft urplötzlich angeschwellten Vortrage in allerlei fremde Träumereien. Drunten aber lag die Bärbel auf den Knien, preßte ihre starken Hände inbrünstig zusammen und betete für Lorle; sie

konnte nun einmal den Gedanken nicht los werden, daß dem Kinde Gefahr drohe, und ſie betete immer heftiger und heftiger; endlich ſtand ſie auf, fuhr ſich mit der Hand bekreuzend über das Geſicht und wiſchte alle Schmerzenszüge daraus weg.

Der Orgelklang erweckte Reinhard wieder, er verließ mit der Gemeinde die Kirche. Nicht weit von der Kirchenthüre ſtand die Bärbel ſeiner harrend; indem ſie ihr Geſangbuch hart an die Bruſt drückte, ſagte ſie zu Reinhard: „Grüß Gott!“ Er dankte verwundert, er wußte nicht, daß ſie ihn erſt jetzt willkommen hieß.

Als Reinhard nun noch einen Gang vor das Dorf unternahm, begegnete ihm der Collaborator mit einem geſpießten Schmetterling auf dem Mützenrande.

„Was haſt du da?“ fragte Reinhard.

„Das iſt ein Prachtexemplar von einem papilio Machaon, auch Schwalbenſchwanz genannt; er hat mir viel Mühe gemacht, aber ich mußte ihn haben, mein Oberbibliothekar hat noch keinen in ſeiner Privatſammlung; es waren zwei, die immer in der Luft mit einander koſten, immer zu einander flatterten und wieder davon; ſind glückſelige Dinger, die Schmetterlinge! Ich hätte ſie gern beide gehabt oder bei einander gelaſſen, habe aber nur einen bekommen, und ſchau wie ich ausſehe; in dem Moment wie ich ihn haſchte, bin ich in einen Sumpf gefallen.“

„Und Stecknadeln haſt du immer bei dir?“

„Immer; ſieh hier mein Arſenal,“ er öffnete die innere Seite ſeines Rockes, dort war ein R aus Stecknadelköpfen geſetzt.

„Aber daß ich's nicht vergeſſe," fuhr er fort, „ich habe das Wort gefunden."

„Welches Wort?"

„Das Epitheton für das Mädchen: wonneſam! Es iſt ein Vorzug unſerer Sprache, daß dieſes Wort transitiv und intransitiv iſt, ſie iſt voll Wonne und ſtrahlt Jedem Wonne in die Seele. Aber halt! Eben jetzt, indem ich rede, finde ich das Urwort, das iſt's: Marienhaft! Was die Menſchheit je Anbetungswürdiges und Wonniges in der Erſcheinung der Jungfrau erkannte, das drängte ſie in dem Wort Maria zuſammen. Das kann keine andere Sprache, ſolch ein nomen proprium allgemein objektiviſch bilden. Marienhaft! das iſt's."

Reinhard ward ſtill; nach einer Weile erſt frug er:

„Warſt du die ganze Zeit im Walde?"

„Gewiß, o! es war himmliſch, ich habe einen tiefen Zug Waldeinſamkeit getrunken. Sonſt wenn ich den Wald betrat, war mir's immer, als ob er ſchnell ſein Geheimniß vor mir zuſchließe, als ob ich nicht würdig ſei, durch dieſe heiligen Säulenreihen zu ſchreiten und den ſtillen Chor der ewigen Natur zu vernehmen; mir war's immer, als ob beim letzten Schritte den ich aus dem Walde thue, jetzt erſt hinter mir das ſüße geheimnißvolle Rauſchen beginne und unerfaßbare Melodien erklingen. Heute aber habe ich den Wald bezwungen. Ich bin emporgedrungen durch Geſtrüpp und über Felſen bis zum Quellſprung des Baches, wo er zwiſchen großen Baſaltblöcken hervorquillt und ein breites, rundes Becken ihn ſogleich aufnimmt, als dürfte er da zu

Hauſe bleiben. Du warſt gewiß noch nicht dort, ſonſt müßteſt du's gemalt haben; das muß nun dein erſtes Bild ſein. Die Bäume hangen ſo ſehnſüchtig nieder als wollten ſie das Heiligthum zudecken, daß kein ſterbliches Auge es ſehe, in jedem Blatt ruht der Friede; der rothe und weiße Fingerhut läßt ſeine Blüthenkette zwiſchen jeder Spalte aufſteigen, es iſt eine Giftpflanze, aber ſie iſt entzückend ſchön! Die ſanfte Erika verſteckt ſich lauſchend hinter dem Felſen und wagt ſich nicht hervor an das rauſchende Treiben. Dort lag ich eine Stunde und habe Unendlichkeiten gelebt. Das iſt ein Plätzchen, um ſich in's All zu verſenken. Morgenglocken tönten von da und dort, mir war's wie das Summen der Bienen, die ſich heute bei der Sicherheit des ſchönen Wetters weit weg vom Hauſe wagten. Ich war emporgeklommen, hoch hinauf auf Bergeshöhen, die die Kirchthürme weit überragen, ich ſtand über Zion auf den Spitzen des unendlichen Geiſtes; da fühlte ich's wie noch nie, daß ich nicht ſterben kann, daß ich ewig lebe; ich faßte die Erde, die mich einſt decken wird, und mein Geiſt ſchwebte hoch über allen Welten. Mag ich freudlos über die Erde ziehen, klanglos in die Grube fahren, ich habe ewig gelebt und lebe ewig." ....

Reinhard ſetzte ſich auf den Wegrain unter einen Apfelbaum, er zog auch den Freund zu ſich nieder. „Sprich weiter," ſagte er dann; der Angeredete blickte ſchmerzlich auf ihn, dann ſchaute er vor ſich nieder und fuhr fort:

„Ich lag lange ſo in ſelig traurigem Entzücken, ich ſah dem unaufhörlich ſich ergießenden Quell zu. Wie

ätherklar ſpringt er hervor aus nächtiger Verborgenheit; wie rein und hell ſchlängelt er ſich in die Schlucht hinab, bald aber noch bevor er den ruhigen Thalweg erreicht, wird er eingefangen; was ficht's ihn an? Er ſpringt keck über das Mühlrad und eilt zu den Blumen am Ufer. In der Stadt aber dämmen ſie ihn ein, da muß er färben, gerben und verderben; er kennt ſich nicht mehr. Es kann auch einem reinen klaren Naturkinde ſo ergehen. Was thut's? Du einzler Quell vom Felſenſprung! ſtröme zu bis hin in das unergründliche, unbezwungene Meer, dort iſt neue, dort iſt ewige Klarheit und unendliches Leben, ein Ruhen und ein Bewegen in ſich .... Bei dem Erſten was ich dachte war mir's nicht eingefallen es feſtzuhalten, jetzt aber wollte ich Alles in melodiſche Worte faſſen; ich quälte mich in allen Versarten, hin war meine Ruhe. Da fielſt du mir wieder ein: wozu ein Reſultat? Ich hab's gelebt, was braucht es mehr?" ....

„Ich kenne dein Waldheiligthum ſchon lange," ſagte Reinhard auf dem Heimwege, „ich habe auch genug dort geträumt, aber mit dem Pinſel konnte ich ihm nicht beikommen; ließen ſich deine Gedanken malen, ja dann wär's anders. Ich habe mich von der Landſchaft entfernt, und doch ſo oft ich hieher komme, iſt mir's als ob hier eine tiefere Offenbarung noch meiner harre, beſonders jetzt; vielleicht iſt's dein Waldheiligthum, vielleicht auch nicht."

„Wo warſt denn du während meines Waldganges?"

„Ich war in der Kirche; du hätteſt eigentlich auch dort ſein ſollen; das einigt mit dem Bauernleben."

„Ja, ja, du haſt Recht, ei, das thut mir leid; nun, ich gehe heut Mittag.“ —

Im Wirthshauſe war eine große Veränderung.

Als der Collaborator neu beſchuht herunterkam, rief ihm Lorle freundlich zu: „Das iſt ſchön, Herr Kohlebrater, daß Ihr nicht auf Euch warten laſſet. Wo ſeid Ihr denn geweſen?“

„Im Walde droben. Saget aber nicht Kohlebrater, ich heiße mit meinem ehrlichen Namen Adalbert Reihenmaier.“

„Iſt auch viel ſchöner. Nun erzählet mir auch 'was, Herr Reihenmaier.“

„Ich kann nicht viel erzählen.“

„Ja, wir wollen warten bis Mittag, Ihr gehet doch auch mit auf die Hohlmühle? und Ihr könnet ja ſo ſchön ſingen.“

„Ich bin bei Allem, abſonderlich wo Ihr ſeid; ich hab' im Walde an Euch gedacht.“

„Müſſet mich nicht ſo zum Poſſen haben, ich bin zu gut dazu und Ihr auch; es ſchickt ſich nicht für ſo einen Herrn wie Ihr ſeid. Hübſch ordelich ſein, das iſt recht. Ihr müſſet aber auch Euren Sonntagsrock anziehen. Habt Ihr denn keinen?“

„Mehr als einen, aber nicht hier.“

„Ja, Ihr habt's doch gewußt, daß Ihr am Sonntag bei uns ſeid? Nun — ſchad't jetzt nichts. Ich will Euch den Martin ſchicken, er ſoll Euch ein bisle aufputzen.“

Jubelnd ſprang der Collaborator die Treppe hinauf und holte eine Sammlung Volkslieder — (die er zu

etwaigen Ergänzungen und Varianten mitgenommen hatte — aus ſeinem Ränzchen; er warf das Buch an die Zimmerdecke in die Höhe und fing es wieder auf. „Hier," rief er, das Buch hätſchelnd, als wäre es etwas Lebendiges, „hier ſeid ihr zu Hauſe, nicht in der Bibliothek eingepfercht; heut' ſollt ihr wieder lebendig werden."

Beim Eſſen herrſchte die alte Gewohnheit nicht mehr, für Reinhard und ſeinen Freund war in dem Verſchlag beſonders gedeckt. Reinhard ſagte dem Wirth, daß er wie ehedem am Familientiſch eſſen wolle. Der Alte aber ſchüttelte den Kopf ohne ein Wort zu erwidern, nahm die weiße Zipfelmütze ab und hielt ſie zwiſchen den gefalteten Händen auf der Bruſt, damit das Gebet beginne.

„Bärbel, traget nur die zwei Gedecke heraus, wir eſſen nicht allein," rief Reinhard. Der Wadeleswirth ſetzte ſchnell die Mütze wieder auf, ſchaute, ohne eine Miene zu verziehen, rechts und links und ſagte:

„Nur ſtet."[1] Er machte dann eine ziemliche Pauſe, wie jedesmal, wenn er dieſes Wort ſagte, das als Mahnung galt, daß Keiner muckſen dürfe bis er weiter redete; endlich und endlich ſetzte er hinzu:

„Drin bleibt's. Es iſt kein Platz da für zwei." Er hob die Arme bedachtſam auf, ſtrich die Hände wagrecht über die Luft, wie den Streichbengel über ein Kornmaß, was ſo viel hieß als: abgemacht.

Die Freunde ſetzten ſich in den Verſchlag, Lorle trug ihnen auf.

[1] Langſam, ruhig.

„Kann denn das die Bärbel nicht?“ fragte Reinhard, und der Collaborator ergänzte: „Ihr ſolltet uns nicht bedienen.“

„O du liebs Herrgöttle,“ beſchwichtigte Lorle, „was machen die für ein Geſcheuch von dem Auftragen. Ich thu's ja gern, und wenn Ihr einmal eine liebe Frau habt, Herr Reihenmaier, und ich komm' zu Euch und ihr gunnet mir ein warm Süpple, da ſoll mich Euer Weible auch bedienen.“

„Woher wiſſet Ihr denn, daß ich heirathen möcht'?“

„Da kann man mit der Pelzkappe darnach werfen, ſo groß ſteht's Euch auf der Stirn geſchrieben: ich glaub', daß eine Frau mit Euch rechtſchaffen glücklich wird.“

„Woher wiſſet Ihr denn das?“

„Ihr ſeid ſo ordelich mit der Handzwehle [1] umgangen.“

Alles lachte, und draußen am Tiſche ſagte der Vater: „Es iſt ein Blitzmädle, und es hat ſonſt in einem Jahr nicht ſo viel geſchwätzt, wie jetzt ſeit geſtern.“

„Ja,“ ſagte die Mutter, nachdem ſie mit beſonderer Zufriedenheit einen Löffel Suppe verſchluckt, jetzt mit dem Löffel auf den ihres Mannes klopfend, „du wirſt's noch einſehen, was das für ein Mädle iſt; das iſt ſo geſcheit wie der Tag.“

„Das hat es von dir und von unſerm Vorroß, von der Bärbel da,“ ſchloß der Wadeleswirth, den Schlag zurückgebend.

Die beiden Freunde unterhielten ſich vortrefflich mit

[1] Handtuch.

Lorle, das immer ein Auge auf jegliches Erforderniß hatte, seltsamerweise aber Alles mit der linken Hand anfaßte; der Collaborator sah sie mehrmals scharf darob an und Lorle sagte:

„Nicht wahr, es ist nicht in der Ordnung, daß ich so links bin? Ich hab' mir's schon abgewöhnen wollen, aber ich vergeff' es immer."

Schnell nahm Reinhard das Wort: „Das schadet nichts!" Leiser, daß man es in der Stube draußen nicht hören konnte, setzte er hinzu: „Ihr machet Alles prächtig. Wer kann's beweisen, daß die rechte Hand die geschicktere ist? Eure Linke ist flinker als manche Rechte, und mir gefällt's so ganz wohl."

Bei diesen Worten richtete sich Lorle grad auf, eine eigenthümliche Majestät lag in ihrem Blicke.

„Sind keine Musikanten im Dorf?" fragte der Collaborator.

„Freilich, sie sind alle bei einander."

„Die sollten uns heut' Abend einige Tänze spielen, ich bezahle gern ein Billiges."

„Ja, das geht nicht, der Schultheiß ist heut verreist und es ist vom Amt streng verboten, ohne polizeiliche Erlaubniß Musik zu halten; in Eurer Stub' droben hängt die Verordnung."

„O Romantik! Wo bist du?" sagte der Collaborator und Lorle erwiderte: „Das haben wir hier nicht, aber ein Clavier steht droben, das darf man —"

Die beiden Freunde brachen in schallendes Gelächter aus, so daß sie sich kaum auf ihren Sitzen halten konnten. Reinhard faßte sich zuerst wieder, denn

er ſah, wie es plötzlich durch das ſo friedliche Antlitz des Mädchens zuckte und zitterte, Pulſe klopften ſichtbar in den Augenlidern und ein tiefſchmerzlich fragendes Lächeln lag auf den Lippen. Lorle ſtand da mit zitterndem Athem; ſie wand das feſtangezogene Schürzenband um einen Finger, daß es tief einſchnitt; dieſer körperliche Schmerz that ihr wohl, er verdrängte einen Augenblick den ſeeliſchen. Reinhard gebot in barſchem Tone ſeinem Freunde, mit dem „einfältigen Lachen" endlich aufzuhören. So ſehr ſich nun auch der Collaborator entſchuldigte und ſich Mühe gab, Lorle zu erklären was er gemeint habe, das Mädchen räumte ſchnell ab und blieb verſtimmt, ſo verſtimmt wie das Klavier, das der Collaborator alsdann in ſeiner Stube probirte.

Das war eine grauſam zerſtörte Harmonie, faſt keine Saite hatte mehr den entſprechenden Klang, da mußten viele Menſchen darauf losgetrommelt haben. „Ja," dachte der Collaborator, „wenn ein Weſen einmal zur Mißſtimmung gebracht iſt, dann arbeitet Jedes zum Scherze oder muthwillig darauf los, es noch mehr und vollends zu verſtimmen, und haben ſie's vollbracht, dann laſſen ſie es vergeſſen im Winkel ſtehen." Der Collaborator ſah darin nur ein Bild ſeines Lebens, er dachte nur an ſich. — Von den vielen Wanderungen und Empfindungen ermüdet, verſchlief er dann richtig die Mittagskirche, zu ſeinem und vielleicht auch zu unſerm Frommen. Wer weiß, ob das Waldheiligthum vom Morgen ungeſtört geblieben wäre.

Als Lorle aus der Mittagskirche kam, ging ſie mit

ihrem Bruder raſch nach der Hohlmühle. Der Vater, das wußte ſie, war nicht ſo bald loszueiſen, er verſprach mit der Mutter nachzukommen. Freilich hatte ſich's Lorle heute Morgen ſchön ausgedacht, wenn auch die Fremden mitgingen. Es lief auch ein Bischen Stolz mit unter. Das war aber nun Alles vorbei. Nach vielem Drängen folgte das alte Ehepaar mit den Freunden zwei Stunden ſpäter. Der Collaborator war wieder ganz aufgeräumt.

„Ihre Uhren hier gehen falſch," bemerkte er dem Wirthe, „ich habe die meinige nach dem Meridian auf der Bibliothek geſtellt. Sie könnten ſich hier auch eine Sonnenuhr einrichten, etwa an der neuen Kirche, die jetzt gebaut wird; à propos, warum bauen Sie die neue Kirche nicht mehr drüben auf dem Hügel, das war ja ſo ſchön, daß man ſich erhebt, wenn man zur Kirche geht?"

„Ja, wir wollen jetzt die Kirch' bei der Hand haben, zu allen Gelegenheiten wo man's braucht."

„Da habt ihr auch Recht, die Religion und die Kirche ſollen nicht mehr oberhalb, fern von dem Leben ſtehen, ſondern mitten unter demſelben. Ach, da blüht ſchon vorzeitig die Genziana cruciata," unterbrach ſich der Collaborator und ſprang über den Weggraben nach der Blume.

Der Wadeleswirth ſchaute ihm lächelnd nach und ſagte zu Reinhard: „Das iſt ein ſonderbarer Menſch! Hat man nicht gemeint, er will mit aller Gewalt die Kirch' wieder auf den Berg ſetzen, und wenn man's ihm anders auslegt, gleich iſt es ihm auch Recht; bei

dem iſt's wie bei dem Verwalter auf der Saline drunten, der hat einen Schlafrock, den man auf all beiden Seiten anziehen kann. Grauſam gelehrt muß er aber ſein; was hat er denn eigentlich g'ſtudirt?"

„Zuerſt geiſtlich und dann viele Sprachen; jetzt iſt er auf dem Bücherkaſten angeſtellt und da hat er von Allem was wegkriegt. Er hat im Ganzen wohl feſte Meinungen und grundbrav iſt er, das könnet Ihr mir glauben."

„Ja, ja, glaub's ſchon."

Der Collaborator war wieder herbeigekommen. Er konnte ſich nicht enthalten, auf jedem Schritte Reinhard auf die Schönheiten des Weges aufmerkſam zu machen; da war eine Baumgruppe, eine Durchſicht, ein knorriger Aſt, Alles rief er an „und ſieh," ſagte er wieder, „wie das Sonnenlicht ſo herrlich in Tropfen durch die Zweige und von den Blättern rinnt!"

„Laß doch dein ewiges Erklären!" fuhr Reinhard auf; der Collaborator ging ſtill, um ſich wieder eine Blume zu holen und zerſchnitt ſie mit dem Federmeſſer.

„Ihr müſſet ihn nicht ſo anfahren," ſagte der Wadeleswirth, „das iſt ja ein glücklicher Menſch; wo ein Anderes gar nichts mehr hat, hat der noch überall Freude genug, an der Sonn', an einer Blum', an einem Käfer, an Allem." —

Man war endlich am Mühlgrunde angekommen: dort wandelten zwei Mädchen durch die Thalwieſe Hand in Hand und ſangen. „Lorle!" rief die Mutter, das Echo hallte es wieder, Vroni blieb ſtehen und Lorle ſprang den Kommenden entgegen. Der Wadeleswirth

ſtand da, weitſpurig und die Hände in die Seiten geſtemmt, er nickte nur einmal ſcharf mit dem Kopfe und hier ſprach ſich ſein ganzer Vaterſtolz aus: Zeiget mir noch ſo ein Mädle landaus und landein, ſagten ſeine Mienen.

Reinhard ward auf der Mühle herzlich bewillkommt, auch ſein Freund wurde traulich begrüßt, denn hier, wo Alles in der Sippſchaft lebt, werden die Freunde wie Familiengenoſſen angeſehen. Um den Tiſch unter dem Nußbaum ſaß die Geſellſchaft, der alte Müller zeigte Reinhard, wie ſein Name, den er vor Jahren in die Rinde geſchnitten, groß geworden war.

Der Collaborator wendete keinen Blick von dem alten Manne, für deſſen Antlitz er ſpäter die eigene Bezeichnung erfand, indem er es ein „geſchmerztes Geſicht“ nannte; es war eines jener edlen, länglichen Geſichter, hohlwangig, mit breiten Backen- und Stirnknochen und großen blauen Augen, voll Demuth und langen Harmes, darauf die Leidensgeſchichte des deutſchen Volkes geſchrieben iſt.

„Ja,“ ſagte der Alte, Reinhard mit dem Finger drohend, „der Schelm ſoll mich ja, wie ſie ſagen, in einem beſondern Bild gemalt haben. Iſt das auch ehrlich und recht?“

„Das macht der Katz' keinen Buckel,“ lachte der Wadeleswirth, „mich dürft' er meinetwegen malen wie er wollt', ich behielt' mich doch.“

„Eingeſchlagen, bleibt dabei,“ rief Reinhard, die Hand hinſtreckend; als er aber keine Hand erhielt, ſetzte er lachend hinzu: „Es war nur Spaß, es giebt gar keine ſo dicken Farben wie Ihr ſeid.“

Unter dem allgemeinen Gelächter ſagte dann der Müller: „Jetzt ſaget's frei, was habt Ihr denn aus mir gemacht?“

„Nichts Unrechtes. Wie ich damals die Mühle abgezeichnet hab', da geh' ich einmal Abends weg, die Sonne iſt grad' im Hinabſinken, da geht Euer Fenſter auf, Ihr gucket 'raus, ziehet die Kapp' vom Kopf, haltet ſie zwiſchen den Händen und betet laut in die untergehende Sonne hinein. Da hat mich's heilig angerührt und ich hab' Euch ſo gemalt, nur mit der Aenderung, daß Ihr unter der Halbthür ſtatt am Fenſter ſtehet.“

„Das iſt nichts Unrechtes, das kann man ſich ſchon gefallen laſſen,“ ſagte die Wirthin.

Man ſaß ruhig und wohlgemuth beiſammen und Reinhard vertraute unter dem Gelöbniß der Verſchwiegenheit, daß er in die neue Kirche ein Altarbild ſtiften wolle. Der Wadeleswirth bot ihm freie Zehrung in ſeinem Hauſe an, ſo lang er hieran arbeite, und der Müller wollte auch etwas thun, er wußte nur noch nicht was.

Eine Weile herrſchte Stille in dem ganzen Kreiſe, Niemand fand, nachdem man ſo gute und fromme Dinge beſprochen, etwas Anderes. Der Collaborator verhalf zu einer andern Stimmung. Die Mädchen waren ab- und zugegangen und hatten Eſſen aufgetragen, die Gläſer waren eingeſchenkt, aber Niemand griff zu, weil die Gedanken Aller in der Kirche waren. Lorle hatte den Collaborator offenbar vermieden. Dieſer fragte nun Broni:

„Hat man keine Sagen von dem Mühlbache? Baden ſich keine Nixen droben im Quell?"

„Ja, nix badet ſich drin," erwiderte Vroni; Alles kicherte in ſich hinein.

Der Collaborator ließ aber nicht ab und wendete ſich an den Alten: „Erzählt man ſich denn gar nichts von dem Bache?"

„Ach was! Das ſind Sachen für Kinder, das iſt nichts für Euch."

„Ich bitte, erzählet doch, Ihr thut mir einen Gefallen damit."

„Nun, man berichtet allerlei, ſo von dem Waſſerweible, und ſo."

„Ja, davon erzählet, ich bitte."

„So hat im Schwedenkrieg ein Schwed hier der Tochter vom Haus Gewalt anthun wollen und da iſt ſie auf den Fruchtboden entlaufen und hat die Leiter nachzogen und da hat der Schwed' die Mühle geſtellt und iſt am Rad' 'naufgeſtiegen und wie er halb droben iſt, da iſt das Waſſerweible kommen, hat die Mühle in Gang bracht, und patſch! iſt mein Schwed' unten gelegen und iſt verſoffen."

„Das iſt eine herrliche Sage."

„Ja, Aberglaube iſt's," eiferte der Müller, „der Schwed' hat die Mühl nicht recht ſtellen können und da iſt ſie halt wieder von ſelber in Gang kommen."

Der Nachmittag ging unter mancherlei Geſprächen vorüber, man wußte nicht wie. Die beiden Mädchen machten ſich über den Collaborator auf alle Weiſe luſtig, ſie hielten ihn für abergläubiſch und erzählten

ihm Spuk- und Geistergeschichten; besonders Lorle war froh, ihm seinen gelehrten Hochmuth heimzahlen zu können und machte ihn so „gruseln," daß er gewiß in der Nacht nicht schlafen könne; sie stellte sich, als ob sie an Alles glaube, um ihm rechte Furcht einzujagen. Der Collaborator war ganz glückselig über diese reiche Fundgrube und merkte Nichts von der versteckten Schelmerei.

Auf dem Heimwege sagte der Wadeleswirth ein gar weises Wort zu Reinhard: „Euer Kamerad ist doch grad wie ein Kind und er ist doch so gelehrt."

Stephan war auf der Mühle geblieben, Lorle ging neben der Mutter, der Collaborator begleitete sie und sagte einmal: „Da kann man nun Vergangenheit und Zukunft sehen, so wie das Lorle müsset Ihr einmal ausgesehen haben, Frau Wirthin, und das Lorle wird auch einmal so eine nette alte Frau, wie Ihr."

Die Wirthin schmunzelte, es war ihr aber doch unbehaglich, so von sich sprechen zu hören; denn wenn die Bauern auch noch so gern ein Langes und Breites selber von sich reden, ist es ihnen doch unlieb, wenn ein Anderer sie in ihrem Beisein schildert oder gar kritisirt.

Unser gelehrter Freund aber begann wieder: „Saget doch, woher kommt's, daß man so selten schöne ältere Leute auf dem Dorfe sieht, besonders wenig schöne ältere Frauen?"

„Ja gucket, die meisten Leut' haben ein kleines Hauswesen und können keinen Dienstboten halten und da muß oft so eine Frau schon am vierten, fünften Tag, nachdem sie geboren hat, an den Waschzuber

ſtehen oder auf's Feld. Wenn man ſich nicht pflegen und warten kann, wird man vor der Zeit alt."

„Ihr ſolltet einen Verein zur Wartung der Wöchnerinnen ſtiften."

„Ja wie denn?"

Der Collaborator erklärte nun die Einrichtung eines ſolchen Vereins, die Wirthin aber machte viele Einwendungen, beſonders, daß manche Frauen ſich ungern von Nichtverwandten in ihre unordentliche Haushaltung hineinſehen laſſen; endlich aber ſtimmte ſie doch bei und ſagte: „Ihr ſeid ein recht liebreicher Menſch," und Lorle bemerkte: „Aber die Mädle können auch bei dem Verein ſein?"

„Gewiß, der Verein verpflichtet ſich, jede Wöchnerin mindeſtens vierzehn Tage zu pflegen."

Es war Dämmerung als man im Dorfe anlangte, Reinhard ſchloß ſich einem Trupp Burſchen an und zog mit ihnen ſingend durch das Dorf. Als es längſt Nacht geworden war, kam er heim, ſprang ſchnell die Treppe hinauf und wieder hinab. Der Collaborator ſaß auf ſeiner Stube und notirte ſich einige der heute vernommenen Sagen; als er aber von der Straße herauf Zitherklang hörte, ging er hinab.

Unter der Linde ſaß Reinhard, die Zither auf dem Schooße, die ganze Männerſchaft des Dorfes war um ihn verſammelt. Er ſpielte nun zuerſt eine ſanfte Weiſung, er wußte das liebliche Inſtrument ſo zart zu behandeln, daß es, bald ſchmelzend, bald jubelnd, alle Gemüthsregungen verkündete. Die Zuhörer ſtanden ſtill und lauſchend, es gefiel ihnen gar wohl und doch,

als er jetzt geendet, fürchteten sie, er möchte immer blos spielen. Martin sprach daher das allgemeine Verlangen aus, indem er rief: „Ihr könnet doch auch singen, gebt was los.“

„Ja, ja,“ stimmten Alle ein, „singet, singet.“

Reinhard gab nun viele kurze Lieder preis, die er auf seinen Wanderungen aufgehascht hatte; hell klang seine Stimme hinein in die stille Nacht und die Jodeltöne sprangen wie Leuchtkugeln hinauf zum Sternenhimmel und stürzten sich wieder herab.

Lorle, die sich eben hatte zu Bett legen wollen, schaute zum Fenster heraus und horchte hinab; die Worte mit den Lippen sprechend, aber nicht der Luft anvertrauend, sagte sie:

„Es ist doch ein prächtiger Mensch, so gibt's doch gewiß Keinen mehr auf der ganzen Welt.“

Nun sang Reinhard das Lied:

Und wann's emol schön aber [1] wird,
Und auf der Alm schön grüen,
Die Böckle mit de Geisle führt,
Die Sendrin mit de Küehn;
Die Wälder werden grün von Laub,
Die Wiesen grün von Gras,
Und wann i an mein' Sendrin denk,
No g'freut mi halt der G'spaß.

Der Collaborator kannte das Lied und begleitete es im Grundbaß, Lorle oben machte aber bei den nachfolgenden Versen das Fensterchen zu und legte sich still zu Bett. Gegen das Ende des äußerst naiven Stelldichein,

[1] Aber = frühlingshell, sonnig.

welches im Liede beſungen wurde, konnten ſchon faſt alle Burſchen mitſingen; der eilfte und letzte Vers wurde unter hellem Lachen noch einmal wiederholt:

Der Bue der ſait, heut kann's nit ſein,
Heut hab i goar koan Freud,
Wann i das nächſtmal wieder kumm,
Heut hab i goar koan Schneid.
Er thut en friſchen Juchzer drauf,
Das hallt im ganzen Wald;
Die Sendrin hat ihm nachig'weint,
So lang ſie hört den Schall.

„Und das Lied hat eine Sennerin gemacht!" ſchrie der Collaborator in vollem Entzücken.

„Ihrem Herzliebſten zur guten Nacht, gut Nacht," ſchloß Reinhard und ging in das Haus. Die Burſchen ſangen das neue Lied noch weit hinein durch das Dorf und lachten unbändig.

„Das war ein genußvoller Tag," ſagte der Collaborator auf der Stube zu ſeinem Freunde. „Wie ſchön iſt Muſik in der Nacht! Das Licht iſt ein Nebenbuhler des Geſangs, es liebt ihn nicht, die dunkle Nacht aber wiegt ihn ſanft auf ihren weichen Armen. Du verſtehſt's mit dem Volke umzugehen, man ſollte ihm die neuen Offenbarungen im Geſange mittheilen, da iſt Alles wieder eins, die erſte und letzte Bildungsſtufe iſt im Geſange wieder geeint."

Da Reinhard nicht antwortete, fuhr der Redner fort: „Du haſt mir dieſen Abend ein Geſetz von der Völkerwanderung der Lieder, ich wollte ſagen, von der Wanderung der Volkslieder concret erklärt. Man hat

ſo oft Volkslieder von ganz localer Färbung an fremden Orten gefunden. Menſchen wie du ſind die Schmetterlinge, die den befruchtenden Blumenſtaub von der einen Blume zur andern bringen. Wir hatten heute Alles: Ein Müllerstöchterlein, ein Wirthstöchterlein, ein Maler und Muſikant, es fehlte nur noch ein Jäger, dann hätten wir die vollſtändige Romantik."

„Laß die Romantik, du biſt heut ſchon übel damit gefahren."

„Du ſollteſt unſere heutige Verſammlung unter dem Nußbaum malen."

„Du haſt mir verſprochen, mich nicht aufmerkſam zu machen."

„Ja, verzeih', gut Nacht."

Reinhard richtete noch bis ſpät in der Nacht ſeine Werkſtätte ein, er hatte etwas im Sinne und wollte am andern Morgen friſch an die Arbeit.

Bergaus und bergein.

Nachdem der Collaborator am andern Morgen die unterbrochene Aufzeichnung der Sagen vollendet hatte, ſuchte er ſeinen Freund auf und fand denſelben vor einer faſt fertigen Farbenſkizze: ein Tyroler, der oberſchwäbiſchen Burſchen und Mädchen ein neues Lied vorſingt.

„Da haſt du ja mein Geſetz verbildlicht," bemerkte der Collaborator, „das Bild gewinnt eine tiefe Tendenz."

„Bleib' mir vom Hals mit deiner Tendenz," entgegnete der Maler, „die Menſchen haben den Teufel

zur Welt hinausgejagt, aber den Schwanz haben ſie ihm ausgeriſſen und der heißt Tendenz. Wie in dem Märchen von Mörike legen ſie ihn als Merkzeichen in's Buch, in Alles. Ich möchte einmal Etwas machen, bei dem ſie gar keine Tendenz herausquälen könnten, wo ſie blos ſagen müßten: das Ding iſt ſchön."

„Du haſt Recht, das Symboliſche und Typiſche, was jedes Kunſtwerk in ſich hat, muß ſich auf naturwüchſige Weiſe geſtalten."

„Naturwüchſig? Ein ſchönes Wort; warum ſagſt du nicht naturwuchſig oder naturwachſig?"

„Spotte nur, meine Behauptung ſteht doch feſt: in jedem Kunſtwerke iſt Symboliſches und Typiſches; die Situation, das Ereigniß iſt für ſich da, bedarf keiner äußern Ideenſtütze, iſt ſelbſtändig; in der tieferen Betrachtung aber muß ſich ein ſinnbildlicher oder vorbildlicher Gedanke darin offenbaren, das Concrete wird an ſich ein Allgemeines. Das iſt nicht Tendenz, wo man in die magere Milch Butter gießt, um glauben zu machen, die Kuh gebe von ſelbſt Milch mit ſolchen Fettaugen, das Gedankliche iſt vielmehr als Saft und Kraft in jedes Atom vertrieben. Dein Bild hier kann ganz vortrefflich werden, nur iſt die Frage, ob das Muſikaliſche, das punctum saliens gegenſtändlich werden kann für die Malerei. Du mußt Leſſing's Laokoon ſtudiren, dort ſind die Grenzen der Kunſt haarſcharf gezogen. Ich ſehe wohl, daß der Tyroler mit der Zither auf dem Schooße, wie er mit der einen Hand die Finger ſchnalzt, wie er den Mund öffnet, ein luſtiges Lied ſingt; du haſt in der Gruppe zwiſchen dem Burſchen

und dem Mädchen, die ſich hinter dem Rücken des Alten zuwinken und hier zwiſchen den Hand in Hand ſtehenden, ſtaunenden beiden Mädchen gezeigt, daß eine Liebesſtrophe geſungen wird, ob aber —"

„Du wollteſt ja heute das Clavier ſtimmen," unterbrach ihn Reinhard.

„Das will ich. Hier an dem Clavier habe ich auch wieder ein Symbol des deutſchen Volksgemüthes: alle Saiten ſind noch da, keine braucht friſch aufgezogen zu werden, aber faſt alle ſind von rohen, ungeſchickten Händen verſtimmt, nur einige tiefe Töne ſind noch rein. Auch das iſt bezeichnend, daß ich mir jetzt vom Schulmeiſter den Stimmhammer holen muß. Ich gehe nun."

„Grüß' mir den Schulmeiſter," ſchloß Reinhard und ſchaute eine Weile nach der Thür, die er hinter dem Störenfried verſchloſſen hatte. Zur Staffelei gewendet, verſank er in Gedanken; er hatte ſo rüſtig und zuverſichtlich begonnen und jetzt war's ihm doch, als ob das Muſikaliſche nicht wohl zu malen ſei. Er erinnerte ſich nun, daß er ein Bild für die neue Kirche verſprochen, und ging nach dem neuen Bau, um ſich Räumlichkeit und Größe zu betrachten; einmal aus der Werkſtatt, ging er nicht wieder zurück, ſondern wanderte ins Feld. Als er hier die arbeitenden Bauern betrachtete, zog der Gedanke durch ſeine Seele: Wie glücklich ſind dieſe Menſchen in der Stetigkeit ihrer Arbeit. Sie wiſſen nichts von Stimmungen und Zwieſpältigkeiten des Berufs, ihre Arbeit iſt ſo feſt und unausgeſetzt, wie das ewige Schaffen der Natur, der ſie dienen. Wär' ich

ein Bauer, ich wäre glücklich. — Nun fiel ihm auch eine Bäuerin ein, er saß im freien Felde am hellen Mittag auf dem Pfluge, ein Weib kam den Rain herauf, sie trug das einfache Essen im tuchumwickelten Topfe, ihr Antlitz leuchtete, als sie ihren Mann sah, der, die schirmende Hand an die braune Stirn gelegt, nach ihr ausschaute; sie lächelte und ihr Mund schwellte sich wieder zum Kusse. — Wir sind genußsüchtige Menschen, dachte Reinhard, aus seinen Träumen aufseufzend; wie glücklich könnte ich leben, vermöchte ich's, mich in die Beschränkung einzufrieden.

Aber — so sonderbar ist der Mensch in seiner Doppelnatur geartet — Reinhard konnte wenige Minuten darauf sein Traumbild in flüchtigen Umrissen in sein Skizzenbuch zeichnen. Wohl that er's nur zur Erinnerung, aber es war doch noch mehr, und daß er überhaupt so bald eine Träumerei in eine Skizze verwandeln konnte, mußte ihm zeigen, wie weit ab er davon war, seinen Künstlerberuf hinter sich zu werfen. — Die Züge des Weibes hatten unverkennbare Aehnlichkeit mit einem nicht gar fernen Mädchen. Reinhard wollte sich selbst entfliehen, indem er mit voller Kraft den Bergwald hinaufrannte: er schweifte lange umher, da sah er in einer Schlucht die zur Trift abgeholzt war, einen Hirtenknaben, der auf seinen Stock gelehnt über die weidenden Kühe hinweg nach dem Thal schaute. Reinhard schlich leise an ihn heran, nahm ihm den breiten, schwarzen Hut vom Kopfe und machte eine tiefe Verbeugung; der Knabe lachte und dankte vornehm nickend, ein frisches Antlitz von feuerrothen Lockenkrausen umwallt, schaute zu Reinhard auf.

„Nun? iſt das Alles?“ fragte der Knabe keck; „her mit dem Hut!“

„Nein, ich will dich abzeichnen, willſt du ſtill halten?“

„Ja, wenn Ihr mir einen Groſchen gebt.“

Reinhard ward handelseins, der Knabe aber wollte nichts vom Stillehalten wiſſen, bis er den Groſchen in der Taſche habe. Reinhard mußte willfahren. Während der Arbeit erfuhr er nun, daß der Knabe beim Lindenwirth diente und hier deſſen Kühe hütete.

„Wen haſt du denn am liebſten im Hauſe?“

„Da ſitzt er und hat's Hüetle auf,“ antwortete der Knabe ſchelmiſch, was ſo viel hieß als: man wird dir's nur ſchnell ſagen, ja, wart' ein Weilchen.

„Alſo die Bärbel?“ fragte Reinhard.

„Nein, die gewiß nicht; ich kann's Euch meinetwegen auch ſagen, aber wenn Ihr's verrathet, werdet Ihr geſtraft um ſechzehn Ellen Buttermilch.“

„Alſo wer iſt's?“

„Verſteht ſich das Lorle. Du lieber Himmel! Wenn ich nur nicht erſt dreizehn Jahr' alt wär', das Lorle müßte mein Weible ſein; ich hab' aber nur fünf Gulden Lohn im Sommer und ein paar Nägelſchuh' und ein paar Hoſen und zwei Hemden, das gibt kein Heirathgut. Aber das Lorle, das iſt ein Mädle, potz Heidekukuk! Es kommt immer daher, wie wenn es aus dem Glasſchränkle käm' und es ſchafft doch ſellig, und da guckt es ſo drein, daß man nicht weiß, darf man mit ihm reden oder nicht; es hat ſo getreue Augen, daß man ſatt davon wird wenn man's anſieht, und es ſagt nichts und es iſt Einem doch wie wenn

es über alle Menſchen zu befehlen hätt', und wenn es was ſagt, muß man ihm durch's Feuer ſpringen, da kann man nimmer anders."

Reinhard ſah den Knaben ſo verwirrt an, daß dieſer die Hand an die Seite ſtemmte und herausfordernd fragte: „Was gibt's denn? Was wollet Ihr?"

„Nichts, nichts, red' nur weiter."

„Ja was weiter? Da habt Ihr Euern Groſchen wieder, wenn Ihr mich zum Narren habt, und ich red' jetzt gar nicht, juſt nicht, gar nicht."

Reinhard beruhigte den Knaben, der ſich in Zorn hineinarbeiten wollte, er ſchenkte ihm noch einen Groſchen; das that gute Wirkung. —

Als die Zeichnung vollendet und Reinhard weggegangen war, jauchzte der Knabe laut auf, daß die Kühe, das abgegraste Futter im Maul haltend, nach ihm umſchauten. Der Knabe ſetzte ſich ſchnell auf den Boden und betrachtete mit unendlicher Befriedigung Wappen und Schrift an den beiden Groſchen, dann zog er das in ein Knopfloch gebundene Lederbeutelchen vor, darin noch anderthalb Kreuzer waren, legte ſchmunzelnd das neue Geld hinein und ſagte, den Beutel zudrehend: „So, vertraget euch gut und machet Junge."

Während ſich dies im Walde zutrug, hatte der Collaborator im Dorfe ganz andere Begegniſſe. Er beſuchte den Schullehrer und traf in ihm einen abgehärmten Mann, der ſchwere Klage führte, wie ſein Beruf ſo viel Friſche und Spannkraft erheiſche und wie der bitterſte Mangel ihn niederdrücke, ſo daß er ſich ſelber ſagen müſſe, er genüge ſeinem Amte nicht. Der Collaborator

gab ihm zwei Gulden, die er nach Gutdünken verwenden solle, den Schulkindern eine Freude damit zu machen, ausdrücklich aber verbot er, ein Buch dafür zu kaufen. — Der neuen Kirche gegenüber auf den Bausteinen saß ein hochbetagter Greis, der jetzt den Collaborator um eine Gabe bat. Auf die Frage nach seinen Verhältnissen erzählte der Alte, daß ihn eigentlich die Gemeinde ernähren müsse und daß sie ihm auch Essen in's Haus geschickt habe; er habe es aber nur zweimal angenommen, er könne nicht zusehen wie seine sieben Enkel um ihn her hungern, während er sich sättige. Die umstehenden Maurer bestätigten die Wahrheit dieser Aussagen. Der Collaborator begleitete den alten Mann nach Hause und das Elend, das er hier sah, preßte ihm die Seele so zusammen, daß er zu ersticken glaubte; er gab hin was er noch hatte, er hätte gern sein Leben hingegeben, um den Armen zu helfen. Lange saß er dann zu Hause und war zum Tode betrübt, endlich machte er sich an die Arbeit, das Clavier zu stimmen.

Mittag war längst vorüber, da kam Lorle zu ihm; sie hatte sich zwar gestern vorgenommen mit dem „Ueberg'studirten" zu trutzen, aber es ging nicht. Für ein gutes Gemüth giebt es keine schwerere Last, als erfahrene Unbill oder Kränkung in der Seele nachzutragen. Lorle hatte alles Recht dazu, wieder freundlich zu sein.

„Da sehet Ihr's jetzt, wie der Herr Reinhard ist," sagte sie, „wenn er einmal vom Haus fort ist, muß man ihm das Mittagessen oft bis um viere warm halten. Das muß man sagen, schleckig ist er nicht, er ist mit Allem zufrieden; aber es thut Einem doch leid,

wenn das gut Sach' ſo einkocht und verdorrt, und man kann's doch nicht vom Feuer wegthun. Und, Herr Reihenmaier, ich hab' auch viel an Euch denkt; Ihr habt geſtern ſo eine gute Sach' geſagt und ſo ſchön ausgelegt, jetzt laſſet's aber nicht blos geſagt ſein, Ihr müſſet's auch eingeſchirren und in's Werk richten."

„Was denn?"

„Das mit dem Verein für die Kindbetterinnen; gehet zum Pfarrer, daß der die Sach' in Ordnung bringt."

„Gut, ich gehe."

„Ja," ſagte Lorle, „jetzt nach Tiſch iſt grad die beſt' Zeit beim Pfarrer, und Euch wird Euer Eſſen noch viel mehr ſchmecken, wenn Ihr ſo was Gutes in Stand bracht habt."

Der Collaborator traf den Pfarrer im Lehnſtuhl, zur Taſſe Kaffee eine Pfeife rauchend. Nach den herkömmlichen Begrüßungen wurde das Anliegen vorgetragen, der Pfarrer ſchlürfte ruhig die Taſſe aus und ſetzte dann dem Fremden auseinander, daß der Plan „unpraktiſch" ſei, die Leute hülfen einander ſchon von ſelbſt. Der Collaborator entgegnete, wie das keineswegs der Fall ſei, daß man deshalb die Wohlthätigkeit organiſiren müſſe, um zugleich friſchen Trieb in die Menſchen zu bringen. Der Pfarrer ſtand auf und ſagte mit einer kurzen Handbewegung: man bedürfe hier der Schwärmereien von Unberufenen nicht. Jetzt gedachte der Collaborator der Armuth und Noth, die er erſt vor wenigen Stunden geſehen; immer heftiger werdend rief er:

„Ich kann nicht begreifen, wie Sie die Kanzel beſteigen und predigen können, indem Sie wiſſen, daß

Menſchen aus der Kirche gehen die hungern werden, während Sie ſich an wohlbeſetzter Tafel niederlaſſen."

Der Pfarrer kehrte ſich verächtlich um und ſagte: er würdige ſolche demagogiſche Reden — er war noch aus der alten Schule und hatte den Ketzerſtempel communiſtiſch noch nicht — kaum der Verachtung. Er machte eine Abſchiedsverbeugung und rief noch: „Sagen Sie Ihrem Freunde, er möge ſeine Liederpropaganda unterlaſſen, ſonſt giebt's eine Polizei. Adieu."

Der Collaborator kam leichenblaß zu Reinhard in das Wirthshaus und aß keinen Biſſen. Als ihn Lorle nach dem Erfolge ſeines Ganges fragte, erwiderte er wie zankend: „Ich bin ein Narr!" dann preßte er wieder die zuckenden Lippen zuſammen und war ſtill.

Reinhard hielt Lorle ſein Skizzenbuch hin und fragte: „Wer iſt das?"

„Ei der Wendelin. Laſſet mir's, ich will's der Bärbel zeigen."

„Nein, das Buch gebe ich nicht aus der Hand."

„Warum? Iſt Jemand darin abgezeichnet, das ich nicht ſehen darf?"

„Kann ſein."

Lorle zog ihre Hand von dem Skizzenbuche zurück.

Auf dem Spazirgange, den die Freunde nun gemeinſam machten, ſchüttete der Collaborator ſein ganzes Herz aus; Reinhard verwies ihm ſein Verfahren und er erwiderte:

„Du biſt zu viel Künſtler, um dir die Noth und das Elend vor Augen halten zu können; du ſuchſt und hältſt nur das Schöne."

„Und will's auch ſo halten, bis ich einmal durch ein Wunder auserſehen werde, die kranke Menſchheit zu operiren.“

„Ich kann's oft nicht faſſen,“ fuhr der Collaborator wieder auf, „wie ich nur eine Stunde heiter und glücklich ſein kann, da ich weiß, daß in dieſer Stunde Zahlloſe, berechtigt zum Genuſſe des Daſeins wie ich, ihr Leben verfluchen und bejammern, weil ſie am Erbärmlichſten, an Speiſe und Trank Noth leiden.“

Die Beiden gingen geraume Zeit ſtill den Bergwald hinan; ein alter Mann, der ein Bündel dürres Holz auf dem Rücken trug, begegnete ihnen, der Collaborator ſtand ſtill und ſah ihm nach, dann ſagte er: „Der Inſtinct, was wir mit dem Untermenſchlichen gemein haben, das hilft uns noch am meiſten. Wir müßten ohnedies vergehen im Kampf gegen die Welt, wohlweislich aber iſt's von Gott in alle Weſen und in den Menſchen beſonders geſetzt. Haſt du beobachtet, wie der Alte vorgebeugt ſeine Laſt trug? Er kennt die Organiſation ſeines Körpers nicht, weiß nichts von Schwerpunkt und Schwerlinie, und doch trägt er ſeine Laſt ganz vollkommen mit den Geſetzen der Phyſik übereinſtimmend — vielleicht trägt auch die Menſchheit ihre Laſt auf naturtriebliche Weiſe, die wir noch nicht als Geſetz erkennen.“

Auf dieſe Nothbank des Vielleicht ſuchte der Collaborator ſeine quälende Sorge abzuſetzen; es gelang ihm nicht, aber er konnte doch verſchnaufen, doch ſo viel freien Athem ſchöpfen, um neuen Eindrücken offen zu ſein. Reinhard traf das rechte Mittel, um den Freund

zu erlöſen, er ſtimmte jetzt mitten im Walde das Weber'ſche „Riraro! der Sommer der iſt do" an, der Collaborator begleitete ihn ſchnell im kräftigen Baß; ſie wiederholten die Strophen mehrmals, und ſo ein Lied thut Wunder auf eine betrübte Seele, die ſich nach Freiheit ſehnt, es leiht dem Geiſte Schwingen, daß er mit den Tönen frei über die Welt hinſchwebt.

„Es giebt doch keinen feſteren Halt, keine ſicherere Freude als die Natur;" ſagte der Collaborator wiederum, „ſelbſt die Liebe, glaube ich, kann der namenloſen Wonneſeligkeit nicht gleichen, die wir in der Natur empfinden. Der Natur Dank, daß ſie ſtumm und gemeſſen fortlebt, uns nur ſieht und nur zu uns ſpricht, wenn der Geiſt Natur geworden. Denke dir, wir könnten die ganze Natur hineinreißen in den grauſen Wirrwarr unſerer Philoſopheme, Theorien und Zwieſpälte, ſie unterbräche durch dieſelben auch ihr Daſein, experimentirte mit in unſeren Ideen — wie unglücklich müßten wir werden! Nein, die Natur iſt ſtumm und von ewigen Geſetzen gebunden. Es mag eine tiefe Deutung darin gefunden werden, daß nach der Bibelurkunde Gott die ganze Welt durch das Wort, aber ohne ausgeſprochenen Willen ſchuf: erſt als er den Menſchen formte, ſprach er: wir wollen einen Menſchen ſchaffen. Die Natur ſpricht nicht und will nicht, wir aber ſprechen und wollen, wir werden uns ſelbſt zu Gegenſatz und Kampf."

„Luſtig! Und wenn der Bettelſack an der Wand verzweifelt," rief Reinhard endlich dazwiſchen, ſchnalzte mit den Fingern und begann zu ſingen:

„Jetzt kauf i mir fünf Leitern
Bind's an einander auf,
Und wann's mich unt' nimer g'freut
Steig i oben hinauf.
Huidiväh u. ſ. w.

Bin kein Unterländer,
Bin kein Oberländer,
Bin ein lebfriſcher Bue
Wo's mi freut, kehr i zue.

Drei 'rüber, drei 'nüber,
Drei Federn auf'm Huet;
Sind unſer drei Brüder,
Thut keiner kein guet.

Sind unſer drei Brüder
Und i bin der klenſt,
Hat e Jeder ein Mädle
Und i han die ſchönſt.

E ſchön's Häusle, e ſchön's Häusle,
E ſchön's, e ſchön's Bett,
Und e ſchön's, e ſchön's Bürſchle
Suſt heirath i net.

Wenn i nunz ein Haus han
Han i doch e ſchöne Ma'n,
Dreih ihn 'rum und dreih ihn 'num.
Schau ihn alleweil an.

Mein Schatz, der heißt Peter,
Iſt e luſtiger Bue
Und i bin ſein Schätzle,
Bin au luſti gnue.

Mit ſolchen „G'ſätzle," die Reinhard ſchockweiſe kannte, überſchüttete er ſeinen Freund; ſo oft dieſer zu grübeln beginnen wollte, ſang er ein neues und der Collaborator konnte nicht umhin, die zweite Stimme zu übernehmen. Wohlgemuth kamen ſie zu Hauſe an und merkten nicht, daß die Leute die Köpfe zuſammenſteckten und allerlei munkelten.

Am andern Morgen ſtand Reinhard vor dem Bett des Collaborators und ſagte: „Friſchauf! du gehſt mit, wir wandern ein paar Tage in's Gebirge; das wird dir das Blut auffriſchen und ich kann doch nichts arbeiten, es gefällt mir nichts."

Der Aufgeforderte war ohne viel Zögern bereit, er hatte ſich's zwar vorgeſetzt, ſo viel als möglich ſich in das Kleinleben des Dorfes zu verſenken; nun ſollte ſich's ändern.

Erkräftigende, ſonnige Wandertage verlebten die beiden Freunde; wie der Himmel in ungetrübter Bläue über ihnen ſtand, ſo breitete ſich auch eine gleiche einige Seelenſtimmung über ſie. Was der Eine that und vorſchlug, war dem Andern lieb und erwünſcht; nie wurde hin und her erörtert, und ſo hatte jeder Trunk und jeder Biſſen den man genoß eine neue Würze, jedes Ruheplätzchen doppelte Erquickung. Freilich war der Collaborator noch immer der Nachgiebige, aber er war's nicht aus rückſichtsvoller Behandlung, ſondern unmittelbar in freudiger Liebe. Da er es ſelten unterließ, einen gegenwärtigen Zuſtand mit einer allgemeinen Betrachtung zu begleiten, ſagte er einmal: „Wie herrlich iſt's, daß wir vom Morgen bis zum Abend

beiſammen ſind. Ich bin oft gern allein der ſtillen Natur gegenüber, iſt aber ein Freund zur Seite, ſo iſt's eine höhere Wonne, unbewußt durchzieht mich die Empfindung, daß ich nicht nur mit der Natur, ſondern auch mit den Menſchen einig und in Frieden bin, ſein möchte." —

Reinhard gab auf dieſe Rede ſeinem Freund einen derben Schlag auf die Schulter, er hätte ihn gern an's Herz gedrückt, aber dieſe Form ſeines Liebesausdruckes war ihm genehmer und dünkte ihn männlicher. —

Sie kamen nun in eine geologiſch höchſt merkwürdige Gegend. Der Collaborator vergaß eine Weile all das menſchliche Elend was ihn bedrückte, denn er machte in den Steinbrüchen manchen glücklichen Fund; er fand in einem Kalkbruch nicht nur einen Koprolith von ſeltener Vollkommenheit, ſondern auch noch manche andere Seltenheit. Als er mehrere ſehr ſchöne verſteinerte Fiſchzähne gefunden, äußerte er ſeine eigenthümliche Empfindung, hier Ueberbleibſel einer alten Welt zu haben, die viele tauſend Jahre älter iſt als unſere Erde. Reinhard hörte ſolche Auseinanderſetzungen gern an, denn ihm ward jetzt auf den Wegen die Entſtehungsgeſchichte unſerer Erde eröffnet. Der Collaborator liebte es in komiſchen Darlegungen auseinanderzuſetzen, wie dieſer unſer Erdball mehrmals durch's Examen gefallen, bis er den Doktor, den Menſchen, gemacht. Er wiederholte oft, daß die Geologie die einzige Wiſſenſchaft ſei, der er ſich mit voller Luſt widmen möchte, er liebte ſie auch beſonders, weil, wie er ſagte: die Aſtronomie der Altgläubigkeit das Dach über'm

Kopfe abgehoben und die Geologie ihr den Boden unter den Füßen weggezogen habe.

Die Taſchen des Collaborators füllten ſich übermäßig, er mußte manche ſchöne Verſteinerung, deren Fund ihn ganz glücklich gemacht hatte, zurücklaſſen, er entſchädigte ſich aber dafür, indem er ſolche an ungewöhnlichen Orten verſteckte; mit kindiſcher Freude malte er dann aus, wie nachkommende Stümper tiefe Abhandlungen über dieſe ſeltſamen Erſcheinungen ſchreiben würden. Als ihm Reinhard bemerkte, daß er ja hierdurch die Wiſſenſchaft verwirre, ſtand er ſtutzig da und half ſich dann mit einem leichten Scherze darüber weg. Dennoch ließ er jede Verſteinerung, die er nicht mitnehmen konnte, fortan an ihrem Orte liegen. Bei den naturgeſchichtlichen Auseinanderſetzungen hörte Reinhard willig zu; wenn es aber wieder an die Fragen vom Weltübel ging, begann er zu ſingen:

„Collaborator! Collaborator! Ihr Bäume, Vögel, Steine, der Collaborator iſt da und will euch eine Predigt halten. Sieh, ich lehre die Vögel im Walde deinen Titel, wenn du nicht einpackſt.“

Ueber eine Sache jedoch hörte Reinhard mit beſonderm Wohlgefallen zu. Sie ruhten einſt unter einem Nußbaume mitten im Walde, da bemerkte der Collaborator: „Der Volksmund berichtet, einem Raben ſei an ſolcher Stelle die Frucht, die er im Schnabel trug, entfallen und ſie ſei zum Baume aufgewachſen. So ſteht auch oft mitten unter Menſchen mit rauhen Sitten und Seelen ein zartes, hohes Gemüth.“

„Aber ein ſchöner Leib muß auch dabei ſein," bemerkte der Maler.

„Gewiß, wie glücklich iſt ein ſchönes Menſchenantlitz; freundlich lacht ihm die Welt entgegen, alle Blicke, die ſich ihm zuwenden, erheitern ſich, ein Widerſtrahl des Wohlgefallens kehrt aus Allen zu ihm zurück."

Sie nannten Lorle nicht und doch dachten Beide an ſie.

Sie ſprachen einmal von Liebe und Reinhard bemerkte: „Mir iſt's oft, als wäre all das Singen und Sagen von der Liebe eitel Tradition; ich kann mir jenen ſüßen Wahnſinn, da der ganze Menſch in Liebe aufbrennt, nicht denken." —

Reinhard ſagte dies ſelber nur als Tradition aus einer vereinſamten Vergangenheit, es hatte keine Wahrheit mehr für ihn und doch wiederholte er's wie aus Gewohnheit; ſein Freund mochte das fühlen, er ſah ihn bedeutſam und traurig an, indem er dann erwiderte: „Solch ein Mädchen iſt wie ein Lied, das ein ferner Dichter geſchaffen und zu dem ein Anderer die Melodie findet, die Alles und hundertfältig mehr daraus offenbart."

Als Antwort ſtimmte Reinhard das Lied an: „Schön Schätzichen wach auf!"

Der Collaborator fand eine reife Erdbeere am Felſen, er hielt ſie vor ſich hin und ſagte: „Wie duftig und voll würziger Kühle iſt dieſe Beere, wie lange bedurfte das Pflänzchen, bis es Blüthe und Frucht reifte, und nun ſteht es da zu unſerer Erquickung.

War ſein ganzes Daſein nur ein ſtilles Harren auf mich? Hat der Schöpfer es bereit gehalten, bis er mich herführte?“

Reinhard betrachtete ſeinen Freund mit glänzenden Augen und ſagte dann: „Wenn ich dich einſt male, faſſe ich dich ſo: die friſche Frucht zum Genuſſe in der Hand und du ſie betrachtend.“

In den Dörfern wo man übernachtete, brachte der Collaborator eine ſeltſame Bewegung unter die Bewohner; er ließ ſich in der Nacht vom Küſter die Kirche öffnen und berauſchte ſich im Orgelſpiel, das er meiſterhaft verſtand. Noch viele Tage redete man in den Dörfern von dem wunderlichen, nächtigen Orgelſpieler und der Collaborator ſelber ſagte auf dem Heimwege: „Es iſt tief bedeutſam, wie in jedem Dorf ein großes, heiliges Inſtrument aufgerichtet iſt, deſſen harrend, der einſt die freien Klänge daraus erwecke. Auch das: ich bin nicht der rechte Mann des Volkes, ich verſtehe nur das höchſte Inſtrument des Dorfes, die Orgel zu ſpielen, und zwar weſentlich zu meiner eigenen Erholung.“ — —

Die Wandertage hatten die Freunde auf's Neue an einander geſchloſſen; ſie kehrten Freitag ſpät in der Nacht heim, am andern Mittag mußte der Collaborator nach der Stadt in ſein Amt zurück.

In aller Frühe ſtimmte er noch vollends das Clavier und ſagte mit ſchmerzlichem Lächeln zu dem eintretenden Reinhard: „Unter der Hand wird mir Alles zum Sinnbilde. Ich habe nun das Clavier geſtimmt, werde aber morgen keine luſtigen Tänze darauf ſpielen.

Après nous la danse. Nach uns geht der Tanz der Weltgeſchichte an. Dieſe Steine und die paar Schmetterlinge, das iſt Alles was ich aus dem Dorf mitnehme."

Er eilte nochmals zu der armen Familie, um zu ſehen wie es ihr erginge; die Leute waren unwirſch und er glaubte, ſie wüßten, daß er ihnen nichts mehr geben könne.

Von allen Hausgenoſſen war es Lorle allein, die innigen Abſchied vom Collaborator nahm. Als er fort war, ſagte ſie zu Reinhard: „Ich kann's nicht glauben, aber die Pfarrköchin hat's im Dorf ausgeſprengt, der Herr Reihenmaier ſei ein gottloſer Heid', er häb beim Pfarrer auf das Predigen geſchimpft und den neuen Kirchenbau verflucht. Er kann aber nicht ſchlecht ſein, nicht wahr? Er hat doch ſo ein gut Herz."

Reinhard ſah dankend auf Lorle. Der Abſchied vom Freunde that auch ihm wehe, und doch dünkte er ſich jetzt erſt recht friſch und frei; er glaubte jetzt alle ſtörſame Reflexion los zu ſein, da ſie von ſeiner Seite gewichen war . . . .

In einem geheimen Buche der Reſidenz wurde mehrere Tage darauf ein neues Conto für einen Kunden eröffnet. Darin hieß es „Miniſterium des Cultus. Der Collaborator Adalbert Reihenmaier, nach Denunciation des Pfarrers M . . . zu Weißenbach laut Bericht des Amtes zu G., atheiſtiſch geſinnt, Verſuch zur Aufreizung des Volkes. Reg. VII. b. act. fasc. 14263.

Hoch zum Himmel hinan!

So wohl ſich Reinhard jetzt fühlte, ſchaute er am andern Morgen doch oft nach der Thür, als müſſe der Freund eintreten.

Mit friſcher Luſt wurde nun die Ausführung der Farbenſkizze fortgeſetzt, es wurde noch ein Plätzchen für Wendelin erübrigt, der mit dem Hirtenſtocke in der Hand ſtehen blieb; während die Kühe ſich im Hintergrunde verloren; hiedurch bekam das Abendliche, das über dem Ganzen liegen ſollte, noch ein weiteres Motiv. Einigen Zuhörern im Hintergrunde gab Reinhard Laſten auf den Kopf, ſie kehrten eben vom Felde heim und blieben ſtehen; der Collaborator würde ſagen, dachte Reinhard lächelnd: das zeigt ſymboliſch oder typiſch, daß das Volk durch das Lied die bedrückenden ſchweren Laſten vergißt! . . . Nun ward auch noch der Collaborator in eine Ecke geſtellt, es war offenbar, daß er das neue Lied aufſchrieb.

Reinhard aß fortan wieder am Familientiſch; er war doch erſt jetzt wieder in ſeinen alten Verhältniſſen. Mit Lorle ſprach er oft und viel von dem fernen Freunde und daß ſie allein im ganzen Dorf einen Menſchen lieb hatten, den die Anderen vergaßen oder ſchmähten, das gab ihrem Verhältniß noch eine geheime Beſonderheit. Es ergab ſich nun, daß der Collaborator allerdings in ſeinem tiefen Aufruhr ſich zu heftigen Aeußerungen eigenthümlicher Art hatte hinreißen laſſen; er hatte im Hauſe des alten Klaus ausgerufen: „man möchte an Gott verzweifeln, daß er die Sonne ſcheinen

und die Bäume wachſen läßt, daß er's duldet, daß man ihm eine Kirche erbaut, während die Menſchen ſolches Elend ihrer Brüder ruhig mit anſehen." Lorle entſchuldigte ihn immer bis auf's Aeußerſte und beklagte, daß die Leute, denen er doch nur Gutes gethan, ihn dafür jetzt beim Pfarrer verläumdet und angegeben hätten. Sie gönnte ſich jetzt auch faſt keine Ruhe und keinen Genuß mehr, ſie wollte überall im ganzen Dorfe wo es deſſen bedurfte beiſpringen und helfen.

Reinhard war überaus fleißig und, wie das immer Urſache und Wirkung des ſchöpferiſchen Fleißes, auch überaus luſtig; er war zu Scherz und Schelmerei aller Art aufgelegt, es ſchien als ob das ganze Haus nur ihm gehörte. Man konnte nicht recht ſagen was er trieb; in den Stunden, in denen er nicht arbeitete, war's eben als ob ein Kobold umherrenne und Alles lachen und ſpringen mache.

Der Wadeleswirth ſagte oft gar bedächtig: „Nur ſtet, laſſet mir nur das Haus über'm Kopf ſtehen;" zwei Minuten darauf mußte er aber ſelbſt ganz ungewöhnliche Sprünge machen. Reinhard verſtand nämlich zweierlei Künſte beſonders: zuerſt die Bauchrednerei; er brachte einſt den Wadeleswirth ſo in Gang, wie ſich deſſen Beine ſeit Jahren nicht erinnern konnten, denn er ahmte die Stimme Lorle's nach, die vom Speicher nach Hülfe rief. Ueber ein anderes Kunſtſtück Reinhard's rief Bärbel einmal alle Hausbewohner zuſammen. Die jungen Schweinchen, die man erſt vor Kurzem eingethan, grunzten plötzlich auf dem oberſten Speicher, und als man hinaufkam, hatte Reinhard blos

die Stimmen der bescheidenen Geschöpfe nachgeahmt. Man konnte dem übermüthigen Gesellen nicht gram sein und Lorle sagte einmal:

„In unserm Haus dürfet Ihr die Späß' machen, aber nur nicht vor andern Leuten, die haben sonst keinen Respect vor Euch."

Reinhard war von diesem Augenblicke an ruhiger und nur wenn die Gelegenheit gar zu lockend war, vollführte er noch einen Schabernack.

Lorle war viel im Dorf, aber nicht zu Hause, sondern bei der Mutter Wendelins, die mit dem sechsten Kinde, einem Knaben, niedergekommen war. Reinhard hatte sein Bild rasch untermalt und wollte sich nun, so lange die Farben trockneten, Ruhe, das heißt freies Umherschweifen in Wald und Feld gönnen. Er putzte seine Büchse, um auf die Jagd zu gehen, aber er kam nicht dazu, denn schnell drängte sich ein anderes Bild auf die Staffelei und mit frischem Eifer vollendete er die Farbenskizze zu demselben, es war das versprochene Altarbild. Reinhard hatte die Hochzeit zu Canä dazu gewählt und malte mit fast immer lächelndem Antlitz, denn er hatte die Figuren aus dem Dorf genommen, die er gar nicht mit langen Bärten und Talaren verkleiden wollte; es war eine einfache deutsche Bauernhochzeit, unter die der Heiland trat: Stephan war der Bräutigam, die Braut aber sah nicht Broni ähnlich, der Wadeleswirth und der Hohlmüller nahmen sich als Schwiegerväter stattlich aus. Reinhard pfiff allerlei lustige Volkslieder während er malte, und als er einmal das Ineinandertönen der Farben aus

der Ferne betrachtete, dachte er vor ſich hin: „Wie würde ſich der Collaborator freuen, wenn er ſähe, wie ich unſer Bauernleben dem altjüdiſchen als Kukuksei ins Neſt practizire. Was könnte er da für culturgeſchichtliche Bemerkungen machen! Wie würde er mir beweiſen, daß auch Shakſpeare dadurch Leben gewonnen, daß er die Römer zu Engländern gemacht.“

Nach Vollendung der Farbenſkizze kam dennoch ein Mißmuth über Reinhard; ihm bangte wie ſo oft vor der Ausführung, er hatte die Freude des Schaffens vollauf bei dem Entwurfe genoſſen.

Es liegt eine tiefe Erfriſchung in dem drängenden Treiben, das die Künſtlerſeele tagtäglich zu neuen Gebilden erweckt; die wahre, nachhaltige Erquickung liegt aber nur in der Treue, in der unabläſſigen, ſorgſamen Vollendung deſſen, was man in der Stunde der Weihe empfangen und begonnen. In dieſer Treue erſteht die Schaffensfreude, wiedergeboren durch den Willen, erhöht und verklärt.

Reinhard gelobte ſich Treue in ſeinem Berufe und doch ging er ſtets mit bewegtem Herzen als ſuche er Etwas, als müſſe er ein Ungeahntes finden, als ſtehe er auf der Schwelle einer Offenbarung, deren Pforten ſich plötzlich aufthun und Wunder ſchauen laſſen. Er wandelte auf dem Boden der gewohnten Welt wie auf knoſpenden Geheimniſſen, und doch war ihm wiederum ſo wohl in Wald und Flur; Baum und Strauch und Gras, Alles ſtand ihm ſo nah wie noch nie, er lebte ihr Leben mit, er hatte nicht Auge genug für dieſe unendlich reiche Welt, die ſich aufthat als ginge er mit

ihr eben aus der Hand des Schöpfers hervor; Alles war ihm wie neu, als ſehe er's zum Erſtenmale. Er ſtand einſt vor einer Schlehdornhecke und verſank in ihrem Anſchauen in tiefe Betrachtung: Wie das hier aus dem Boden ſteigt, Aeſte treibt, Frucht und Blatt anſetzt, wie ſchön gezackt und glänzend, und der Winter kommt, es ſtirbt und fällt und grünt wieder — Alles, das einfachſte Naturleben war Reinhard ein neues Heiligthum geworden. „Was ſoll aus mir werden?" ſagte er dann, indem er zu ſich zurückkehrte. „Heilige Natur! Mache aus mir was du willſt, laß mich nur kein verpfuſchtes Weſen ſein, irr in ſich — Ich will dir gehorchen."

So ſchwellte namenloſes Sehnen die Bruſt Reinhards und ſelbſt im Hauſe ſaß er oft ſtundenlang wie mit offenen Augen träumend. Die Leute ſchüttelten den Kopf über ihn, ſie kannten ihn gar nicht mehr; aber Jedes in der Welt hat zu viel für ſich zu thun, um den Gedanken eines Andern nachgehen zu können, zumal wenn dieſe eben der Art ſind, daß ſie ſich nicht faſſen laſſen. Reinhard machte den Verſuch, ſich aus ſeinen Träumereien herauszureißen, er ging auf die Jagd; das erheiſchte ein zuſammengehaltenes, geſchloſſenes Weſen und feſten Blick nach außen. Eines Mittags kehrte Reinhard mit der Büchſe auf der Schulter und zwei Birkhühnern in der Taſche nach Hauſe, da ſah er Lorle unter der Linde ſitzen mit den zwei jüngeren Geſchwiſtern Wendelin's. Das kaum einjährige Kind ſtand auf dem Schoße des Mädchens aufrecht und Lorle ſchnalzte mit den Fingern

und lachte und koste, um das Kind zu erheitern; der Knabe der ihr zu Füßen stand, schaute aber trotzig drein. Lorle nickte dem herzutretenden Reinhard freundlich zu und fuhr dann fort mit dem Kinde zu spielen, indem sie sang:

Ninele, Nanele,
Wägele, Stroh,
's Kätzle ist g'storbe,
's Mäusle ist froh.

Reinhard setzte sich auf einen Baumstamm Lorle gegenüber und starrte drein, sie ließ ihn gewähren, sie war's gewohnt, daß er sie oft anstierte, sie fragte nur:

„Wird denn der Herr Reihenmaier nicht schreiben?"

„Nein," sagte Reinhard.

Das war doch nur ein einfaches Nein, aber in dem Tone der Stimme lag ein Ausdruck, den die liebevollsten Worte nicht ersetzen mochten. Plötzlich fing der Knabe zu Füßen Lorle's an zu weinen und schrie: „Ich will heim."

„Bleib'," beschwichtigte Lorle, „dein' Mutter schlaft und du kannst nicht heim." Auf ein Rothkehlchen deutend, das vor ihnen umherhüpfte, sagte sie: „Guck einmal, was der Vogel ein weißes Unterwämmschen anhat, paß auf, wenn er auffliegt; scht!" Der Vogel flog auf und man sah die weißen Federn unter seinem Flügel. „Hast's gesehen?" fragte Lorle, der Knabe ließ sich aber dadurch nicht zerstreuen, und erst als er das Versprechen erhielt, daß ihm Lorle eine Geschichte erzähle, schluchzte er still. Lorle trocknete ihm das

thränennaſſe Geſicht und erzählte nun eine jener eigentlich inhaltloſen Geſchichten, bei denen aber Ton und Geberde eine ganze Seele voll Liebe ausſpricht und erweckt. Es wurde weiter nichts berichtet, als daß ein Knabe eine ſchöne Kirſche hatte, die ihm ein Vogel wegnehmen wollte, die Mutter aber den Vogel verſcheuchte.

Lorle und ihr Zuhörer lachten darüber laut auf, es waren eben Kinder, die ſich über ſich ſelbſt und mit einander freuten. Der Knabe wollte aber immer wiſſen, wie es weiter ging, und fragte immer: „Und dann?“ Bis Lorle ſagte: „Und dann? dann laſſen wir die Hödel und die Gizle heraus.“ Und ſo geſchah es auch. Die Geis und die Zieglein wurden aus dem Stall geholt, Lorle freute ſich wol eben ſo ſehr an den Sprüngen derſelben als die Kinder, die ſie hütete.

Zu Hauſe lehnte Reinhard alle ſeine Bilder und Entwürfe mit dem Geſicht gegen die Wand; er wollte nichts ſehen als ein Bild, das er im Geiſte vor ſich erſchaute.

Am Abend hatte er im Stüble eine lange Unterhandlung mit dem Wadeleswirth, und beſonders durch die Erinnerung an das großmüthig zurückgegebene Verſprechen auf der Hohlmühle ward Reinhard willfahrt. Der Vater rief endlich ſeine Tochter herein und ſagte:

„Lorle, da der Herr Reinhard braucht dich zum Abmalen für das Kirchenbild; willſt du?“

„Für die Kirch'?“ fragte Lorle, ſie ſchaute um und auf, als grüßte ſie ein fremdes Weſen hinter ihr und über ihr.

„Was guckſt du ſo?“ fragte der Vater.

„Nichts, ich hab' gemeint, es wär' Jemand hinter mir, ich weiß nicht.“

Der Vater begann wieder: „Die Mutter bleibt von morgen an die ganz' Woch' zu Haus, wir bekommen Dreſcher und da kann ſie drauf Acht geben und auch bei euch ſein. Willſt du?“

„Ja,“ ſagte Lorle mit feſter Stimme; auf ihrer Kammer aber weinte und betete ſie die ganze Nacht; ſie wußte nicht recht warum, es war ihr ſo wohl und ſo weh zu Herzen.

Auch Reinhard war die ganze Nacht voll Unruhe, und als er mit dem erſten Sonnenſtrahl erwachte, ſagte er laut vor ſich hin: „Marienhaft! er hat Recht.“ — Still verließ er dann das Haus, er ſchwang den Hut, um das Haupt in der Morgenluft zu kühlen, und ſtand noch einen Augenblick ſo da, als grüßte er die heilige Frühe. Am Kirchberge begegnete er dem Küſter, der eben hinanging, um zur Frühmette zu läuten; er begleitete ihn und ſtieg den Thurm hinan, ſaß in der Glockenſtube und ſchaute zur Lucke hinaus in's Weite. Drunten im Thale kämpften noch Sonne und Nebel, die Sonne aber ward bald Meiſter. In der Kirche begann die Orgel zu brauſen und zu dröhnen, Reinhard ſaß hoch oben und dachte Unendliches.

Als die Kirche zu Ende war, kam der Küſter und bat Reinhard hinabzuſteigen, da er ſchließen müſſe. Still ging Reinhard dahin, da begegnete ihm Lorle, die aus der Kirche kam.

„Ihr ſeid auch in der Kirch' geweſen?“ ſagte ſie halb fragend.

„Ja, oben.“

Die Beiden konnten nicht reden, ſie waren tief erſchüttert, wie von einer überirdiſchen Macht erregt, und doch war es auch ihr eigener Wille.

Lorle ſah blaß aus, die Mutter fürchtete, ſie ſei krank, da ſie auch nichts über die Lippen brachte; Lorle konnte aber kaum eine Antwort geben, es war ihr als ſollte ſie gar nichts reden.

Nun endlich ſaß ſie bei der Staffelei und Reinhard ſagte: „Wir wollen luſtig ſein, warum denn traurig? Juhu!“

Er ſagte: „wir wollen,“ und konnte doch nicht, auch ihn ergriff es, wie wenn Jemand ſeine tiefſte Seele gepackt hätte und feſthielte.

„Meinet Ihr nicht auch, daß es eine Sünd' iſt?“ fragte Lorle, verſchämt die Augen niederſchlagend.

„Nein,“ antwortete Reinhard wieder mit jenem herzinnigen Tone, und Lorle ſah heiter auf; dieſe einfache Betheuerung genügte ihr vollkommen.

Die Mutter ging ab und zu, während Lorle ruhig da ſaß. Anfangs war Lorle ſtets in der peinlichſten Verlegenheit, und wenn Reinhard gefliſſentlich Scherze machte, fragte ſie: „Darf ich denn auch lachen? Darf ich denn auch ſchwätzen? Saget's nur, ich will Euch nicht aufhalten.“

Reinhard verſicherte, daß ſie ſich nur ganz natürlich benehmen ſolle, Eines aber bat er, ſie möge ſich nicht ſo viel mit der Hand in's Geſicht langen, worauf

Lorle bemerkte: „Ihr habt Recht, ich merk's, ich hab' die üble Gewohnheit, ich will mir's gewiß abgewöhnen; aber es iſt mir als wenn ich's im Geſicht ſpüren thät, daß Ihr mich jetzt da malet und jetzt da. Ich bin dumm, nicht wahr? Ihr dürfet's frei 'raus ſagen, ich nehm' Euch nichts übel."

Reinhard mußte an ſich halten, Lorle nicht um den Hals zu fallen; die Mutter kam', ſtand von fern und hielt die Hände hart am Leibe, damit ſie ja nicht vor Erſtaunen das naſſe Bild anrühre; ſie konnte ſich aber nicht genug verwundern, wie man Lorle ſchon ganz gut erkenne. — Es wurde ausgemacht, daß Niemand im Dorf etwas von der Sache erfahren ſolle bis zur Einweihung der Kirche.

Wie ſtill und friedſam floſſen nun die Stunden hin, in denen die Beiden bei einander waren. Von fern aus der Scheune hinter dem Hauſe vernahm man die Taktſchläge der Dreſcher und von der Straße hörte man bisweilen ein Kind ſchreien, einen Wagen rollen; und wieder war Alles ſtill und lautlos.

Lorle ſagte einmal: „Ich mein' ich wär' gar nicht mehr im Dorf oder ich ſchlaf', und hör' das Alles nur ſo, ich weiß nicht wie. Ich weiß nicht, für keinen andern Menſchen auf der Welt thät ich ſo da ſitzen."

„Gutes Lorle," erwiderte Reinhard, „ich weiß, Ihr habt Niemand auf der Welt ſo lieb als mich. Zittere nicht," fuhr er fort, ihre Hand faſſend, „ich kenne dein ganzes Leben; du haſt, während ich in der Ferne umherſchweifte, ſtill meiner gedacht, du haſt dich gegrämt, daß ich dich ſo oft geneckt und haſt mich doch lieb

gehabt; und als ich wiederkam, haſt du an jenem Abend geweint, weil Jemand auf mich ſchimpfte.“

„Um Gottes willen hat das die Bärbel verrathen?“

„Alſo war's die Bärbel! nein, es hat mir Niemand was geſagt. Mir zu lieb warſt du ſo freundlich gegen den Collaborator und in jener Nacht, als ich unter der Linde das luſtige Lied ſang, haſt du ſtill getrauert in deinem Kämmerlein, weil ich mich ſo heruntergäbe.“

„Heiliger Gott! woher könnet Ihr das alles wiſſen?“

„Weil ich dich lieb hab', weiß ich Alles. Haſt du mich auch recht lieb?“

„Ja, tauſend tauſendmal.“

In einem ſeligen Kuſſe umſchlangen ſich die Beiden.

„Jetzt, jetzt,“ rief endlich Reinhard, „jetzt möcht' ich ſterben und du auch.“

„Nein,“ rief Lorle ſich aufrichtend und Reinhard mit ſtarken Armen faſſend, „nein, erſt recht leben, lang, lang leben.“ In ihrem Blicke lag eine Heldenkraft, eine ſtolze Spannung, als könne ſie jeden Tod beſiegen.

„Du willſt alſo ewig mein ſein?“ fragte Reinhard.

„Ja, ja, in Gottes Namen, Alles, Alles.“

Bei dieſem Zuſatze: in Gottes Namen — zuckte es fremd in den Mienen Reinhard's; er glaubte, Lorle umfaſſe ihn nicht mit ganzer Seele, nicht mit freudigem Jubel; er bedachte nicht, daß auch Lorle mit ſich gekämpft hatte und daß ſie ſich dieſer Liebe demüthig fügte, als einem Gebote Gottes.

„Was iſt? Hab ich was nicht recht gemacht?“ fragte ſie.

„Nein, nichts.“

„Darf ich jetzt gehen und es meiner Mutter ſagen?“

„Nein, bleib', wir wollen das Geheimniß noch ſtill bewahren; glaub' mir, es iſt beſſer ſo.“

„Ja, ja,“ ſagte Lorle zaghaft, „ich thu' gern Alles; befiehl mir nur recht und immer was ich thun ſoll, du guter Reinhard.“

„Heiß' mich nicht mehr Reinhard, nenne mich bei meinem Vornamen Woldemar.“

Lorle lachte laut auf und auf die verwunderte Frage Reinhard's, was es gebe, ſagte ſie: „Verzeih', Woldemar! das iſt ſo lächerig, Woldemar, das iſt, wie wenn man die Treppe herunterfällt, Poldera, ſo macht's grad. Nein, darf ich nicht mehr allfort Reinhard ſagen? Ich hab' dich ſo lieb bekommen, ich bin dich ſo gewohnt, laß mich ſo dabei.“

„Auch gut,“ ſagte Reinhard, halb verdrießlich lächelnd.

Es iſt eine Kleinigkeit, aber doch hat faſt Jeder eine gewiſſe Liebe für ſeinen Vornamen, als wäre er nicht etwas Verliehenes, ſondern ein Stück des eigenſten Weſens; man verträgt's nicht leicht, daß man ihn unſchön findet. Iſt's ja auch dieſer Klang, der uns vor Allem mit den Menſchen verbindet, uns ihnen kenntlich macht; liegen darin ja auch die ſüßeſten Zauber der Kindeserinnerung.

„Du mußt recht gut gegen mich ſein,“ ſagte Lorle, die Hand auf die Schulter Reinhard's legend, „ſonſt vergeh' ich vor Angſt; ich bin dich ja doch nicht werth, ich bin viel zu gering. Ja, und was ich noch hab' ſagen wollen, du mußt im Dorf nichts von mir reden,

gar nichts; du haſt zum Martin geſagt, ich ſei ein Kanarienvögele und jetzt heißen ſie mich im ganzen Dorf ſo; mir liegt nichts dran, wenn ſie mich ausſpotten, aber es iſt mir von wegen deiner, es weiß doch kein's als ich —"

„Was denn?"

„Was du für ein lieber Kerle biſt," ſagte Lorle, die Zähne zuſammenbeißend und Reinhard am Barte zauſend.

Wer kann all das ſüße Koſen und Plaudern wiedergeben, das von dieſem Tage an die ſonſt ſo ſtille Werkſtatt Reinhard's in ſich ſchloß? In Demuth entfaltete Lorle eine Fülle des Liebesreichthums, daß Reinhard ſtaunend und anbetend vor ihr ſtand. Der Schluß ihrer Rede war aber faſt immer: „Ach Gott! ich bin dich nicht werth."

„Nein," rief Reinhard, „du biſt millionenmal beſſer als ich, als alle Männer, als alle Menſchen. Ich möchte ſiebenmal ſieben Jahre um dich dienen."

„Da könnteſt du alt werden," ſagte Lorle ſtill lächelnd, und Reinhard fuhr fort: „Sieh, ich habe ſchon oft die ganze Welt und mich verloren gehabt, im Taumel hineingelebt, mitten in der Reue ein Sünder — doch, du kannſt nicht begreifen, wie weit ich untergegangen war."

„Ich kann Alles begreifen, ſag' du mir's nur ordelich."

„O du herzige Liebe! Nimm dich in Acht mit mir, ich habe noch nie einen Herzfreund gehabt, den ich nicht quälte; der Collaborator iſt der Einzige, der mir

treu ausharrte. Ich bereite den Menſchen oft Schmerzen, denen ich nur Gutes und Glückliches zufügen möchte. Erſt ſeitdem ich dich ſehe, ſeitdem ich dein bin, ſehe ich auf den alten Woldemar, und das iſt ein gar wüſter Geſelle, nicht werth, daß er den Saum deines Kleides berühre. Ich kann dich glücklich machen, wie noch kein Weib auf Erden war, und — unendlich unglücklich."

Lorle weinte große Thränen, aber ſie trocknete ſie bald und ſagte: „Hab' dich nur lieb, von da ſiehſt du viel beſſer aus." Sie deutete dabei auf ihre Augen und ſetzte nun ſchmollend hinzu: „Und ich leid's nicht, daß Jemand auf den Reinhard ſchimpft, und du darfſt auch nicht. Und jetzt mach' mich nur nicht ſtolz; komm her, wir wollen mit einander gut und brav ſein, Gott wird ſchon helfen."

„Ja, du machſt mich wieder ganz fromm," ſagte Reinhard und ſtand mit gefalteten Händen vor ihr. —

Das Bild wurde rüſtig gefördert, Lorle ermahnte immer zur Arbeit und Reinhard trug ihr noch auf, ihn nicht läſſig werden zu laſſen. Niemand im Hauſe ahnte etwas von der neuen Wendung der Dinge, nur Broni ward ins Vertrauen gezogen; man ging nun öfters nach der Mühle. Wie die Kinder jubelten die beiden Liebenden, wenn ſie ſich im Walde haſchten und verſteckten.

„O Welt voll Seligkeit!" rief einſt Reinhard, als er ſo vor Lorle ſtand, „das hat ſich der Weltgeiſt allein vorbehalten, die Liebe, ſie kommt aus ihm; das läßt ſich nicht machen und nicht bilden. Da ſteht ein

Weſen und hält mich zauberiſch gefangen; ſchön iſt Alles, Alles, was du biſt. Und hätte ein Weſen Seraphsflügel und iſt die Liebe nicht, ſpurlos zieht es dahin. Dank dir, ewiger Weltgeiſt, du haſt mir gegeben was ich nicht ſuchte."

„Ich verſtehe dich nicht recht," ſagte Lorle.

„Ich verſtehe mich ja ſelber nicht. Was braucht's? Komm, ſieh mich an, laß mich ſchauen, ſtumm, welch ein gutes Leben in mir iſt."

Das Bild reifte ſeiner Vollendung entgegen, die beiden Liebenden ſprachen von Allem, nur nicht von der Zukunft; Beiden bangte innerlich davor, Reinhard weil er nicht wußte, wie ſie ſich geſtalten ſolle, und Lorle weil ſie fühlte, wie ſchmerzlich ſie aus dem elterlichen Hauſe geriſſen würde.

Nun ergab ſich aber auch eine Mißhelligkeit zwiſchen den Liebenden. Lorle, die zu einer Madonna geſeſſen hatte, ſollte jetzt das Kind mit dem ſie unter der Linde geſpielt hatte, wieder auf den Schoß nehmen; unter keiner Bedingung wollte ſie das thun: „Es iſt eine Sünd', es iſt eine gräßliche Sünd'!" betheuerte ſie immer, aber Reinhard war unbeugſam und ſie willfahrte endlich, indem ſie ſeufzend ſagte: „Ich muß in Gottes Namen Alles thun, was du willſt." Sie zitterte aber am ganzen Leibe; ſo daß das Kind laut ſchrie, bis Reinhard endlich Beide beſchwichtigte, das Kind mit Süßigkeiten und Lorle mit liebreichen Worten.

Die Gewänder waren nur flüchtig untermalt, und nun ſollte dem Kopf die letzte Zuſammenſtimmung der Farbentöne gegeben werden; das ſagte Reinhard eines

Tages und bat Lorle, daß ſie Beide noch dieſe wenigen Stunden ſich recht ſtill verhalten wollten. Lorle nickte ſtill, ſie wagte ſchon jetzt nicht mehr zu reden. Ihr Kopf war nach dem Wunſche Reinhard's aufgerichtet und ſie ſah hinauf nach dem blauen Himmel: weiße Wolkenflocken zogen leicht dahin, ſtill und friedlich war's im weiten Raume, kein Laut vernehmbar; da fließt eine Wolke ſanft hin, ſie nimmt eine kleine mit und verſinkt mit ihr unter den Geſichtskreis, eine andere ſtreckt ſchon ihr Haupt empor, wer weiß wie lang ſie iſt, wie dunkel ihr Grund, wie bald ſie abbricht; nur wer am Himmelsbogen ſteht, kann ſie ermeſſen. Da drunten liegt die Welt, weitab, Alles, Alles zieht vorbei, vorbei, die Erde iſt untergeſunken: ein Geiſt ſchwebt über den Wolken . . .

So hatte Lorle ſich in den Himmel hineingedrängt. Reinhard hatte ſie eine Weile ſtarr betrachtet und dann emſig gemalt.

Stille war's lange; die Beiden wagten kaum zu athmen.

„Was haſt du ſo eben gedacht? Dein Antlitz war verklärt?“ fragte Reinhard.

„Ich bin geſtorben geweſen und allein,“ ſagte Lorle mit geiſterhaftem Blicke, ihre Arme hoben ſich und fielen wie leblos wiederum nieder. Reinhard faßte ihre Hand, er konnte aber nicht reden, er ſchaute ſie an wie eine überirdiſche Erſcheinung.

„Jetzt möcht' ich auch ſterben,“ ſagte Lorle endlich und Reinhard erwiderte: „Ich ſag', wie du: nein, erſt recht leben, lang, lang leben.“

„Bin ich jetzt fertig?“ fragte Lorle aufstehend.

„Ja.“

„So will ich gehen, es wird jetzt schon wieder fröhlicher werden.“

Reinhard wollte sie zum Abschied küssen, sie aber wehrte streng ab und sagte: „Jetzt nicht, nein, mir zulieb.“ —

Reinhard gönnte sich nun auch wieder einige Erholung. Auch ihm war ganz eigen zu Muthe, da er seit vielen Tagen in einer steten Spannung und Aufregung gelebt hatte. Als er das Lorle erklärte, sagte sie: „Mir ist auch so, wie wenn ich aus der Fremde käm', wie wenn ich gar nicht daheim gewesen wär'.“ —

Auf seinen Wanderungen begegnete Reinhard wiederum Wendelin, der trübselig aussah. Reinhard fragte: „Was hast? Warum bist so traurig? Weil du ein neues Brüderle bekommen hast?“

„O nein, von deswegen nicht, mein Vater hat gesagt, wo Fünfe halb hungern, kann ein Sechstes auch mitthun.“

„Nun was hast du denn?“

„Ja gucket, mein Scheck da (er wies auf eine stattliche Kuh), der ist vorgestern verkauft worden für 53 Gulden; der Metzger Heuberer von G. (er nannte die Amtsstadt) hat ihn kauft und läßt ihn noch sechs Wochen laufen, nachher holt er ihn. Ich krieg' einen Sechsbätzner Trinkgeld, aber es macht mir kein' Freud; der Scheck ist mir doch der liebst' von allen und jetzt thut mir's so weh um den Scheck, der frißt jetzt da fort wie

wenn er ewig leben ſollt', und da kommt der Metzger und ſchlägt ihm auf Einmal auf den Kopf und da liegt er, todt iſt er."

Der Knabe ſah Reinhard gedankenvoll an, dann fuhr er fort: „Mich freut's nur, daß der Metzger betrogen iſt."

„Wie ſo denn?"

„Ja gucket, er hat den Scheck viel zu theuer 'kauft, aber er möcht' gern dem Meiſter (Dienſtherrn) das Maul ſüß machen, weil er ſein Lorle heirathen möcht', und da iſt er doch angeführt."

„Warum? Denkſt du nicht mehr ſo gut vom Lorle?"

„O Ihr!" ſagte der Knabe zornig, „wie er mich anguckt, wie ein geſtochener Bock mit ſeinem langen Bart; ja gucket nur zu, ich fürcht' mich nicht, ich bin nicht in Euch vernarrt wie das Lorle."

„Woher weißt du das?"

„Ja, ich bin nicht ſo dumm. Wie vergangenen Sonntag der Martin nach der Stadt iſt, hab' ich für ihn Eure Stiefel 'putzt, und da iſt das Lorle kommen und hat geſagt, ich ſoll's gut machen und hat die Stiefel anguckt, mit ein paar Augen, das waren Augen! Und da hab' ich's gleich gemerkt was es geläutet hat. Und geſtern Nacht, wie ich in der Kammer lieg', da hör' ich wie mein' Mutter dem Vater erzählt, daß das Lorle in Euch verſchoſſen iſt. Und wenn das Lorle fort iſt und mein Scheck iſt fort, und da geh' ich halt auch fort."

Reinhard ſuchte den Knaben zu tröſten, es bedurfte deſſen kaum, denn er ſang und jodelte hinter Reinhard luſtig in die Welt hinein.

Reinhard ſah nun, daß ihr Verhältniß doch ſchon dorfkundig war; er ging nachdenklich das Thal entlang. Es wurde Abend, die Mäher waren emſig, das thaunaſſe Oehmdgras zu mähen, die ſterbenden Gräſer hauchten noch würzigen Duft aus, Reinhard breitete oft die Arme aus, als wollte er tauſend Leben an ſeine Bruſt drücken. Jetzt befiel ihn aber ein Trübſinn: raſch, in voller Blüthe ihrer friſchen Liebe, wollte er Lorle Sein nennen, und doch war ſeine Zukunft ſo unſicher; er warf die Sorge von ſich, er wollte den Tag genießen, die fliehende Minute, und was gelingt nicht einem friſchen Herzen im freien Wandern? Reinhard ſah eine Weile ſein ſelbſt vergeſſend den Abendbremſen zu; die zogen erſt jetzt auf Nahrung aus und ſchwebten oft ganz ruhig, unbewegt auf einem Fleck in der Luft, wie an einem Abendſtrahl aufgehangen; ihre Flügel drehten ſich wie leichte Wolkenrädchen zur Seite, bis ſie wie angeſtoßen auffuhren; ſie hatten eine kaum ſichtbare Beute erhaſcht und hielten ſich nun wieder ruhig auf ihrer neuen Stelle. Der geräuſchvolle Tag verſtummte immer mehr, ein ſanftes, nächtiges Flüſtern hauchte durch Zweig und Gras, Reinhard ſchweifte immer weiter, es zog ein Lied durch ſeinen Sinn, er wußte nicht was, ihm war traurigfroh zu Muthe; da hörte er einen einſamen Burſchen jenſeits des Baches ſingen:

Ihr Sternle am Himmel,
Ihr Tröpfle im Bach,
Verzählet mei'm Schätzle
Mein Weh und mein Ach.

O die Liebe kann nicht genug Boten finden, ihre unnennbare Seligkeit und ihr tiefes Leid zu verkünden. Und der Burſche ſang weiter:

Die Sternle in's Waſſer,
Die Fiſchle in 'n See,
Die Lieb geht tief abe,
Geht niemals in d' Höh'.

Und jetzt ward noch mit anderer Weiſung der luſtige Schluß angehängt:

Ganget weg, ihr Burgersmädle,
Ganget weg, ihr Patſchele,
Da nehm' i mir e Bauernmädle,
Das ſind recht wackere.

Als Reinhard ſpät Abends nach Hauſe kam, fand er einen Brief aus der Stadt vor; er war vom Collaborator und lautete:

„Kleinreſidenzlingen, an einem der Hundstage.

Oft habe ich im Wald einem Vogel zugehorcht, der mir ſeine Melodie hundertmal vorſang, als müßte ich ſie verſtehen, und wenn ich mich endlich zum Fortgehen anſchickte, war mir's als ſinge der luſtige Kauz jetzt erſt recht aus voller Seele, als riefe er mir nach: Du verſtehſt doch nicht was ich ſinge, und Millionen werden nach dir kommen und werden's auch nicht verſtehen. So geht mir's jetzt auch mit dem Volksgeiſte. Mir iſt's als ob jetzt, da ich fort bin, es erſt recht zu ſingen und zu klingen begänne. — Dieſe romantiſche Sehnſucht der modernen Menſchheit nach dem was hinter

ihr ist, verdreht ihr den Kopf; ich habe auch einen krummen Hals.

Es ist nicht gut, daß dieser Mensch auf sich stehe, drum will ich ihm eine Anstellung schaffen. So sprach Gott der Herr, als er den deutschen Menschen gemacht hatte. Die Eichen im Walde werden nächstens auch angestellt und erhalten das allerhöchste Decret, das sie zu einstweiligen Symbolen und Hütern der deutschen Kraft und deutschen Freiheit ernennt; es gibt dann Referendars-, Assessors-, geheime und wirkliche geheime Eichen mit eigenem Laub. Wir Deutschen sind die solideste Nation der Welt, es ist die schändlichste Verläumdung, daß man uns Gemeinsinn abspricht; wer nur irgend ein gemachter Mann sein will, setzt sich auf den Besoldungsstuhl und speist aus der Communschüssel. Fichte hat das Wesen des deutschen Gelehrten zu sehr aus seinem subjectiven Idealismus erfaßt, ich mache mir jetzt Excerpte, um in biographischen Umrissen nachzuweisen, welchen Einfluß die Staatsanstellungen auf die Gestaltung des deutschen Geistes gehabt haben.

Ich habe für die vornehme Species der Menschen einen eigenen Namen gefunden, sie heißen: die eisfressenden Thiere. Heute Morgen war ein Prachtexemplar bei mir, dein Gönner, der dicke rothe Tabled'hotenkopf, der hochwohlduftende Comte de Foulard, er hat sich sehr nach dir erkundigt; der Prinz ist aus Italien zurück, hat dort viel Bilder gekauft, hat in Rom dein Lob gehört, ist entzückt von deiner Waldmühle, kurz man will eine Gallerie errichten, will dich fesseln, das heißt anstellen. Da hast du's also. Wenn du kommst, ist die

Sache abgemacht. Ich weiß nicht wie du darüber denkst, ich habe um meine Stelle auch supplicirt in der geheimen Hoffnung, daß nichts daraus wird, und nun weide ich schon bald sieben Jahre die geduldige Bücherheerde und scheere nur das eine und das andere um ein Excerpt, so was im Zaun hängen bleibt. Lieb wär' mir's wenn du einen Schleiftrog am Bein hättest, daß wir dich hier behielten. Mach' aber was du willst, ich rathe nichts; hast du Lust, so komm baldigst.

Ich habe mit meiner Schwester eine neue Wohnung bezogen, sie hat endlich ihr Putzgeschäft aufgegeben und pflegt nun mein Alter. Ich esse Mittags und Abends Suppe und kann hundert Jahr alt werden, wenn ich's erlebe.

Grüße mir die Alpenrose, Gott sende ihr Thau und Sonnenschein genug und lasse sie gedeihen.

Ich schreibe dir diesen Brief auf dem neuen Katalog den ich anzufertigen habe; ich bin ganz allein, mein Oberwallfisch wascht sich im Seebad.

Dein

Kohlebrater.

Beiwagen: Die sieben Gulden, die du mir zur Heimreise geliehen, kann ich dir erst zum Quartal, den 1. Oktober, wenn ich meine Löhnung fasse, erstatten. Brauchst du's früher, will ich's anderweitig entlehnen.

Unser Schulkamerad R., das sogenannte durchlöcherte Princip, hat eine Vocation in's Departement des Jenseits bekommen, er ist Assistent beim Weltgericht geworden.

Das Erdbeben, das wir vorgeſtern hatten, hat mich unendlich ergötzt; ach! wie haben ſie hier Alle gezittert! So muß einem Floh zu Muthe ſein, der auf einem fieberkranken Pudel hauſt.“

Nachdem Reinhard dieſen Brief geleſen, verkündete er, daß er am Morgen nach der Hauptſtadt abreiſe und bald wiederkomme. Lorle ſchlief die ganze Nacht nicht, ſie machte ſich allerlei Gedanken über die ſo ſchnelle Abreiſe; Reinhard hätte ſie durch ein einziges Wort beruhigen können und er dachte nicht daran. Am Morgen ſah er Lorle noch einen Augenblick allein und ſagte ihr ſchnell: „Wenn ich ein Glück bekomme, theilſt du's mit mir?“

„Wenn ich nur Dich ganz krieg',“ war die Antwort, vom Theilen ſagte ſie nichts.

Im Hauſe des Wadeleswirths war's nun wieder ſo ſtill und friedſam wie ehedem. Hatte Reinhard in der letzten Zeit auch weniger tolle Streiche losgelaſſen, ſo machte er doch noch immer Lärm genug im Hauſe; jetzt ging Alles wieder ſeinen alten Weg, kaum daß Einer mehr des Fernen gedachte. Wie ſchnell ſchließt ſich der Strom des Lebens hinter einem Menſchen, der aus einem Kreiſe tritt! Nur Lorle hegte das Andenken Reinhard's tief im Herzen, Tag und Nacht. War ſie früher ſtets liebreich und gut gegen die Eltern und Alle im Hauſe geweſen, ſo war ſie's jetzt doppelt; ſie wollte immer Alles thun und bereiten für Jedes. Niemand wußte woher das kam, und man kümmerte ſich auch nicht viel darum; Lorle aber that dadurch im Innerſten Abbitte, daß ſie die Ihrigen in Gedanken ſchon verlaſſen

hatte und bald ganz von ihnen ſcheiden werde, ſie wollte ihnen noch Gutes erzeigen, ſo viel ſie vermochte.

In der Stadt betrieb Reinhard ſeine Anſtellung mit allem Eifer. Als der Collaborator ſeine Verwunderung darüber äußerte, erwiderte er: „Ich will dir's nur geſtehen, ich bin mit Lorle verlobt."

„Was?" rief der Collaborator gedehnt, Staunen und Kummer ſprach aus ſeinem Antlitze; „wenn ſie Einer heirathen und aus ihrem Boden reißen dürfte, ſo wär' das nur ich, ich allein; ja lache nur, ich verſtehe ſie allein; du biſt viel zu wild, du darfſt eigentlich gar nicht heirathen. Hat dir denn der Vater das Mädchen gegeben?"

„Nein."

„O, ſo iſt noch Hoffnung, daß ſie Keiner von uns Beiden bekommt," ſchloß der Collaborator ſchelmiſch.

Reinhard ging nicht vom Fleck, bis er ſein Ernennungsdecret erhalten hatte. Am Morgen nachdem ſolches ausgefertigt war, ſagte er beim Erwachen zu ſich ſelber: „Guten Morgen Herr Inſpector, mit dem Titel Profeſſor; haben Sie wohl geruht? Haſt dir nun auch ein Hundsband umbinden laſſen und war dir doch ſo wohl, als du frei umhergelaufen biſt." Als er vor dem Spiegel ſtand, verbeugte er ſich ganz höflich und ſagte: „Ihr Diener, Herr Profeſſor! Gehorſamer Diener ſiebente Rangklaſſe."

Dennoch freute ſich Reinhard in dem Gedanken, wie ganz anders er nun vor den Wadeleswirth hintreten und um deſſen Tochter freien könne, und wie glücklich auch Lorle ſein werde.

Schnell packte er ſeine Gliederpuppe und einiges alte Seidenzeug zuſammen, das er zur Gewandung gekauft hatte, und bald rollte er wieder dem Dorfe zu, wo ſeine Liebe wohnte.

Nur ſtet.

Auf dieſer Fahrt machte ein Gedanke die Wangen Reinhard's von einer fremden Glut entbrennen. Er kam ſo eben aus den Kreiſen der teppichunterbreiteten Exiſtenzen, alsbald überkam ihn ein beſonderes Behagen an dieſer verfeinerten Welt, an dieſer Anmuth heiterer Geiſtesſpiele, voll tändelnder Muſik und ſprühender Witzfunken, fernab von der rauhen Wirklichkeit, ausſchreitend aus der engbürgerlichen Umzäunung; er hatte das Gelüſte raſch niedergekämpft, jetzt kam es in veränderter Geſtalt wieder und zeigte ihm, wie Lorle dieſe Freiheit des Lebens nie verſtehen werde, wie ſie doch ſeinem ganzen künſtleriſchen Denkkreiſe fern ſtehe — er war in ſeinem eigenen Hauſe mit ſeinem tiefſten Wollen ein Fremder.

Das war ein böſer Blutstropfen in Reinhard und er machte ihm die Wangen glühen.

Den Gedanken: Lorle nach und nach heranzubilden, warf er bald von ſich und er rief faſt laut: „Nein, ſie ſoll das friſche Naturkind bleiben mitten im Trödel der Stadt; ſie bedarf keiner andern Welt, ich bin ihre ganze Welt.“ — Er bat ſie in Gedanken um Verzeihung, daß ſein Sinn nur einen Augenblick ſich von ihr entfernen konnte.

Für ein erregbares Gemüth haben weite Strecken, die von einer Lebenswendung bis zur andern zu durchmessen sind, ihr Gutes und ihr Schlimmes; sie dämmen oft die berauschende Seligkeit des Gefühls, beschwichtigen aber auch die leicht sich eröffnenden Zwiespältigkeiten.

Sorglos, als wäre das nicht der entscheidendste Lebensgang, fuhr Reinhard dahin; selbst seine Sehnsucht war eine abgeklärte, friedsame. In der Amtsstadt ließ er sein Gepäck zurück und eilte auf dem Waldwege dem Dorfe zu. Je näher er kam, desto heftiger loderten die Flammen der Liebe wieder in ihm auf; mit zitternden Pulsen rannte er dem Hause zu. Die Bärbel stand unter der Thür und reichte ihm die schwielige Hand: „Ihr kommet bald wieder, ich hätt's nicht glaubt," sagte sie; Reinhard konnte nicht antworten, zu Lorle wollte er sein erstes Wort sprechen; er eilte die Treppe hinan, Niemand war im Hause. Lorle war, wie Bärbel erzählte, mit den Eltern nach der Stadt gefahren, von wo Reinhard eben herkam.

Mit der Botschaft der Lebenserfüllung auf den Lippen stundenlang harren zu müssen, das war eine schwere Aufgabe.

Reinhard machte sich bald wieder auf, den Ankommenden entgegen zu gehen, aber als er schon eine Stunde den Waldweg gegangen war, besann er sich erst, daß er so in Gedanken dahingeschritten sei, während doch das Wägelchen mit den Heimkehrenden bereits den Fuhrweg dahingerollt sein konnte; er kehrte still wieder um, traf jedoch auch die Erwarteten noch jetzt

nicht zu Hauſe. Mit namenloſer Angſt quälte ihn der Gedanke, daß ihm Lorle mit Gewalt entzogen ſein konnte, die Eltern waren ja mit ihr in der Stadt und er mußte ſich ſagen, daß er durch ſeine Zweifel ſolches verſchuldet haben konnte; aber die ganze Treue Lorle's ſtand wieder vor ihm, und als es Nacht wurde, war es ihm als ob das Bild auf der Staffelei hell leuchte; er zündete Licht an und betrachtete jetzt nach längerer Abweſenheit das Bild wieder; er ſtaunte faſt vor ſich ſelbſt, hier war ihm Etwas gelungen, was ein Anderer, ein Mächtigerer geſchaffen hatte.

Reinhard nahm die Zither und wollte ſpielen und ſingen, aber er hörte bald wieder auf, er legte ſich endlich angekleidet auf das Bett, er wollte heute noch die Seinigen ſprechen, keine Stunde ſeines Glückes verſäumen; er verſchlief aber doch die Ankunft der Hausbewohner, die ſpät in der Nacht erfolgte.

Die Mutter war zu Bett gegangen, der Vater ſaß im Stüble und las die mitgebrachten Zeitungen, Lorle machte ſich aber, trotz aller Ermahnungen, noch immer Etwas in der Stube zu ſchaffen; endlich kam ſie zaghaft zum Vater in's Stüble und ſagte:

„Aetti, ich hab' ein' Bitt'. Machet das Licht aus und bleibet da."

„Nur ſtet, warum denn?"

„Ich bitt', ich hab' Euch was zu ſagen und ich kann's nicht ſo."

„Närriſches Kind, meinetwegen. Nun jetzt iſt das Licht aus, nun jetzt red'."

Lorle legte die Hand auf die Schulter des Vaters

und ſagte ihm mit zitternder Stimme in's Ohr: „Der Herr Reinhard hat mich gern und ich ihn auch, und er will mich und ich will ihn und keinen Andern auf der ganzen Welt.“

„So? Und das habt ihr unter euch ausgemacht?“

„Ja.“

„Nur ſtet, gang jetzt ſchlafen, morgen iſt auch ein Tag; wir reden ein Andermal davon.“

Kein Bitten und kein Betteln Lorle's half, ſie erhielt keinen andern Beſcheid.

Als der Wadeleswirth nun noch gewohntermaßen das ganze Haus durchmuſterte, fand er die Thüre Reinhard's halb offen, er drehte von außen den Schlüſſel um; Reinhard war eingeſchloſſen.

Am Morgen ward Lorle vom Vater „zeitlich“ geweckt. Als ſie herabgekommen war, ſagte er: „Du gehſt gleich auf die Hohlmühle und bleibſt da bis ich komm'.“

Lorle mußte gehorchen, ſie wußte wohl, da half keine Widerrede; ſie durfte nicht mehr die Treppe hinauf, ſondern mußte ſich ſchnurſtracks aufmachen.

Der Wadeleswirth ging umher und zankte mit Stephan und mit Allen, weil ſie eben keine ſo ſchlafloſe Nacht gehabt hatten wie er; endlich ſaß er im Stüble und las die Fruchtpreiſe auf den verſchiedenen Schrannen, aber trotz der hohen Sätze hatte er die Lippen zuſammengekniffen und trommelte unwillig mit dem Fuße auf dem Boden. Von oben vernahm man jetzt mächtiges Pochen an eine Thüre, da erinnerte ſich der Wirth, daß er Reinhard eingeſchloſſen habe, und befahl der Bärbel, ihm aufzuſchließen; dadurch erſparte er ſich's

auch, dem Maler alsbald frischweg die Meinung zu sagen. Reinhard kam zum Wirth und streckte ihm beide Arme entgegen, dieser aber saß ruhig, hielt mit beiden Händen die Blätter und so darüber wegschauend, sagte er: „Auch wieder hiesig?“

„Und ich hoffe zu Hause,“ sagte Reinhard.

„Nur stet. Ich sag's Euch grad heraus, packet Eure Sachen zusammen und b'hüt Euch Gott.“

„Und das Lorle?“ fragte Reinhard zitternd.

„Das will ich schon wieder zurecht bringen, das ist mein' Sach', da hat Niemand nichts drein zu reden.“

„Und ich geh' nicht aus dem Haus, bis mir das Lorle selbst gesagt hat, daß ich gehen soll.“

„So? Ist das der Brauch bei Euch Herren aus der Stadt? Ich kann auch anders ausgeschirren. Verstanden?“ sagte der Wadeleswirth aufstehend.

„Ich hätte den Bauernstolz nicht bei Euch vermuthet,“ sagte Reinhard.

Der Wadeleswirth schnaubte grimmig und ballte beide Fäuste; er schaute Reinhard von oben bis unten stumm an, wie wenn er sagen wollte: was glaubst? bin ich der Mann, mit dem man so redet?

Reinhard schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Ihr seid doch sonst ein gescheiter Mann, warum seid Ihr jetzt so wild. Was hab' ich Euch leid's than?“

Diese sanft gesprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht und der Wadeleswirth sagte mit stockender Stimme: „So? Und mein Kind, mein' einzige Tochter wegstehlen?“

„Lorle soll reden. Wo ist sie?“ fragte Reinhard.

„In der Haut bis über die Ohren, wenn ſie nicht da iſt, iſt ſie verloren. Das Lorle iſt nicht da, ſo lang Ihr da ſeid.“

Nach einer Weile, in der er das ſchmerzdurchwühlte Antlitz Reinhards betrachtet hatte, fuhr der Wirth fort:

„Ich kann's Euch ſchon ſagen, wo das Mädle iſt: auf der Hohlmühle.“

„Ich verſpreche Euch, ſagte Reinhard ſchnell, „kein Wort ohne Euer Wiſſen mit ihr zu reden.“

„Glaub's, Ihr ſeid ſonſt allfort ein rechtſchaffener Menſch geweſen, und jetzt muß ich auf's Feld,“ ſagte der Wadeleswirth ruhiger.

Er ging fort und Reinhard auf ſein Zimmer. Wie glücklich war dieſer jetzt, daß er nach der Gliederpuppe die Gewänder malen konnte; er war unausgeſetzt fleißig und ließ ſich ſogar das Mittageſſen auf ſein Zimmer bringen.

Die Bärbel, die Alles wußte, tröſtete Reinhard und ſagte, er ſolle nur die Hoffnung nicht fahren laſſen, der Alte ſei zäh', er müſſe ein gut Weilchen am Feuer ſtehen bis er weich werde. Auch die Mutter kam leiſe herauf geſchlichen, ſie redete nichts von der Hauptſache, aber an der Sorglichkeit, die ſie für alle Bedürfniſſe Reinhards hatte, konnte er wohl merken, daß ſie auf ſeiner Seite war.

Am Abend erzählte Reinhard dem Vater, wie er blos Lorle zulieb ſich eine Anſtellung geholt habe und wie er ſie ewig glücklich machen wolle. Der Wadeleswirth war ſtill und ſchaute über das Glas weg, das er eben zum Munde führen wollte, Reinhard bedeutſam an.

Als die Bärbel am andern Morgen Reinhard den Kaffee brachte, ſagte ſie:

„Glück und Segen!“

„Wozu?“

„Ihr ſeid ja Profeſſor geworden, der Alte hat geſtern Nacht ſeiner Frau noch viel davon vorgeſchwatzt, es gefallt ihm doch wohl, das Waſſer fangt ſchon zu ſieden an.“

Der Alte ging immer brummig im Hauſe umher und hatte ſogar, was ſonſt nie geſchah, kleine Häkeleien mit ſeiner Frau; er hätte gar zu gern gehabt, ſie möchte ihm weidlich mit Reden und Bitten zuſetzen, daß er die Sache doch in's Reine bringen möge; ſie aber that, wie man ſagt, „kein Schnauferle,“ ſie wollte die Verantwortung für ſpätere Tage nicht haben. Und dann war's ihr doch auch wind und wehe, ihr Kind ſo weit weg unter ganz fremde Verhältniſſe zu geben; ſie war von dem Sorgen und Nachdenken ſo müde, daß ſie bald da bald dort, wo nur ein Plätzchen war, ſich niederſetzte und ausruhte.

Am dritten Tage kam der Wadeleswirth zu Reinhard auf ſein Zimmer, ſetzte ſich und redete lange nichts; endlich begann er:

„Ich hab' mich reſolvirt. Es geht mir ein Stück aus dem Herzen, wenn ich das Kind ſo weit weg geb'; aber was iſt da zu machen? Ich thu' Euch alſo den Vorſchlag, ich will mein Lorle noch auf ein Jahr zu den Kloſterfräulein thun, da ſoll's lernen, was man in der Stadt braucht, und ſeid ihr Beide dann noch ſo gewillt wie jetzt, nun, ſo in Gottes Namen.“

Reinhard widerſprach und betheuerte, daß Lorle nichts zu lernen habe, gerade ſo wie ſie jetzt ſei, mache ſie ihn glücklich; der Alte lächelte und ging davon.

Drei Tage und drei Nächte hatte Lorle in ſchweren Gedanken auf der Mühle zugebracht; kein Bote kam, Stephan wußte nichts, und oft war's in Wahrheit als ob ſie in eine andere Welt verſetzt wäre. Am vierten Morgen kam der Wadeleswirth und holte ſeine Tochter, er hatte ein unwirſches Anſehen und Lorle folgte ihm ſtill wie ein Opferlamm. Der Vater zürnte nicht auf das Kind, er zürnte nur mit ſich ſelber, weil er nun doch nachgeben müſſe.

„Haſt du den Reinhard noch gern?" fragte er einmal, als ſie ſchon eine gute Strecke mit einander gegangen waren.

„Ja, ſo lang ich leb'," erwiderte Lorle. Und nun gingen ſie wieder ſtill dahin, Keines redete ein Wort. Der Wadeleswirth war durchaus der Mann nicht, der ſorgfältig Ueberraſchungen zu bereiten ſtrebte; das Kind mußte nur ſchweigen, ſo lang er nicht zu reden begann, und er wollte nicht reden, weil's ihm nicht darum war; auch war's ihm zu viel, das was er zu ſagen hatte zweimal vorzubringen.

Reinhard hatte indeß von der Bärbel die Mittheilung erhalten, daß Lorle mit dem Vater käme; er eilte den Beiden entgegen und als ſie ſich jetzt zum Erſtenmale wieder ſahen, flammte ihre ganze Liebe auf und Reinhard rief: „Vater, gebt mir das Lorle jetzt, hier."

„Nur ſtet, das iſt nichts ſo, wie Bettelleut' hinter der Heck; wartet bis wir heim kommen."

In dieſem Schlußſatz lagen vielverheißende Worte. Hand in Hand ſchritten die Liebenden dahin, ſie bedurften keines Austauſches der Worte. Als man gegen das Dorf kam, machte ſich Lorle Etwas an ihrem Schurzbändel zu ſchaffen, ſie ließ dadurch die Hand Reinhards los und faßte ſie nicht wieder.

Im Stüble war endlich die ganze Familie beiſammen; Alles ſtand, nur der Vater ſaß und nach einer ſattſamen Pauſe begann er:

„Alte, was meinſt? ſollen wir ſie einander geben?“

„Wie du's machſt, iſt's Recht,“ ſagte die Frau.

„Guck, Lorle, ſo muß eine Frau ſein, merk' dir das, bis du einmal eine biſt,“ ſagte der Vater und Lorle ward glühendroth, da ſie ihre Zukunft ſich vorhalten hörte. Der Vater ſagte nun aufſtehend: „Ich mein' wir machen jetzt die Handreichung und wenn die Ernt' vorbei iſt, halten wir Verſpruch, und über's Jahr könnet ihr in Gottes Namen heirathen. Hat mein Bauernſtolz Recht?“ fragte er, Reinhard derb auf die Schulter klopfend.

„Guter Vater!“ war Alles, was dieſer hervorſtottern konnte.

„Nun, Ihr ſeid auch ein guter Menſch, ich will das nicht läugnen. Jetzt fertig.“

Alles reichte ſich nun die Hand und Reinhard küßte noch die Mutter innig, den Vater konnte er nicht küſſen, dieſer ſchüttelte ihm nur ſtarr die Hand.

Als die halb unterdrückte Rührungsſcene noch nicht vorüber war, ſtellte ſich der Wadeleswirth wieder breitſpurig vor Reinhard und ſagte:

„Jetzt hab' ich noch ein Wörtle mit Ihm zu reden, du Lump, du liederlicher! Und was ich dem Mädle geb', darnach fragt Er gar nicht und thut wie wenn Er ein Bettelmädle bekäm'? Und unser gut Sach', was wir erhauset haben, das ist Ihm ein Pfifferling, das ist Ihm gar nichts werth? Potz Heidekukuk, das ist ein' Lumpenwirthschaft. Ja, es ist mir ernst, es ist da nichts zum Lachen, Himmelheide —"

„Um Gottes willen sei doch still," rief die Mutter, „wenn's ja Ein's hört, so meint es, du thätest zanken und wir hätten Händel."

„Lorle," erwiderte der Vater, „merk' dir das jetzt auch, das mußt du nicht thun; wenn der Mann red't, muß das Weib still sein. Jetzt genug, jetzt ganget an's Geschäft."

Alles entfernte sich, Lorle wollte mit Reinhard Hand in Hand weggehen, der Vater aber winkte ihr und sagte: „Bleib du noch ein bisle da." Lorle war allein mit dem Vater im Stüble und dieser sagte: „Jetzt bist doch zufrieden? brauchst nicht heulen, darfst lustig sein; jetzt paß auf ... ja, was ich doch sagen will, ja ... mach', daß du dein Kränzle am Hochzeitstag mit Ehr' und Gewissen tragen kannst."

Lorle fiel dem Vater nicht um den Hals, sie verbarg ihr Antlitz nicht, frei und stolz schaute sie drein und sagte fest: „Aetti, Ihr wisset gar nicht, wie brav er ist."

„Glaub's, ist mir schon Recht wenn er brav ist, verlaß dich aber auf kein' andere Bravheit als auf die deinige; jetzt gang."

Das waren nun glückſelige Tage, die den Verlobten aufgingen. In Reinhard hatte das Offenkundige ihres Verhältniſſes gar nichts geändert, Lorle dagegen fühlte ſich jetzt viel freier; ſie war ſtets voll Entzücken, wenn Eines nach dem Andern aus dem Dorf kam und ihr Glück wünſchte. Faſt Jedes hatte etwas Beſonderes an Reinhard zu loben und man bedauerte nur, daß Lorle ſo weit weg käme; ſie nahm aber Jedem das Verſprechen ab, daß es ſie beſuchen, bei ihr wohnen und eſſen müſſe, wenn es nach der Hauptſtadt käme.

Einige Beſonderheiten Lorle's zeigten ſich ſchon jetzt. Faſt nie ließ ſie ſich von Reinhard am Arme durch das Dorf führen, draußen aber faßte ſie ihn von ſelbſt, hüpfte und ſang voll Freude. Nie war ſie zu bewegen an einem Werktage Mittags mit Reinhard ſpaziren zu gehen, wenn aber der Feierabend kam, dann war ſie bereit; das war der Dorfſitte gemäß, unter deren Herrſchaft ſie ſtand.

Ein Umſtand veranlaßte viele Erörterungen zwiſchen dem Schwiegervater und Reinhard. Dieſer wollte nämlich ſchon zum Frühherbſt heirathen, er konnte nicht lange Bräutigam ſein, ſich nicht Monate und Jahre mit der Sehnſucht nähren; der Schwiegervater wollte aber durchaus nicht, daß man die Sache ſo über's Knie abbreche. Das Weibervolk im Hauſe wußte indeß, daß er ſchon nachgeben werde, und die Mutter ließ bei allen Webern in der Umgegend tuchen und bei allen Näherinnen ſchneidern, während die Schweſter des Collaborators nach einem genauen Maß die Stadtkleider für Lorle fertigte.

Lorle wollte durch ihre Brautſchaft keinerlei Arbeit und Verbindlichkeit im Hauſe entledigt ſein, ja ſie war emſiger als je; ſie wollte noch Alles in Stand bringen und in Ordnung verlaſſen, es war ihr wie einem ehrenhaften Dienſtboten, der, bevor er den Dienſt verläßt, freiwillig das ganze Haus von oben bis unten ſcheuert und ſäubert. Reinhard mußte ſie gewähren laſſen, dafür war ſie aber auch auf den Abendſpazirgängen voll friſchen Lebens.

„Mir iſt allfort," ſagte ſie einmal, „wie wenn heut Samstag wär' und morgen iſt Sonntag, und da kommt wieder ein Tag und da kommt mir's wieder wie Samstag vor und ſo fort. Ich bin ſo froh, ſo froh, ich möcht' nur, ich weiß gar nicht was ich möcht'."

Ein Andermal, als ſie durch den Wald gingen, flogen Lorle gar viele Nachtfalter in's Geſicht, ſie ärgerte ſich darüber und Reinhard bemerkte: „Dein Geſicht iſt ſo lauter Licht, daß ſich die Nachtfalter drin verbrennen wollen; ich bin auch ſo."

Lorle faßte einen Baumzweig, ſchüttelte Reinhard den Nachtthau in's Geſicht und ſagte? „So, da iſt gelöſcht."

Ueber Zittergras und blaue Glockenblumen weinte Lorle die erſten Brautthränen.

Die Verlobten gingen mit einander über die Wieſe; da raufte Reinhard jene Pflanzen aus und zeigte Lorle den wunderſam zierlichen Bau des Zittergraſes und die feinen Verhältniſſe der Glockenblume; „das gehört zu dem Schönſten was man ſehen kann," ſchloß er ſeine lange Erklärung.

„Das iſt eben Gras," erwiderte Lorle und Reinhard ſchrie ſie an: „Wie du nur ſo was Dummes ſagen kannſt, nachdem ich ſchon eine Viertelſtund' in dich hineinrede."

Große Thränen quollen aus den Augen Lorle's hervor, Reinhard ſuchte ſie zu beruhigen, aber innerlich war er doch voll Aerger, denn er vergaß, daß nur wer die Seltenheit und Pracht der Zierpflanzen lange erſchaut hat, wieder an den einfach ſchönen Formen des Graſes ſich ergötzen mag.

Dieſer Abend bebte wehmüthig in der Seele Lorle's nach, ſie gab Reinhard keine Schuld, ſondern ward nur faſt irr an ſich; ſie kam ſich nun wirklich grauſam dumm vor und oft, wenn er ſie um Etwas fragte, ſchreckte ſie zuſammen, aber lügen konnte ſie nicht, keine Theilnahme und kein Verſtändniß heucheln. Die Liebe aber überwindet Alles. Lorle nahm ſich vor, recht aufzumerken, wenn Reinhard Etwas ſagte, denn er war ja viel geſcheidter. So verlor ſich nach und nach ihre Zaghaftigkeit wieder und ſie war das harmloſe Kind von ehedem.

Auch ein Schreckbild ward Reinhard einmal für Lorle. Einſt ſaß er Abends mit dem Vater überaus luſtig beim Glaſe, Lorle ſchnitt Brod ein zur Suppe und war ganz glückſelig, daß die Beiden ſich ſo lieb hatten, ſie ſah immer von Einem auf den Andern und legte zuletzt die Hände feſt zuſammen, als wären es die Hände der beiden treuen Menſchen, die ſo traut bei einander ſaßen. Reinhard war wieder zu allerlei Schalkhaftigkeiten aufgelegt, er taumelte nun in der

Stube umher, ſprach mit lallender Zunge unverſtändliche Worte, ganz wie ein Betrunkener. Lorle wußte doch, daß er nur ſcherze, aber ſie rang die Hände über dem Kopf und rief aus allen Kräften: „Um Gottes willen, Reinhard, Reinhard! Laß das bleiben! So darfſt du nicht ausſehen.“

Reinhard hörte ſogleich auf, aber Lorle zitterte noch lange über dieſen Scherz; ſie war keineswegs ſo empfindſam, ſie kannte das Leben und ſeine Verunſtaltungen und hatte ſchon manchem Bruder Saufaus tüchtig den Marſch gemacht, aber Reinhard kam ihr durch ſolche Nachahmung ganz verzerrt und entwürdigt vor; ſein hohes Weſen, zu dem ſie ſo demüthig aufſchaute, durfte auch nicht im Scherze ſo erniedrigt werden. Faſt die ganze Nacht konnte ſie das häßliche Bild nicht vergeſſen, und erſt, als Reinhard ihr am andern Morgen verſprach, nie mehr ſolchen Scherz zu treiben, verſchwand es aus ihrer Seele.

Dieſe beiden Zwiſchenfälle waren die einzigen Störungen in dem Liebesleben; ſonſt ging ſtets Freude vor ihnen her und Entzücken grüßte ſie von jedem Baumblatt und aus jedem Gräschen.

Wer kann erfaſſen, wie eine Seele in ſich jauchzt und jubelt, wenn ſie ſtumm aufgeht in ihr Jenſeits? Warum klingt uns allüberall in tauſendfältigen Klängen die Kunde von den Schmerzen und Zwieſpältigkeiten des Lebens entgegen? Iſt's der Schmerz allein, der zum Bewußtſein ruft und drin haftet? Die Freude und das Entzücken ſind das wahre Daſein, da iſt das Einzelbewußtſein untergeſunken, in Liebe aufgelöst, in

ihr geſtorben und lebt doch das wahre, das ſelig ewige Leben ....

Die Madonna war vollendet und zur Ausſtellung nach der Stadt geſchickt. Zu ſeiner Betrübniß erhielt Reinhard die Nachricht, daß der Collaborator unvorſichtigerweiſe verrathen hatte, wer zur Madonna Modell geſeſſen. Ein in Rom katholiſch gewordener Engländer, der ſich eben in der Reſidenz aufhielt, bot eine namhafte Summe für das Bild; Reinhard gab es hin, ſowohl weil er ſeine Frau nicht nach der Stadt bringen wollte, wo das Bild war, als auch aus einem andern Grunde. Die materielle Kehrſeite fehlt keinem Verhältniſſe. Reinhard bedurfte Geld zu ſeiner häuslichen Einrichtung, und ſah er auch mit Wehmuth das, was er aus tiefſter Seele geſchaffen, in eine verlaſſene Kapelle nach England wandern, um es nie wieder zu ſchauen; er ließ es ziehen.

Der Collaborator miethete für Reinhard eine Wohnung und ſeine Schweſter richtete ſie ein. Mit dieſer Nachricht wurde nun der Wadeleswirth beſtürmt, die baldige Hochzeit zu geſtatten.

So voll Selbſtgefühl und freigeſinnt auch der Wadeleswirth war, ſo that es ihm doch beſonders wohl, wenn er bei den Leuten im Dorfe: „Mein Tochtermann, der Profeſſor," ſagen konnte; auch hatte er Reinhard in der That von Herzen lieb gewonnen. Als nun die Frauen ſich mit den Bitten Reinhard's vereinten, ſagte er:

„Ich ſeh' ſchon, Ihr habt die Sach' mit einander gebeſtelt, ich weiß wohl, ich gelt' nichts im Hauſe; nun meinetwegen."

Reinhard lief sogleich zum Pfarrer und bat ihn, Sonntag das erste Aufgebot zu halten. An dem versprochenen Kirchenbilde arbeitete er nun mit erstaunlichem Fleiß, er warf es in derben Zügen für die Ferne hin und nur einzelnen Köpfen widmete er eine sorgfältige Ausführung. Auf den Sonntag vor der Einweihung der neuen Kirche war der Hochzeitstag bestimmt. Lorle bat, daß sie doch noch über die Festlichkeit bleiben möchten, aber Reinhard hatte keine Lust mehr, diesen Jubel mit zu feiern: er sehnte sich fort aus dem Dorf.

Sie ziehen in die weite Welt.

Vroni war von der Mühle hereingekommen und blieb die ganze letzte Woche, sie schlief mit Lorle in einem Bette und die Mädchen verplauderten oft die halben Nächte. Lorle konnte der Vroni nicht genug an's Herz legen, wie sie die Eltern pflegen solle, wenn sie nicht mehr da sei.

Am Vorabend der Hochzeit stand Lorle bei der Bärbel und weinte bitterlich, daß sie nun auch diese getreue Pflegerin verlassen solle; sie klagte, wie sie sich in der Stadt werde gar nicht zu helfen wissen, da sagte die Bärbel:

„Ich kann's nicht mehr, ich hab' ihm versprochen, daß ich nichts sagen will, aber es geht nicht. Sei ruhig, der Reinhard hat so lange an mir bittet und zerrt, daß ich jetzt zu euch nach der Stadt geh'. Sei heiter, ich bleib' bei dir, so lang du mich behältst." —

Lorle eilte zu Reinhard und umhalste ihn mit maßloser Innigkeit; sie verscheuchte ihm dadurch auch den Mißmuth, den er so eben durch einen Brief des Collaborators empfunden hatte; er hatte ihn als seinen einzigen Freund zur Hochzeit eingeladen; die abschlägige Antwort, die verweigerten Urlaub als Grund angab, war voll grämlicher Bitterkeit auch gegen Reinhard.

Am Hochzeitmorgen sah Reinhard Lorle nur einen Augenblick und er sagte: „Mir ist so stolz und hoch zu Muth, wie einem König an seinem Krönungstage."

„Nicht so, fromm sein," erwiderte Lorle, das waren die einzigen Worte, die sie vor der Trauung mit ihm redete.

Lorle ließ sich noch in ihrer Dorftracht trauen. Als sie aus der Kirche kam, ging sie auf ihr Kämmerlein, um die Stadtkleider anzuziehen. Lange lag sie hier auf den Knieen und betete weinend: „Heiliger, guter Gott, ich will gern sterben, wann du willst, du hast mir bisher geholfen, ich will Alles auf mich nehmen, ich hab' das erlebt, du bist gut und hast mich das erleben lassen, hilf mir gut sein, hilf!"

Sie richtete sich auf und rief Vroni, daß sie sie ankleide; sie zog keines der weit ausgeschnittenen seidenen Kleider an, sondern ein einfaches weißes, das bis an den Hals geschlossen war.

Ein Jedes sah voll Freude auf Lorle, als sie so herabkam, ihr Gang, jede Bewegung ihrer Hand, Alles war so feierlich wie ein heiliger Choral.

Bei Tische ging's lustig her, der Wadeleswirth war

überaus aufgeräumt und machte allerlei Späße. Lorle war's, als wäre sie verantwortlich für alle Reden ihres Vaters und sie fand Manches nicht am Platze; sie gäbelte nur immer so auf dem Teller herum, aß aber Nichts, trotz aller Zureden. „Ich bin satt, ganz satt," war ihre stete Entgegnung, die die vollste Wahrheit enthielt.

„Lasset's in Fried'," rief endlich der Wadeleswirth, „wenn das Lorle auch nichts ißt, meine Kinder sind g'fräßig und g'süffig, es schmeckt ihnen Alles, sie kommen aus einem rauhen Stall; von deßwegen, Professor, könnet Ihr mit meinem Lorle bis Paris reisen, es ist nicht schleckig."

Nach dieser Rede schaute er rundum allen Leuten in's Gesicht, sich den Beifall zu holen, weil er so etwas gar Gescheites gesagt hatte; als aber Niemand Lob zunickte, rief er, vom Wein erregt: „Zur Gesundheit, Herr Pfarrer, auf die neu' Kirch' und daß sie auch von innen ... ja ich hab' was, aber es wird nicht gesagt, von meinem Tochtermann, aber es wird vorher nichts gesagt."

Die Tafelmusik spielte manche lustige Weise und die Fröhlichkeit hatte noch lange nicht ihren Gipfelpunkt erreicht, als man jetzt in einer Pause Peitschenknallen vor der Thür vernahm: Reinhard und Lorle standen auf, Alles folgte ihnen. Vor dem Hause stand das Wägelchen, das Gepäck war sorgsam festgebunden, der Rapp war angespannt und Martin stand da und hielt das Leitseil.

Lorle sah immer auf den Boden als sie über den

Hof ging, als wäre überall Etwas, das ſie aufhielte, über das ſie wegſteigen müſſe. Die Hochzeitsgäſte ſtanden alle rings um das Wägelchen, da kam der Wendelin und übergab Lorle ſchluchzend eine Amſel, die er gefangen, in einem ſelbſtverfertigten Käfig, Lorle ſolle ſie mitnehmen; man verſprach ihm, daß die Bärbel ſie mit nach der Stadt bringen werde, da ſie nicht für die Reiſe tauge. Der Knabe ging ſtill mit ſeinem Vogel davon. Der Wadeleswirth hatte die Peitſche vom Wägelchen genommen und hieb dem Rappen eins auf, daß dieſer ſich hoch aufbäumte und ihn Martin kaum halten konnte.

„Paß auf," ſagte jetzt der Wadeleswirth zu Reinhard, „wenn man von Haus wegfährt, muß man dem Gaul ein Fitzerle geben, daß er's auch weiß, daß man die Peitſch' bei ſich hat; hernach braucht man ſie oft den ganzen Weg nicht mehr. So iſt's auch mit dem Weib. Man muß ſie gleich von Anfang merken laſſen, wer Meiſter iſt, nachher iſt's gut und man kann die Peitſche ruhig neben ſich hinſtecken, aber das Leitſeil muß man feſthalten, rr! hu! Rapp! o oha."

Der Wadeleswirth ſah ſchmunzelnd auf ob ſeiner klugen Rede; er hatte heute Unglück, er konnte noch ſo Geſcheites vorbringen, man hörte nicht recht darauf. Lorle ſtand an die Mutter gelehnt und weinte; es war als wollte ſie zuſammenbrechen vor Schmerz. Die Mutter ſagte: „Alter, du könnteſt auch was Beſſeres reden zum Abſchied wenn ein Kind fortgeht, kann ſein auf ewig." — Sie preßte die Lippen zuſammen, ſie konnte nicht weiter ſprechen.

Dem Wirth war's plötzlich wie wenn man ihm einen Kübel Waſſer über den Kopf ſchüttete; er legte die Peitſche auf das Wägelchen und ſagte:

„Nu, nu, nu, nur ſtet. Lorle, ich will dir was ſagen, heul' nicht; wenn du Geld brauchſt, was dir fehlt, was es iſt, du weißt du haſt einen Vater, und wenn's einen Buben giebt weißt wo du die Gevatters-leut' holſt, verſtanden? Jetzt heul' nicht, ich kann das Heulen nicht leiden; heul' nicht, oder ich laſſ' dich bigott nicht vom Fleck." — Er ſchlug ſich den Hut tiefer in den Kopf, ballte beide Fäuſte und fuhr fort: „Du biſt mir nicht feil, nicht für ein' Million. Pro-feſſor, komm her; wenn du noch Reu' haſt, komm her, kannſt mir mein Lorle da laſſen, bleib' daheim Lorle."

Die junge Frau ſchlug lächelnd die Augen auf und reichte dem Vater die Hand, dieſer fuhr fort: „Profeſ-ſor, jetzt hör' noch Eins, ich will dir was ſagen, bleib' da mit ſammt dem Lorle; wirf denen in der Stadt den Bettel vor die Thür, du brauchſt's nicht, du biſt mein Tochtermann und übernimmſt die Wirthſchaft, du kannſt Lindenwirth ſein, ich übergeb' dir Alles, wir ziehen in's Unterſtüble; laß abpacken, bleibet da."

„Und meine Kunſt und mein Geſchäft?" fragte Reinhard.

„Ja freilich, davon verſteh' ich nichts," antwortete der Vater, er hielt Lorle's Hand in der ſeinen und ſchärfte ſich die Lippen mit den Zähnen; das ſollte die Bewegung, die ſich ſeines Antlitzes bemächtigte, zurückdämmen.

Die Mutter nahm Reinhard bei Seite und ſagte:

„Habt nur immer ein getreu Aug' auf mein Lorle, so giebt's kein Kind mehr, so weit der Himmel blau ist; es hat ein gar lindes Herz und wenn es einen Kummer hat, verdruckt es ihn in sich hinein, wenn's ihm auch schier das Herz abstoßt und ... sorget dafür, daß es sich in den Stadtkleidern nicht verkältet, es ist nicht dran gewohnt, und lasset ihm ein Fleischsüpple kochen, wo Ihr über Nacht bleibet, es muß sie essen, es muß, es hat heut noch keinen Bissen über's Herz bracht und .... und denket auch oft an Eure Mutter im Himmel ... und b'hüt Euch Gott."

Mit Lorle selbst sprach die Mutter fast gar nichts mehr, sie streichelte nur immer den schönen Mantel, den sie über hatte, und fragte: „Hast auch warm? Nimm dich nur in Acht, es wird kühl gegen Abend, besonders im Fahren."

Lorle nickte bejahend, sie konnte nichts mehr reden.

Jetzt rief der Wadeleswirth: „Stephan! bring' noch ein' Butell Altweiberwein auf den Gaul. Ich bring' dir's Professor, trink, und Lorle trink auch, du mußt."

„Ja," sagte die Mutter, „trink, es g'wärmt."

Lorle mußte zuletzt noch trinken, eine Thräne fiel in das Glas.

Nun wurde sie in das Wägelchen gehoben und als Reinhard eben auch hinaufwollte, gab ihm der Wadeleswirth noch einen derben Schlag und sagte:

„Mach', daß du fortkommst, du Lump, du schlechter Kerle, du Heidenbub, nimmst mir mein Mädle mit fort."

Das waren lauter Liebkosungen und Lorle mußte unter Thränen lachen.

„Jetzt hü! in Gottes Namen, fahr' zu!“ rief der Wadeleswirth.

Die Muſikanten, die bisher ſtill zugeſchaut hatten, ſpielten einen luſtigen Marſch und fort rollte das Wägelchen ...

Wer je dabei ſtand, wie ihm ein Liebes entführt wurde und die ganze Seele drängt ſich den Entfernenden nach, der mag mitfühlen wie es den Eltern zu Muthe war als ihr Kind dahinzog. Die Mutter ſtand da und ihr war's als wanke der Boden unter ihr, als werde ſie ebenfalls fortgezogen und nichts ſtehe mehr feſt; ihr Kind, das ſie unter dem Herzen getragen, über das ihr Auge wachte, ſo manches Jahr, in ſtillen Nächten wie im Lärm des Tages, dahin, dahin — und doch hielt ſie die Hand feſt geſchloſſen, als faſſe ſie ihr fernhinziehendes Kind an einem Geiſtesbande. Endlich ſchrie ſie laut auf und fiel ihrem Mann um den Hals. Alles ſah gerührt auf die Beiden. Der Pfarrer bemühte ſich, die Trauernden durch Troſtesworte aufzurichten; die Mutter wendete ihm ihr thränennaſſes Antlitz zu und ſchüttelte den Kopf verneinend, der Wadeleswirth aber ſagte: „Das iſt jetzt Alles gut, ja, ja, aber da könnet ihr nicht mitreden, Herr Pfarrer, das könnet Ihr nicht wiſſen, was das heißt, ein Kind, ſein Kind weggeben.“

Der Pfarrer ſchwieg.

„Komm 'rein Alte,“ ſagte der Wadeleswirth nun, ſeine Frau unter'm Arm faſſend, was er faſt nie that, „komm, jetzt müſſen wir uns halt wieder allein gern haben. Von Anfang wie wir gehaust haben, haben

wir keine Kinder gehabt und jetzt haben wir bald wieder keine daheim, komm, wir wollen noch ein Tänzle machen. Spielleut', hellauf!"

In der Wirthsstube war der Wadeleswirth froh, seinen Gram in Zorn verwandeln zu können; er schimpfte auf die neue Mode, daß man alsbald nach dem Hochzeitstisch wegfahre und den Tanz allein lasse: „das ist ja wie ein Kindbett ohne Kind," sagte er immer.

Lorle war indeß mit Reinhard rasch dahingefahren ohne sich umzuschauen, sie hielt sich fest am Wagensitz, es war ihr als ob sie jetzt zum Erstenmal in ihrem Leben auf einem Wägelchen sitze: da steigt man auf ein hohes Gestell und läßt sich fortrollen und bewegt sich nicht selber. „Wir fahren fort" — sagte sie zu Reinhard, er wußte nicht was das zu bedeuten habe.

Vor dem Dorfe saß Wendelin mit seinem Käfig am Wegraine. Als die Hochzeitsleute ihm nahe kamen, nahm er den Vogel heraus und hielt ihn hoch hinauf den Fahrenden hin. War's freiwillig oder von ungefähr? Der Vogel entwischte der Hand und flog davon, Wendelin kehrte mit dem leeren Käfig heim.

Wortlos fuhr das junge Ehepaar dahin, Lorle hatte so viele Gedanken, daß sie eigentlich keinen bestimmten hatte. Als man jetzt an der Steige hielt, wo gesperrt wurde, sagte sie: „Fahr' nur stet, Martin. Warum hast du denn den Rappen eingespannt, der geht ja nicht gern in der Lanne? Komm Reinhard, wir wollen auch absteigen."

„Wollen wir nicht lieber sitzen bleiben? Doch, wie du willst."

Reinhard ſprang vom Wägelchen, er half nun auch Lorle und hielt ſie eine Weile auf beiden Händen frei in der Luft, bis ſie rief: „So laß mich doch auf den Boden.“

Im Weitergehen ſagte Reinhard: „Wie ich dich frei in der Luft gehalten, ſo habe ich dich hinweggehoben von deinem Boden; ich allein halte dich, du biſt mein, von allen Menſchen der Welt, vor Allen.“

Lorle wußte nicht recht, was er damit ſagen wollte, ſie meinte nur, er habe geſagt, daß er viel ſtärker als ſie und ihr Herr ſei; ſie ließ ſich das gern gefallen.

„Denkſt du noch was du träumt haſt?“ fragte ſie jetzt.

Reinhard hatte den Traum von der erſten Nacht im Dorf völlig vergeſſen, Lorle betheuerte aber bei der Wiedererzählung, daß ſie ſich deshalb nicht im Mindeſten fürchte. „Ich glaub' nicht an Träum',“ verſicherte ſie, „ich hab' ſchon mehr als zehnmal träumt, mein Vater ſei geſtorben und ich hinter der Leich' drein gangen, und er iſt doch mit Gottes Hülf' noch friſch und geſund; aber es macht mir doch bang, daß er ſo dick wird und nimmer gern laufen mag. Wenn ich nur wüßt', wie es ihm jetzt geht. Es iſt mir wie wenn ich ihn ſchon ewig lang nicht geſehen hätt', aber nein, jetzt ſind ſie daheim am Geſchirraufſpülen; da werden ſie vor zehn in der Nacht nicht fertig und des Wendelins Mutter die hilft, die iſt ſo ungeſchickt und läßt Alles aus der Hand fallen.“

„Laß jetzt die Bärbel am Spülſtein und ſei bei mir,“ entgegnete Reinhard.

„Ja, ja, jetzt schwätz' aber auch du, ich bring sonst lauter dumm Zeug vor."

„Wir brauchen gar nicht reden, wenn ich dich nur hab'."

„Ist mir auch recht."

Man war in G., der nächsten Stadt, angekommen; Reinhard und Lorle aßen allein auf ihrem Zimmer, er gab ihr die ersten Löffel Suppe zu essen wie einem Kinde, sie ließ sich's gefallen, dann aber griff sie selber tapfer zu. Als abgegessen war, stellte Lorle die Teller aufeinander, schüttelte das Tischtuch zum Fenster hinaus ab und legte es in die kenntlichen Falten.

„Da sieht man die Wirthstochter," sagte Reinhard lachend, „das brauchst du nicht thun, das kann der Kellner."

„Laß mich nur," entgegnete Lorle, „ich kann's nicht leiden, wenn abgegessen ist und das Geschirr steht noch auf dem Tisch."

Er ließ sie gewähren und nannte sie sein Hausmütterchen, das ihm jede fremde Wohnung zur Heimath mache. Sie saßen nun ruhig an einander gelehnt beisammen, aber plötzlich fiel Reinhard vor ihr nieder, umfaßte ihre Knie und rief schluchzend und weinend:

„Ich bin dich nicht werth, du Reine, Holde."

Lorle hob ihn auf und tröstete ihn, dann aber sagte sie: „Jetzt hab' ich auch eine Bitt', wir wollen weiter fahren, es ist ja so schön mondhell; thu's mir zu lieb, lieber Reinhard."

Die Beiden fuhren weiter durch die mondbeglänzte Nacht in stillem Entzücken.

Lorle gedachte aber auch oft nach Hauſe, ſie hätte gar zu gern gewußt, ob ſie jetzt wol ſchon ſchlafen gehen oder ob ſie noch tanzen. Einmal ſagte ſie zu Reinhard: „Kennſt du noch den ſchönen Dreher, den ſie aufgeſpielt haben, wie wir daheim fortgefahren ſind? Mir iſt's allfort, wie wenn ich Muſik hör'."

Zur ſelben Zeit war zu Hauſe die Mutter hinaufgegangen in Lorle's Kämmerchen, und als ſie hier das Bett des Kindes ſah, konnte ſie ſich erſt recht ausweinen; ſie blickte lange hinein in den Mond und ging dann endlich ſtill hinab.

Der Tanz hatte bald geendet, denn man mußte ſich aufſparen für den nächſten Sonntag, da die Einweihung der Kirche ſtattfinden ſollte.

Martin fuhr das junge Ehepaar noch drei Tage und Lorle war's immer als ob das nur eine Spazirfahrt wäre, von der ſie morgen wieder nach Hauſe kehrten und Alles bliebe im alten Gange.

Hatte die Verlobung auf Lorle einen ſo tiefen Eindruck gemacht, während ſie Reinhard nur wenig berührte, ſo war dies jetzt mit der Trauung umgekehrt. Durch die Verlobung ſah ſich Lorle dem ganzen Dorf gegenüber als eine ganz neue Perſon an und für ſie war ſchon damals der Bund unauflöslich geſchloſſen; Reinhard dagegen, der der weiten Welt angehörte, kam ſich jetzt in ihr wie ein ganz anderer Menſch vor; durch ein unauflösliches Band mit einem Weſen außer ihm verbunden, er, der ſonſt ſo ganz allein war — ihm war's als ob die Bäume und Berge ihn neu anſchauten,

als hätte Alles ein anderes Leben gewonnen, weil er ſelber ein anderes begann.

Eine Eigenheit Lorle's, die wol zum Theil noch vom ſtrengen Regiment ihres Vaters herrührte, weſentlich aber auch aus ihrem Mitgefühl für Menſch und Vieh ſtammte, war die, daß ſie in fieberiſcher Unruhe war, ſobald das Wägelchen vor dem Hauſe angeſpannt ſtand. „Es iſt mir, wie wenn ich ſelber angeſpannt wär',“ ſagte ſie auf die Zurechtweiſung Reinhards. Um ihr ſolche Haſt und Unruhe abzugewöhnen, zögerte Reinhard nun noch viel bequemer und behaglicher als ſonſt bei der Abfahrt, und Lorle entſchuldigte ſich jedesmal bei Martin, daß ſie ihn ſo lang warten ließen.

Am dritten Abend, vom Dreikönig in Baſel aus, machte ſich Martin auf den Heimweg. Tief im Herzen weh that Lorle dieſe letzte Trennung von ihrem eigenen Wägelchen, vom Rapp und beſonders vom Martin und ſie ſagte: „Viel tauſend Grüß' an Alle daheim, ſo viel Grüß' als nur auf den Wagen gehen und der Rapp ziehen kann.“

Während Lorle dem Wegfahrenden nachtrauerte, ſagte Reinhard, ſie tröſtend: „Sei fröhlich, laß die ganze Welt hinter dir verſinken; ich habe dich herausgetragen aus dem Strom des gewohnten Lebens, wir ſind allein, ganz allein. Denk jetzt nicht mehr heim.“ —

Heute zum erſten Male ſpeisten ſie auch an der öffentlichen Wirthstafel. Reinhard wollte Lorle zerſtreuen und doch ward er übellaunig als ihm dies gelang. Lorle's Tiſchnachbar, ein luſtig ausſehender

junger Mann, ſagte zu ihr: „Sie ſind gewiß eine fertige Clavierſpielerin, gnädige Frau?“

„Ei warum?“

„Die Clavierſpielerinnen gebrauchen die linke Hand wie die rechte, ſie reichen ſie oft beim Gruße.“

„Nein, ich kann nicht Clavier ſpielen, wir haben aber daheim ein eigen Clavier; mein Vater hat gewollt, ich ſoll's lernen, ich hab' aber kein' Geduld gehabt und hab' mich auch geſchämt, ſo nichts zu thun. Das iſt blos eine üble Angewohnheit von mir mit der linken Hand.“

Der junge Mann war äußerſt verbindlich und verwickelte Lorle bei jedem friſchen Gerichte in ein neues Geſpräch, ſo ſehr ſich auch Reinhard Mühe gab, ſelber das Wort zu ergreifen und Lorle an ſich zu ziehen; der Fremde hatte alsbald wieder Lorle zum Reden gebracht und machte ſie oft laut lachen. Reinhard war feſt überzeugt, daß der Fremde ſich über ſie luſtig mache, obgleich er eigentlich keinen Grund dafür angeben konnte, er war voll Zorn und fand doch keine Gelegenheit ihn auszulaſſen. — Auf dem Zimmer bedeutete er dann Lorle, daß es ſich für eine Frau nicht ſchicke, an einer öffentlichen Tafel ſo laut zu lachen, und daß es überhaupt nicht paſſe, mit jedem Nachbar zu reden. Gegen letzteres wehrte ſich Lorle, ſie behauptete, wenn man mit Jemanden von Einer Schüſſel eſſe, müſſe man auch mit ihm reden, ſie habe im Gegentheil die Anderen bemitleidet, die für ſich gegeſſen hätten, wie ein Krankes auf ſeinem einſamen Bette. Daß ſie ſich das Linkiſche abgewöhnen ſolle,

gab sie zu, obgleich Reinhard das früher so schön gefunden habe.

„Bist du mir nun bös?“ fragte er zuletzt.

„Ach Gott im Himmel, warum denn? Du bist ja so gut.“

„Du mußt auch Manches an mir ändern, mußt mir nicht nachgeben; wir wollen uns vornehmen, einander zu bessern.“

„Nichts so vornehmen, gradaus sein,“ entgegnete Lorle. Sie konnte sich nicht leicht eine Norm und Richtschnur machen, sie lebte und handelte aus der Sicherheit ihres Naturells; während Reinhard, von den besten Anflügen erfaßt, sich das Edelste vorsetzte, dabei aber doch meist, wenn's drauf und dran kam, aus der augenblicklichen Stimmung handelte.

Nun ging's hinein in die Pracht der Alpenwelt.

Beim Alpenglühen rief Lorle einmal aus: „Reinhard, sag', ist's denn im Himmel schöner?“

„Gutes, herziges Kind, das kann ich auch nicht wissen.“

„Nicht Kind sagen,“ bemerkte Lorle.

„Nun denn, Engel, ja du bist's; ich weiß nun wie's im Himmel ist, ich bin bei dir.“

Die untergehende Sonne überglühte zwei selig Umschlungene.

Reinhard hatte eine willige Zuhörerin, indem er nun auf den Wanderungen die Schönheiten der Natur und die malerischen Gesichtspunkte erklärte; Lorle hörte ihn immer gern sprechen, auch wenn sie ihn nicht ganz begriff. Bisweilen machte sie auch eine Abschweifung,

indem ſie ihn auf den Stand der Kartoffeln aufmerkſam machte und wie die Ochſen ganz anders eingeſpannt ſeien als daheim. Schnitten ſolche Anmerkungen auch oft eine begeiſterte Auseinanderſetzung entzwei, ſo nahm Reinhard ſie in Geduld wieder auf. Eine Eigenthümlichkeit offenbarte ſich bei dieſen Auseinanderſetzungen: Reinhard hatte bis jetzt durchaus im Dialekt mit Lorle geſprochen, zwar ohne Vorſatz, denn es ergab ſich von ſelbſt, auch war ihm wohl und heimiſch dabei; nun aber war's ihm oft, als hätte er mit ſeiner Seele eine Faſtnachtsmummerei vorgenommen, es war ihm ein fremdes Kleid für den Werktag, er fühlte, daß die ganze Welt der Reflexion, der Allgemein-Gedanken, keine rechte Heimath im Dialekte hatte; alles Perſönliche konnte er darin kundgeben, aber nichts was darüber hinausging. Er bat daher auch Lorle, ſich nach und nach mehr an das Hochdeutſche zu gewöhnen und ſie verſprach's willfährig; ſie ſah immer ſtaunend an ihm hinauf, wenn er ſo Herrliches redete, und ſie ſagte einmal:

„Du hätteſt doch eine Geſcheitere oder gar nicht heirathen ſollen, aber nein, es hat dich doch Niemand ſo lieb wie ich, du herziger Menſch.“

Er bat ſie nun, immer recht Theil zu nehmen an dem was er denke und erſtrebe, ſie war voll Demuth zu Allem bereit; ſie wiederholte ſich oft manche Worte, die er geſagt hatte und die gar ſchön geklungen hatten, mehrmals leiſe, um ſie ſicher zu behalten.

Seitdem Lorle den Modehut aufhatte, plagte ſie die Sonne weit mehr als früher da ſie noch barhaupt

ging, und doch vergaß ſie beim Ausgehen faſt jedesmal ihren Sonnenſchirm, man mußte ihn oft nachholen, und war er nicht aufgeſpannt, ſo ließ ſie ihn beiſpiellos oft fallen; es that ihr wehe, wenn Reinhard galanter Weiſe ihn aufhob, und ſie band ſich ihn daher feſt um die Hand. — Mit dem großen Uebertuche konnte ſie ſich gar nicht bewegen, eben ſo wenig mit der Echarpe; ſie knüpfte erſteres, ſobald ſie aus der Stadt war, auf dem Rücken zuſammen und letztere band ſie wie eine Ritterſchärpe an der Seite. Nie durfte ihr Reinhard Etwas abnehmen, ja ſie wollte ihm bei Wanderungen ſeinen Rock tragen, wie die Bauernmädchen in der Regel die Jacke ihrer Burſchen am Arm hängen haben. So lange ſie Handſchuhe an hatte, kam ſie ſich ganz fremd vor, ſie konnte nicht ſo gut reden als ſonſt; ſobald ſie nur konnte wurden daher die Handſchuhe abgeſtreift. Dieſe Kleinigkeiten gaben zu vielen heiteren Neckereien Anlaß.

Auf dem Züricherſee weinte Lorle die erſten Frauenthränen, und zwar über die neue Kirche zu Weißenbach.

Schon bei der Abfahrt ſprach Lorle von nichts Anderem, als daß jetzt, an dieſem hellen Sonntag, zu Hauſe die Kirche eingeweiht werde; ſie ſah nichts von all der Herrlichkeit rings umher und Reinhard hörte ihr eine Weile ruhig zu, dann bat er ſie, doch auch umzuſchauen nach dem was ſie hier umgebe; ſie ward ſtill, Reinhard ſetzte ſich auf ein einſames Plätzchen auf dem Schiffe. Als nun die Kirchenglocken von nah und fern erklangen, ging er zu Lorle und ſagte: „Horch wie ſchön!“

„Ja," ſagte ſie, „jetzt gehen ſie daheim in die Kirch', und die Broni hat ihre neue Haub' auf und der Wendelin hat die neu' Jack' an, die ich der Bärbel für ihn geben hab'."

Reinhard ſagte zornig: „Du kannſt doch ewig nicht über dein Dorf hinaus denken, das iſt einfältig!"

Heiße Thränen rollten über die Wangen Lorle's und Reinhard ließ ſie eine Stunde allein ſitzen.

Am Abend ward indeß Lorle ganz glücklich durch die Mittheilung Reinhard's, daß ſie ſich nun auf den Heimweg machen wollten. Reinhard hatte dies beſchloſſen, weil er die Ueberzeugung hatte, daß Lorle erſt im eigenen Haushalt ſich vollkommen wohl fühlen werde und er ſelbſt ſehnte ſich auch nach ſtiller Häuslichkeit. Seit vielen Jahren hatte er ohne Familie frei ſich in der Welt umhergetummelt, er mochte kaum ahnen, mit welchen zarten und doch ſtarken Wurzeln das Leben ſolch eines Mädchens mit dem Heimatboden verwachſen war; jetzt ſollten ſie Beide gemeinſam auf neuem Grunde wachſen.

Vorher aber mußte Reinhard noch dafür zugeſtutzt werden. Auf der letzten Station wo man Halt machte, nahm er ſich ſeinen ſchönen Bart ab, denn der Oberhofmeiſter hatte ihm bemerkt, daß ſich dieſer mit Reinhard's Titulatur und Hofſtellung nicht vertrage. Scherzend, aber doch mit einer gewiſſen Wehmuth, gab ſich Reinhard die etikettemäßige Glätte. Lorle jammerte gar ſehr, indem ſie ſagte: „Du biſt gar nimmer ſo ſchön wie früher, heißt das: mir iſt's gleich, aber es iſt doch ſchad." Sie ſtrich ihm mit der Hand über

das kahle Geſicht und beklagte, daß er nun ſo rauh ſei.

„Wenn das dein Vater ſähe würde er lachen; er hat's prophezeit," ſagte Reinhard. —

Lorle ahnte dunkel, welchen kleinlichen, engbrüſtigen Verhältniſſen ſie entgegen gingen; ſie ſuchte aber ſich und Reinhard zu erheitern und es gelang ihr.

Zwiſchen hohen Mauern.

Wie war Lorle voll Freude, als ſie in ihrer Wohnung die Bärbel ſchon fand. Man war in der Nacht angekommen und Lorle durchmuſterte ſofort Alles, das war ja nun ihre neue Welt. Mit einer immer ſich ſteigernden Seligkeit ordnete ſie noch am Abend faſt ihre ganze Ausſteuer in die Schränke ein. Wie viel Unerwartetes hatte die Mutter hinzugeſellt, die gute Mutter! Der Vater hatte ſich's nicht nehmen laſſen, nach altem Brauch eine Wiege zu ſchicken, und Lorle ward feuerroth als ſie dieſe gewahrte; dann war ſie aber voll Freude über die vollen Mehlſchränke, über die umfangreichen Schmalztöpfe und alle Bedürfniſſe einer vollen Haushaltung, die Bärbel mitgebracht hatte; jeden Topf in der Küche wollte ſie beſchauen als ihr nunmehriges Eigenthum. Reinhard wollte Anfangs Einhalt thun, dann aber ging er ſelber mit durch Küche und Kammer und freute ſich an dem Glücke ſeines „lieben Hausmütterchens."

Bis ſpät in die Nacht ſaßen dann die Beiden noch beiſammen auf dem Sopha und Reinhard erzählte, wie er, das einzige Kind ſeiner Eltern, dieſe ſchon früh verloren,

wie er in einem Inſtitut erzogen, ſpäter im Widerſpruch mit ſeinem Vormunde die Studien aufgegeben und ſich der Kunſt gewidmet, wie er, aller Bande los und ledig, frei in der Welt umhergeſchweift. „Nie,“ ſchloß er, „hab' ich's empfunden, was ein Heimathherd iſt; meine tiefe Sehnſucht iſt nun erfüllt, freilich mit einem ſchweren Opfer, ich habe mich in Dienſt begeben, aber freudig gebe ich einen Theil meines freien Künſtlerthums hin, um eine Heimath, ein Neſt zu haben.“

Lorle umhalste ihn und ſagte: „Du ſollſt gewiß immer gut und gern daheim ſein, du armer Menſch, den ſie ſo in die Welt hinausgeſtoßen haben.“

Am andern Morgen kam der Collaborator mit ſeiner Schweſter zur Bewillkommnung; er hatte gleich am Tage nach der Hochzeit alle Thüren der neuen Wohnung mit Kränzen geſchmückt; als aber die Ankunft der Erwarteten ſich verzögerte und die Kränze welk wurden, nahm er ſie ſtill wieder ab.

„Es wird mir auch mit der Zeitgeſchichte ſo ergehen,“ ſagte er, „ich winde meine Kränze zu früh für den Einzug des neuen Lebens; die harrenden Blumen verdorren und am Ende zieht die neue Welt durch ungeſchmückte Thore. Sei's, wenn ſie nur kommt.“

Leopoldine, die Schweſter des Collaborators, ein von Natur liebreiches aber durch Jahre und Schickſale herb gemachtes Gemüth, hatte mit wahrhaft ſchweſterlicher Sorgfalt allem vorgeſorgt; traf ſolches Anordnen und Einrichten auch mit ihrer Neigung zuſammen, ſo war doch nicht minder wirkliche Güte dabei thätig. Unter dem wiederholten Danke des jungen Ehepaares führte

ſie nun Lorle in der Wohnung umher und zeigte ihr den Gebrauch jedes Schränkchens und wie man es in Ordnung halten müſſe, wie man die Schlüſſel umdrehe, die Schublade ausziehe, Alles. Lorle war eine willfährige Schülerin, zu Manchem aber bemerkte ſie doch: „Das brauchet Ihr mir nicht ſagen.“ Sie ſprach das in reiner Ehrlichkeit, ſie kannte die Geſellſchaftslüge noch nicht, der zufolge man ſich unwiſſend ſtellen muß, um dem Andern in ſeiner Weisheit angenehm zu erſcheinen; ſie wollte der „guten Perſon“ nur die unnöthige Mühe erſparen. Leopoldine ſah aber hierin einen bäuriſchen Stolz, der ſich nicht gern zurechtweiſen ließe; ſie war indeß zu erhaben, um ſich von dem Dorfkinde beleidigen zu laſſen, ſie widmete ihr fortwährend mitleidvolle Gönnerſchaft, zumal ſie wirkliches Bedauern fühlte, daß ſich „das Kind“ mit einem ſo wilden Naturell wie das Reinhard's war, auf ewig verbunden hatte.

Der Collaborator war in ſeltſamer Stimmung, er ging ſcherzend und ſingend durch alle Zimmer und verſuchte allerlei Schabernak; es hatte den Anſchein, als wollte er eine frühere Weiſe Reinhard's ſich aneignen; er nöthigte Reinhard ſchon am frühen Morgen, eine Flaſche Wein mit ihm auszuſtechen, obgleich die Schweſter bemerkte, daß ihm das nie gut bekäme. Als ihr Bruder aber dennoch nicht nachgab, verzerrten ſich ihre Züge auf eine höchſt unangenehme Weiſe; mit Schrecken bemerkte dies Lorle, Leopoldine aber redete kein Wort mehr.

Nachdem „die beiden Junggeſellen,“ wie ſie Reinhard nannte, ſich verabſchiedet hatten, kam es Lorle vor als

wäre ein fremdes Leben durch ihre Zimmer geschritten, als ob die Möbel anders stünden als früher; erst nach und nach heimelte sie's wieder an in ihrer Behausung.

„Nun, was sagst du zu Leopoldine?" fragte Reinhard. —

„Die ist Weinessig, ist einmal Wein gewesen," erwiderte Lorle.

Reinhard bemühte sich, ihr eine bessere Anschauung beizubringen, und hier zum Erstenmale erfuhr er eine ihm unerklärliche Schärfe des Urtheils bei Lorle, die er der Zartheit ihres liebevollen Gemüthes nie zugetraut hätte. Er bedachte nicht, daß es eine Menschenliebe gibt, die streng und rücksichtslos urtheilt, die aber, trotzdem daß sie die Mängel erkennt, in ungeschwächtem Wohlwollen verharrt; daß ferner ein unverbogenes Naturell ohne Rückhalt und unbarmherzig die augenblickliche Empfindung als Urtheil ausspricht.

Mit Bärbel hatte Lorle an diesem ersten Morgen auch schon einen Kampf, denn die gute Alte deckte den Tisch nur für zwei Personen; keine Ermahnung und keine Bitte, daß sie doch mit am Tisch essen solle, fruchtete; denn sie behauptete, es schicke sich nicht, ja sie verbot Lorle, ihren Mann irgend damit zu behelligen, da er sie sonst für gar zu einfältig halten müsse.

Die Suppe stand endlich auf dem Tisch, Lorle betete still, Reinhard betete nicht und sie wiederholte das Gebet noch einmal anstatt ihres Mannes.

Als sie nun beisammen saßen, fragte Reinhard: „Lorle, sind die Teller unser eigen?"

„Ja freilich, wem denn?"

„Juhu! Wenn ich jetzt einen Teller zerbrech', brauch' ich dem Wirth nicht zahlen; das ist mein, Alles mein eigen.“ — Er nahm einen Teller und warf ihn jubelnd auf den Boden.

„Er ist von einem ganzen Dutzend,“ sagte Lorle.

„Mein Dutzend hat nur zehn,“ rief Reinhard und warf noch einen entzwei, dann tanzte er singend mit Lorle um den Tisch herum.

„Du bist ein wilder Kerle,“ sagte sie, die Scherben zusammenlesend, „ich will andere Teller holen.“

„Nein, wir essen miteinander aus der Schüssel.“

„Mir auch recht.“

Die Bärbel kam, da sie das Zerschmettern vernommen hatte, Lorle aber sagte: „Brauchst heut' keine Suppenteller mehr bringen, wir essen aus der Schüssel, da haben wir's g'rad wie daheim.“ —

Reinhard stellte seine Frau Niemand vor, sie bedurfte ja Niemand außer ihm, er war ihr Alles; er machte seine Antrittsbesuche bei Vorgesetzten, Gönnern und Bekannten, und wo man ihm zu seiner Verheirathung glückwünschte, dankte er einfach und lenkte das Gespräch bald ab.

Die Gallerieangelegenheit war noch keineswegs erledigt, wenn auch schon ein Beamter dafür angestellt war; in diesem Winter sollte ein außerordentlicher Landtag, und zwar wie man solche am meisten liebt, ein bloßer Finanzlandtag einberufen werden, um wegen der in Aussicht stehenden Verheirathung die Gelder zum Baue eines Schlosses für den Thronerben zu bewilligen; auch über die Kosten zum Baue des Galleriegebäudes

ſollte dann mit den Ständen eine Vereinbarung getroffen werden; eine Geſetzesvorlage über Wieſenberieſelung ſollte den Schein des Gemeinnützigen hergeben.

Während Reinhard ſich durch ſeine Beſuche eine umfaſſende Kenntniß des Staatskalenders verſchaffte, konnte Lorle zu Hauſe ſich noch gar nicht in das Stadtleben finden. Wenn Alles ſo ſehr geſäubert und in Ordnung war, daß ſich nun durchaus nichts mehr aufbringen ließ, vermochte es Lorle über die Bärbel, daß ſie ſich zu ihr in die Stube ſetzte; es bedurfte hierzu vieler Ueberredung, denn die Bärbel, die nun ſchon ſeit mehr als dreißig Jahren diente, hatte ihre feſten Anſichten, man möchte ſagen ihre Handwerksregeln für das Leben, von denen ſie nicht gern abging; ſie ſagte immer zu Lorle: „Herrſchaft iſt Herrſchaft und Dienſt iſt Dienſt.“ Erſt wenn Alles verſchloſſen war, gab ſie nach und ſetzte ſich zu ihrer „Madam“ in die Stube, aber weit ab vom Fenſter, daß man ſie aus den Häuſern gegenüber nicht ſehen konnte. Kam dann Reinhard, der den Schlüſſel zur Hausflurthür hatte, ſo wollte ſie ſich raſch auf ihren Poſten zurückziehen; ſie mußte jedesmal dringend erſucht werden, doch ungeſtört zu bleiben. Man durfte ihr hundertmal etwas zugeſtehen, was außerhalb ihres Kreiſes lag, ſie ſah es dadurch nie als ihr Recht an, ſtets mußte ſie auf's Neue dazu gebracht werden; ſie ſetzte einen gewiſſen Stolz darein, nicht in den vertraulichen Ton einzugehen, ihr Grundſatz war: geb' ich dir dein' Ehr', mußt du mir mein' Ehr' geben, kannſt mich nicht das Einemal an den Tiſch ſetzen und das Anderemal

hinter die Thür ſtellen. — Reinhard aber ſah in dieſer fortgeſetzten Haltung eine bäuriſche Umſtandsmacherei, er verlor wenig Worte mehr mit der Bärbel. In ſeiner Abweſenheit ſaß ſie nun bei Lorle, emſig plaudernd. Die Wohnung war, obgleich in einem ganz neuen Stadtviertel, dennoch im dritten Stock, da unſere weitgreifende Zeit gleich von vornherein hoch baut.

„Ach Gott!“ klagte Lorle einmal, „es iſt ſo hoch ober, wenn einmal Feuer ausgeht; und du dauerſt mich auch, man muß das Waſſer ſo weit herauf holen. Es iſt ſo unheimelich. Da guck einmal 'nab, es ſchwindelt Einem und man ſieht den Menſchen nur auf den Hutdeckel. Die Stadtleut' ſind aber doch pfiffig, ſie bauen in die Luft hinein, da koſtet's keinen Platz, da ſpart man das Feld dabei. Ich laſſ' aber nicht nach am Reinhard, bis er ein eigen Haus kauft, wo wir allein ſind und nicht ſo in einer Kaſern'. Da guck, blos da links können wir noch in's Freie ſehen, aber da legen ſie ſchon wieder mächtige Grundmauern, über's Jahr haben wir nichts als Stein vor uns.“

Bärbel, die früher, lange bevor Lorle geboren wurde, ein Halbjahr in der Stadt gedient hatte, konnte die Ausſtellungen ihrer „Madam“ in Manchem berichtigen. — Lorle hätte gar zu gern gewußt, wer denn die Leute ſeien die mit ihr unter demſelben Dach wohnen, wie ihre Haushaltung iſt, wovon ſie leben und was ſie treiben. Bärbel belehrte ſie, daß das einmal in der Stadt ſo ſei; da habe Jedes ſeinen abgeſchloſſenen Hausgang und kümmere ſich nichts um das Andere. Lorle konnte ſich aber dabei nicht beruhigen und ſie klagte: „Ich möcht'

jetzt nur wissen, wovon der Seiler da drüben lebt; ich hab' nicht gesehen, daß er seit gestern Morgen was verkauft hat. Und wenn ich über die Straß' geh und da sitzen die Leut' in so einem kleinen Lädle und es kauft ihnen Niemand was ab und da möcht' ich wissen, wovon die jetzt heut zu Mittag essen und noch so viel' Menschen, die so herumlaufen und man weiß gar nicht was sie thun."

„Gut's Närrle, das kann man nicht wissen; daheim da kann man Jedem in seine Schüssel gucken, aber hier geht das nicht und du siehst ja, daß die Leut' doch leben, so laß sie machen." So tröstete Bärbel.

Vom Hause gegenüber hörte man ein Mädchen fast den ganzen Tag Clavier spielen und singen, nur bisweilen wurde dieses Thun unterbrochen, indem ein Lockenkopf am Fenster erschien, straßauf und straßab schaute. „Das muß eine schöne Hausfrau geben," bemerkte Lorle einmal, „und die kann ja Sonntags an der Musik gar kein' Freud' haben, wenn sie's so die ganz' Woch' hat, und horch' nur, wie sie sich gar nicht schämt und bei offenen Fenstern singt, daß man's die ganze Straß' hinab hört; wie das nur die Eltern zugeben!"

Wenn Reinhard nach Hause kam, war er meist liebevoll und zärtlich. Je tiefer er in das Getriebe der Staatsmaschine und des Staatsdienerlebens hineinschaute, je mehr er die Beengungen erkannte, die es ihm auferlegte, daß ihm der Kopf brauste, um so mehr erfaßte er den stillen Frieden, der in der Luft seiner Häuslichkeit schwebte; er sog ihn in vollen Zügen ein

und wollte ſich ihn ſtets erhalten; für ihn hatte er ja die Freiheit ſeines Seins geopfert. Wenn er bisweilen gedankenvoll und betrübt drein ſah und Lorle ihn um die Urſache fragte, antwortete er: „Gutes Kind, du ſollſt und wirſt nie erfahren, wie wirr und kraus es in der Welt hergeht. Du mußt mich nicht immer fragen, wenn ich ſo in Gedanken bin; es geht mir vielerlei im Kopf herum. Sei jetzt nur heiter, ſei froh, daß du Vieles nicht weißt.“

„Was du meinſt, daß ich nicht wiſſen ſoll, das will ich nimmer fragen,“ entgegnete Lorle.

Auf den Gängen durch die Stadt und vor den Thoren begleitete der Collaborator faſt immer das junge Ehepaar. Lorle taſtete noch immer an der ihr fremden Welt herum und konnte die rechten Handhaben nicht finden.

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie einmal, „mir kommen die Leut' in der Stadt gar nicht ſo luſtig vor wie daheim; wenn's nicht einmal ein Schuſterjung' iſt, ſonſt pfeifen und ſingen die Leut' gar nicht wenn ſie über die Straß' gehen, es iſt Alles ſo ſtill als wenn ſie ſtumm wären.“

Der Collaborator gab ihr vollkommen Recht und ſagte: „Die Leute bilden ſich ein, ſie hätten Gedanken ſtatt Geſang, es iſt aber nicht wahr.“ Reinhard dagegen ſuchte Lorle klar zu machen, daß ſolche Ungezwungenheit in der Stadt nicht möglich ſei; er knüpfte hieran eine weit abgehende Auseinanderſetzung, daß das wahre geſunde Weſen in ſolcher Beſchränkung nicht zu Grunde gehe, ſondern ſich in ſich erkräftige. Der Collaborator

durchkreuzte ſolche Darlegungen durch ſchneidende Entgegnungen und hier zeigte ſich ein oft wiederkehrendes Zerwürfniß zwiſchen den beiden Freunden, unter dem zunächſt Lorle leiden mußte. Wollte Reinhard ſeiner Frau Achtung vor der Bildung einflößen, ſie zur Bewunderung und Nacheiferung ſolcher Zuſtände anleiten, von denen ſie bisher keine Ahnung gehabt hatte, ſo ſuchte der Collaborator Alles in die Luft zu ſprengen; denn es entwickelte ſich bei ihm immer mehr die Anſicht, die er in ſeinem Unmuthe auch bisweilen geradezu ausſprach: „Wir haben uns mit unſerer ganzen Civiliſation in eine Sackgaſſe verrannt.“

Lorle, die zwiſchen den Streitenden ging, gewann wenig Frucht aus dieſen Erörterungen.

Einſt bemerkte ſie: „Ich mein' die Hunde bellen in der Stadt viel weniger als bei uns im Dorf; es iſt wol, weil ſie mehr an die Menſchen gewöhnt ſind.“ Da lachte der Collaborator und ſagte: „Deine Frau hat die tiefſte Symbolik.“ — Lorle, die nun ſchon Muth hatte und ſich durch ein fremdes Wort nicht mehr verblüffen ließ wie damals zu Hauſe, ſagte jetzt: „Ihr müſſet nicht ſo g'ſtudirt reden, wenn es mich angeht.“ Der Collaborator erklärte nun, wie deutungsreich ihr Ausſpruch war und ſuchte ſeine ganze Verachtung dieſes Lebens nachdrücklich geltend zu machen. Lorle erwiderte nur, ſie hätte nicht geglaubt, daß er ſo grimmig bös ſein könne. —

Als ſie einſt klagte, daß durch die neue Kanzlei ihrem Hauſe gegenüber die Ausſicht in's Freie verbaut würde, wußte der Collaborator auch dies ſinnbildlich

zu deuten. Lorle verstand den Collaborator besser als er glaubte, aber sie war doch ärgerlich, daß er ihr alle Worte im Munde verdrehe und immer etwas Anderes daraus mache als sie gewollt hatte. Einmal nach mehrtägigem, anhaltendem Regen gingen sie durch die Promenade; da sagte Lorle: „Es ist doch viel schöner in der Stadt, da braucht man die Wege nicht erst durch die Hecken treten, da sind überall Wege ausgehauen und werden schnell wieder gangbar.“ —

Der Collaborator behielt diesmal seine symbolische Deutungslust für sich. War sie ihm etwa nicht genehm? . . .

Reinhard empfand nun erst recht die Wonne der Häuslichkeit, indem er wieder rüstig zu arbeiten begann. Arbeit macht selbst einsame fremde Räume zu heimisch trauten, und wie nun gar die gemeinsam bewohnte eigene Heimath! In dem kleinen Stübchen gegen Norden, das er sich zur einstweiligen Werkstatt eingerichtet hatte, ging er an die Vollendung des Bildes: „Das neue Lied,“ das er schon im Dorfe begonnen hatte.

Lorle war oft bei ihm, denn er hatte ihr gesagt: „Ich bitte dich, komm oft zu mir, wenn ich arbeite; ich thue Alles besser und lieber, wenn du da bist. Wenn ich auch nichts mit dir rede, wenn ich auch deiner scheinbar nicht bedarf, du bist mir wie angenehme Musik im Zimmer; es thut sich Alles besser dabei.“

Als er nach vollbrachter Tagesarbeit bei ihr in der Stube saß, sagte er einmal: „Stricke und nähe nicht, arbeite nicht, gar nichts, wenn du bei mir bist; es ist

mir als wäreſt du nicht allein, nicht ausſchließlich bei mir, als wäre noch ein Drittes bei uns Zweien, als wäreſt du nur halb bei mir."

„Hab' dich ſchon verſtanden, brauchſt's nicht ſo um und um wenden," entgegnete Lorle und legte das Strickzeug weg, „aber die Händ' da, die wollen was zu thun haben, und da muß ich dich halt beim Buſch nehmen und zauſen." Sie vollführte dies auch, ſchüttelte ihm den Kopf mit beiden Händen und gab ihm dann einen herzhaften Kuß.

Das war ein liebewarmes häusliches Winterleben.

Auch an kleinen Neckereien fehlte es nicht. Lorle hatte die Scheuerſucht der Frauen in ungewöhnlichem Grade; die Stubenböden waren jetzt ihre Aecker, ſie konnten nicht umgepflügt, aber doch ſattſam aufgewaſchen werden. Reinhard mahnte oft und oft zur Mäßigung, aber vergebens. Als er einmal unverſehens nach Hauſe kam und richtig in kein trockenes Zimmer konnte, faßte er Lorle am Arm und tanzte mit ihr in der Stube herum, indem er ſang:

„In Schnitzelputzhäuſel, da geht es gar toll
Da trinken ſich Tiſch' und Bänke voll,
Pantoffel unter dem Bette."

Auch außer dem Hauſe wollte Reinhard ſeiner Frau das neue Leben eröffnen, er führte ſie in's Conzert. Der Collaborator unterhielt ſie hier ſehr eifrig, ſie kannte ſonſt Niemand. Nach einer Beethoven'ſchen Symphonie fragte er einmal: „Nun ſagen Sie mir ehrlich, wäre Ihnen ein ſchöner Walzer nicht lieber?"

Lorle antwortete: „Aufrichtig geſtanden, ja.“

Der Collaborator kam freudeſtrahlend zu Reinhard und ſagte: „Du haſt eine herrliche, einzige Frau, ſie hat noch den Muth, offen zu geſtehen, daß ſie ſich bei Beethoven langweilt.“

Reinhard kniff die Lippen zuſammen, zu Hauſe aber ſagte er ruhig zu Lorle: „Du mußt dich vom Collaborator nicht irre machen laſſen, der hat ſich an den Büchern übergeſſen. Du mußt nie über Etwas lachen oder aburtheilen, wenn du's noch nicht ganz begreifſt. Es giebt nicht nur eine Muſik, nach der ſich unſere Körper bewegen, es giebt auch eine ſolche, wo wir unſere Seele in Trauer und Luſt emporſteigen und ſinken und ſich wiegen laſſen, über Alles erhoben — die Seele ganz frei und allein. Ich kann dir's nicht erklären, du wirſt es ſchon finden; aber Reſpect muß man vor Sachen haben, an welche ſo viele große Männer ihr ganzes Leben geſetzt. Hab' du nur die Achtung und du wirſt die Sache auch ſchon bekommen.

Lorle verſprach, ſich recht zuſammen zu nehmen.

Im letzten Winterconzerte, als der Collaborator nach einem Muſikſtücke fragte, was ſie jetzt gedacht habe, ſagte ſie: „An Alles und ich weiß doch nicht. Wenn ſo die Flöten und Trompeten und Geigen mit einander reden und einander anrufen und nachher Alle zuſammen ſprechen, da iſt's doch, wie wenn Andere als Menſchen reden und da thut's Einem ſo wohl, an Alles zu denken, ſo geruhig; es iſt wie wenn die Gedanken auf lauter Muſik ſpaziren gingen, hin und her.“

Der Collaborator murrte in ſich hinein: „O weh! die wird nun auch gebildet.“

Am Theater, wohin Reinhard ſie in der erſten Zeit einige Mal führte, fand Lorle keine nachhaltige Freude; die luſtigen Stücke kamen ihr gar zu närriſch vor, und bei den kreuzweis geköperten Intriguenſtücken war's ihr zu Muthe wie in einem Wirbelwind, der von allen Seiten reißt und zerrt, ſo daß man ſich gewaltig zuſammennehmen muß. Von zwei Stücken redete ſie aber noch lange. Das eine war die Stumme von Portici. Es kam ihr grauſam vor, daß die Hauptperſon ſtumm iſt und die andern Alle ſingen; auch meinte ſie, es ſei ſchon hart genug, wenn ein Mädchen betrogen wird, es brauche keine Stumme zu ſein. Daß die Fiſcher, nachdem ſie einige Soldaten niedergemacht, unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution niederknieten und beteten, kam ihr recht brav vor, aber ſie hatte gräßliche Angſt, es kommen jetzt andere Soldaten und ſchießen ſie Alle nieder. An Schiller's Tell hatte ſie volle Freude. In der verſteckten Loge, wohin Reinhard ſie immer führte, gab ſie ihm während der ganzen Vorſtellung kaum eine Antwort; ſie ſah ihn oft ſtill an, mit der Hand begütigend, als dürfe man Etwas nicht wecken. Auf dem Heimwege ſagte ſie: „So wie der Tell, ſo wär' mein Vater in ſeinen jungen Jahren gewiß auch geweſen.“

Reinhard nahm ihr das Verſprechen ab, über derartige Dinge mit niemand Anderm als mit ihm zu reden.

Lorle nahm die ganze Welt um ſich her keineswegs

als eine gegebene hin; gerade weil ihr die Ueberlieferungen mangelten, worauf ſich ſo Vieles ſtützt, erſchien ihr Alles als ob es erſt heute und für ſie erſtünde; ſie ſchmälzte und ſalzte nach ihrer eigenen Zunge.

Reinhard unterließ es jedoch bald, Lorle in die Bildungs- und Kunſtſphären einzuführen, und ſie hatte auch nie Sehnſucht darnach; war's ihr nicht vor die Augen gerückt, war's für ſie nicht da. Reinhard ſah ſich nun ſelbſt mitten im Strudel einer ihm weſentlich neuen Welt, er trat in die ſich vorzugsweiſe ſo nennende „Geſellſchaft," in der Alles, was nicht dazu gehört, als zuſammengelaufenes, höchſtens erbarmungswürdiges Volk gilt. Bei der eigenen Unfruchtbarkeit der Geſellſchaft an erfriſchenden Elementen ward Reinhard ihr Adoptivkind. In der erſten Zeit betrachtete er das Frequentiren der Salons — eine Phraſe mit welcher die kleine Reſidenz aufputzte — als einen Theil ſeiner Amtspflichten; es kam ihm nicht in den Sinn, wie traurig es ſei, daß Lorle ſo allein zu Hauſe ſitze; da waren ja noch ſo viele Andere, die ſich mit einer Bürgerlichen und nicht wie er, nun gar mit einem Bauernmädchen „mesalliirt" hatten und ſie mußten ſich's Alle gefallen laſſen, hier als ledige Burſchen zu gelten.

Anfänglich war es Reinhard oft, wie wenn man aus freiem Felde in ein dumpfes Gemach tritt; die darinnen waren, wiſſen nichts von der gepreßten Luft, aber dem Eintretenden beengt ſie die Bruſt. Bald jedoch bewegte er ſich in dieſem Treiben wie in ſeiner eigenen Welt. Zwei Umſtände förderten dies mit beſonderer Raſchheit. Der außerordentliche Landtag war

einberufen. Der Prinz hatte mit Reinhard oft den Plan durchsprochen, daß man in dem neuen Palais die Bel-Etage des Mittelbaues mit den schönsten Gegenden des Landes zieren müsse, die Reinhard al fresco malen sollte; in dem Fries sollten die eigenthümlichen Volkssitten durch Figuren in den verschiedenen Volkstrachten dargestellt werden. Reinhard war voll Seligkeit, ein solches Werk ausführen zu können, das als Erfüllung eines Lebens gelten durfte; er stellte das Bild „das neue Lied" zur Seite und machte allerlei Entwürfe. Die Vorlegung derselben gab reichen Unterhaltungsstoff und Reinhard ward dadurch vielfach Mittelpunkt der Gesellschaft. Nun aber ergab sich, daß die Landstände mit großer Mehrheit nicht nur die Gelder zum Bau des neuen Palais, sondern auch für die Gallerie verweigerten, weil die Noth des Landes so groß sei, daß sie keine derartigen Ausgaben gestatte. Mit einer Mehrheit von blos zwei Stimmen wurde hierauf die angesetzte Summe zur Einrichtung der Zimmer über dem Marstall für die Gallerie und der Gehalt Reinhard's bewilligt. Dagegen nahm die Regierung Rache und verweigerte eine Aufbesserung der Volksschullehrergehalte, die auf dem vorigen Landtage schon beantragt war.

Ein tiefer Mißmuth setzte sich in Folge der ersten Behinderungen in Reinhard fest, zu dem er noch die Ueberzeugung gesellte, daß das ständische Wesen alle Kunst vernichte, diese daher nur in dem monarchischen Prinzip einen Halt habe. Reinhard hatte bisher ohne politische Ansicht gelebt, nun war sie ihm geworden.

Aus dieſen Gründen fühlte er ſich heimiſcher in der „Geſellſchaft“; aber noch ein bedeutſames Motiv kam dazu.

Die junge Gräfin Mathilde von Felſeneck, eine reizende und vielbeſprochene neue Erſcheinung, ſchloß ſich an Reinhard auf beſonders zuvorkommende Weiſe an; ſie trat jetzt zum Erſtenmal in „die Welt,“ ſie war einſam auf dem väterlichen Schloſſe aufgewachſen; denn ihr Vater, der die Tochter ſeines Rentamtmanns geheirathet hatte, lebte ſeit zwanzig Jahren fern vom Hofe und von ſeinen Standesgenoſſen. Erſt jetzt, ſeit dem Tode der Mutter ward ihm Verſöhnung; das Kind wurde willig aufgenommen, zumal es eine blühende reiche Erbin war, von der man mit Zuverſicht erwartete, daß ſie den Fehler ihrer Abſtammung durch eine ſtandesgemäße Ehe ausgleichen werde. Gräfin Mathilde, die das Schickſal ihrer Mutter im Herzen trug, betrachtete ſich in dieſem Kreiſe nur als Geduldete, als Bürgerliche; ſie fühlte ſich zu Reinhard hingezogen, wie man im fernen Lande unter Fremden einen Heimatgenoſſen begrüßt; dazu ward ſie mächtig angeſprochen von dem freien und doch ſo ſichern Benehmen Reinhard's, der keine der Geſellſchaftsformen verletzte, ſie aber doch, nur dem aufmerkſamen Blicke ſichtbar, mit einem gewiſſen leichten Uebermuthe behandelte; namentlich bemerkte ſie dies dem Comte de Foulard gegenüber, der die Etikette mit einer gewiſſen prieſterlichen Andacht wie ein hochheiliges Myſterium verwaltete. In der That zwang dieſes ausgeprägte und feſtſtehende Formenleben Reinhard nur eine kurze Weile

eine gewiſſe Achtung ab, dann überließ er ſich der freien Gebarung ſeines Weſens.

Eines Abends, als man ſich eben an verſchiedenen kleinen Tiſchen niederließ und die Bedientenſchaar mit märchenhafter Schnelle Alles ordnete und auftrug, ſagte der Comte de Foulard zu Reinhard: „Die Gräfin von Felſeneck hat ſich ſehr geiſtreich über Ihre heute vorgelegten Zeichnungen ausgeſprochen; ſie bemerkte: die Künſtler haben nicht nur in ihrer Schöpferkraft etwas Gottähnliches, indem ſie den vorhandenen Reichthum der Welt vermehren, ſie müſſen auch etwas von der göttlichen Geduld haben, ruhig über ihre Werke Kluges und Unkluges auskramen laſſen.“ Reinhard wendete ſich unwillkürlich nach dem Mädchen um, das an einem andern Tiſche ſaß.

„Wenn Sie meiner Couſine vorgeſtellt ſein wollen, bin ich bereit,“ ſagte ein ſchmucker Gardeoffizier, der neben Reinhard ſaß. Das Erbieten wurde mit Dank angenommen.

Von dieſem Abend an geſtaltete ſich ein eigenthümliches Verhältniß zwiſchen Reinhard und Mathilde. Wenn ſie ſich bei Hofe oder in den Salons trafen, kam eine gewiſſe ruhige Sicherheit über ſie; ſo förmlich auch ihr beiderſeitiger Gruß war, es lag etwas Zutrauliches darin, als hätten ſie ſich ohne Verabredung hier ein Stelldichein gegeben. Sie hatten Beide die Empfindung, als ob das Eine mit ſchützender und vorſorgender Hand dem Andern dieſe Stunden zu genußreichen bereiten müſſe; Jedes hegte gewiſſermaßen die Verantwortlichkeit für einen Mißgriff oder ein Mißgeſchick des

Andern in ſich. Wenn Reinhard von ſeinem Gönner, dem Comte de Foulard, mit einem Kunſtgeſpräche in einer Niſche feſtgenagelt wurde, empfand Mathilde die höchſte Langweile für ihn und merkte kaum auf die Artigkeiten und Aufmerkſamkeiten, die ſie umgaben; wenn dann die Gräfin Mathilde ſingen mußte, bebte Reinhard für ſie; war die Reihenfolge ihrer Lieder eine unpaſſende, ſo machte er ſich ſelbſt Vorwürfe. Bald waren ſie dann oft, in der gemeſſenſten Haltung einander gegenüberſtehend, in die launigſten Geſpräche verwickelt. Nie lobte Reinhard den ſo ſeelenvollen Geſang Mathildens, er ſprach nur bisweilen über die Schönheiten der Dichtung und Compoſition; ſie mochte daraus erkennen, wie ſehr ſie ihm zu Herzen geſungen hatte.

Der Vetter Arthur hatte verrathen, daß Mathilde „waldfriſche Volkslieder“ ſingen könne, und nun mußte ſie, da der Prinz perſönlich darum bat, eines derſelben vortragen. Sie ſtand eine Weile an dem Piano und hielt ſich krampfhaft an demſelben, um Ruhe zu gewinnen; dann ſtimmte ſie in kecken Tönen ein Jodellied aus den Bergen an, ſo hell und froh wie die Lerche, die mit thaufeuchter Schwinge hineinjauchzt in das Morgenroth. Heute zum Erſtenmale lobte Reinhard ihren Geſang, Mathilde aber war betrübt; ſie klagte, daß es ihr vorkäme, als ob ſie das heilige Geheimniß ihrer Heimathberge verrathen und profanirt habe; ſie glaube, daß ihr dieſes Lied entweiht ſei, weil ſie es hier unter Kerzenſchimmer und ausgebälgten Uniformen als Curioſität preisgegeben. Reinhard widerſprach ihr

und erklärte, daß das wahrhaft Heilige, was wir in der Tiefe der Seele hegen, unberührt und unverletzt durch die ganze Welt schreite; daß das, was gestört oder gar zerstört werden kann, in sich und für uns keine rechte Wahrheit hatte. Mathilde war beruhigter.

Oft wollte sie auch, daß Reinhard ihr viel von seiner Frau erzählte; sie hegte offenbar den Wunsch, Lorle kennen zu lernen, aber Reinhard war in seinen Mittheilungen kurz und lehnte jenes nicht ausgesprochene Ansinnen, ohne es entschieden zu bezeichnen, mit Bestimmtheit ab; er sah darin doch mehr eine bloße Neugier und fürchtete zugleich, daß sich Lorle nicht wie er wünschte benehmen möchte.

Der Graf lud Reinhard auf Veranlassung seiner Tochter zu sich ins Haus und Mathilde, die in Gesellschaft immer etwas Schmerzliches, Empfindsames hatte, war hier das heiterste Kind, voll sprudelnder Jugendlust; sie sang und spielte mit Fertigkeit und Geist und ihre Zeichnungen verriethen ein ungewöhnliches Talent. Alle Blüthen der edelsten Bildung standen hier in schöner Entfaltung und wenn Reinhard etwas derartiges bemerkte, sah Mathilde mit andächtiger Hoheit auf und sagte: „Sie hätten meine selige Mutter kennen sollen.“ — Bisweilen sangen sie auch gemeinsam scherzhafte und schwermüthige Volkslieder; von solchen wohlgebildeten Stimmen vorgetragen, hatten diese Töne noch eine ganz besondere Macht.

Wenn nun Reinhard aus der Gesellschaft nach Hause kam, regte sich oft der alte böse Blutstropfen in ihm; seine Häuslichkeit kam ihm so eng, so

kleinbürgerlich vor. Drückte dann Lorle mit kindlichem Stottern ihre Gedanken und Empfindungen aus, so hörte er selten darauf und gab sich noch seltener die Mühe, sie zu ergänzen und zu berichtigen; er war es müde, das ABC der Bildung vorzubuchstabiren. Auch fiel ihm jetzt eine eigenthümliche Ungrazie Lorle's auf: die Hastigkeit und Kräftigkeit ihres Gebarens war nun unschön; sie faßte ein Glas, das Leichteste was sie zu nehmen hatte, nicht mit den Fingern sondern mit der ganzen Hand, ihre Bewegungen hatten in den Stadtkleidern eine auffallende Derbheit, sie trat immer stark mit den Ferſen auf und er bat sie einmal, den schwebenden und sich wiegenden Gang auf den Zehen anzunehmen.

Lorle entgegnete: „Just Alles brauch' ich nicht erst zu lernen, ich hab' schon laufen können, wie ich noch kein Jahr alt gewesen bin."

Zu den übrigen Residenzbewohnern hatte Reinhard keine Beziehung und er erfuhr erst spät, daß ihn viele den „Civilcavalier" nannten und sich damit erhaben dünkten, während sie doch selber die fürstliche Gnadenprobe vielleicht nicht besser bestanden hätten. Zu den wenigen Künstlern der Stadt war Reinhard in eine schiefe Stellung gerathen; er war so ohne alle Vorbereitung zu seinem Amte gelangt; die Einen glaubten in der That, daß ihm dieß nur durch Winkelzüge gelungen sei, die Anderen verleitete Neid und Bitterkeit zu ungerechter Beurtheilung Reinhard's und seiner Leistungen.

So hatte er außer der Hofgesellschaft nur den Collaborator, aber auch dieser zürnte ihm; er sprach offen

ſeinen Grundſatz aus: „Kein Ehrenmann darf von der innerlich angefaulten Societät mit ſich eine Ausnahme machen laſſen, ſo lange ſich dort nur noch eine Spur von Excluſivem findet.“

Der Collaborator zürnte mit Reinhard doppelt, weil dieſer mit Lorle, dem friſchen Naturkinde, kunſtgärtnere. Das that ihm wehe, aus perſönlichen wie aus allgemeinen Gründen. Er erkannte leicht im Kleinen und Vereinzelten ein allgemeines, ja ein weltgeſchichtliches Geſetz. Lorle war ihm ein Typus des Urmenſchlichen, des urſprünglich Vollkommenen, an ſich Vollendeten, unberührt von den Zwieſpältigkeiten der Geſchichte und der Bildung; es däuchte ihn eine Verſündigung, ſie durch alle die Labyrinthe zu quälen, ohne ſicher zu ſein, daß ſie den jenſeitigen Ausgang finde, der wiederum zur freien Natur führt — ſie ſtand ja von ſelber darin, Anfang und Ende ſind hier eins. Er behauptete, daß die Menſchen zu allen Zeiten das urſprünglich Vollkommene, was ihnen in einem Menſchen nahe tritt, martern und kreuzigen und zu Tode quälen, weil das Daſein des abſolut Vollkommenen, des Urmenſchen, der nichts will und nichts hat von dem ganzen Trödel, den die Menſchheit nachſchleppt, dieſer ein Gräuel ſein muß. Und doch muß die Geſchichte von Zeit zu Zeit wiederum erfriſcht und begonnen werden von ſolchen erſten Menſchen, die aus dem Urquell des Lebens vollendet erſtehen.

Der Collaborator wußte wohl, daß Lorle ſolchem höchſten Ideale nicht entſpreche, aber er hatte eine faſt abgöttiſche Verehrung für die Urthümlichkeit ihres Weſens,

gegenüber dem Unfertigen, Ringenden und Halben der Civiliſation; ihm hatte der vielverbrauchte Ausdruck, daß ſie ein Kind der Natur ſei, eine tiefere Bedeutung: er erfand dieſe Bezeichnung wiederum für ſie.

Reinhard beſtrebte ſich, Lorle und Leopoldine mit einander zu befreunden, er brachte ſie oft zu dieſer; Lorle war's aber immer unheimlich. Leopoldine hatte die überfließende Redefertigkeit einer Ladenfrau, ſie konnte Alles, was ſie im Sinn hatte ohne Scheu aufzeigen, wie ehedem ihre Haubenmuſter; dabei hatte die Vielgeprüfte etwas Entſchloſſenes, das ſie namentlich ihrem Bruder gegenüber in einer Weiſe geltend machte, daß es Lorle in der nunmehrigen Zaghaftigkeit ihres Gemüthes wie Schärfe und Härte erſchien.

Ueber eine Bemerkung Lorle's freute ſich Reinhard einſt übermäßig; ſie gingen von Leopoldine weg und Lorle ſagte: „Ach was ſchöne Blumen hat die, und ſo im Winter."

„Du ſollſt auch ſolche haben."

„Nein, ich mag nicht, ich mein' ich könnt' und ich dürft' mich nicht ſo freuen, wenn's wieder Frühjahr wird, weil ich ſo gezwungene Blumen vorher in der Stub' gehabt hab', eh' ſie draußen ſind. Laß mich lieber warten."

Reinhard war von dieſer Aeußerung ſo entzückt, daß er wieder einen ganzen Tag der Liebevolle von ehedem war.

An den vielen kleinen Sächelchen auf dem Nipptiſch Leopoldinens freute ſich einſt Lorle wie ein Kind; als ihr Reinhard verſprach, auch ſolche Sachen zu kaufen,

ſagte ſie: „Nein, ich möcht' lieber was Lebiges haben; wenn wir einen Stall hätten, möcht' ich eine Geis oder ein paar Schweinchen haben, oder in meiner Stub' Turteltauben oder einen Vogel."

Am andern Tage nahm Reinhard die Bärbel mit als er ausging und brachte einen Kanarienvogel in ſchönem Käfig und Goldfiſchchen in einem Glaſe. Lorle war voll Freude und Reinhard erkannte auf's Neue, wie leicht dieſes anſpruchsloſe Weſen zu beglücken war.

Eines Abends, als Reinhard zum Maskenball beim Miniſter der Auswärtigen geladen war, ging Lorle in die Theeviſite zu Leopoldinen. Auf dem Wege ſagte ſie zur begleitenden Bärbel: „Ich wollt', ich könnt' bei dir daheim bleiben: ich komm' mir oft vor wie ein Waiſenkind, das unter fremden Leuten herumgeſchubt wird." —

Die Bärbel tröſtete ſo gut ſie konnte.

Lorle trat zitternd in die Stube. Die Frau Profeſſorin Reinhard, die Kammerſängerin Büſching, Frau Oberreviſorin Müller, Frau Handſchuhfabrikantin Frank; ſo ſtellte Leopoldine die Anweſenden vor. Die Frau Oberreviſorin warf ſtolz den Kopf zurück, ihr gebührte es, vor der penſionirten Kammerſängerin vorgeſtellt zu werden. Die alte Sängerin unterhielt ſich ſchnell mit Lorle und bald war ſie auf ihrem Lieblingskapitel, indem ſie von ihren ehemaligen Triumphen erzählte und daß ſie die erſte hier in der Stadt war, die die Emmeline in der Schweizerfamilie geſungen. Ihre Bemerkung gegen Lorle, daß ſie auch Volkslieder ſehr liebe, wurde ſchnell verdeckt, denn nun öffneten ſich die

Schleußen der Unterhaltung und Alles auf einmal ſprach vom Theater, d. h. von dem Haushalt der Schauſpieler und Sänger und ihren Liebesbeziehungen. Unverſehens lenkte ſich das Geſpräch auf den heutigen Maskenball. Die Frau Handſchuhfabrikantin (deren ganzes Perſonal, aus dem Ehepaar und einem Lehrling beſtehend, Leopoldine zur Fabrik erhoben hatte) konnte die intimſten Nachrichten davon preisgeben; ſie klagte nur, daß wenn die Fremden, die Engländer, nicht wären, man wenig Handſchuhe mehr verkaufte; ſonſt habe „ein nobler Herr" zwei bis drei Paar an einem Abende verbraucht, jetzt zögen ſelbſt die Gardeoffiziere, die doch von Adel ſind, nur bei den erſten Touren friſche Handſchuhe an und erſetzten ſie dann unverſehens durch alte.

Die Frau Oberreviſorin ſagte: „Ich würde mich ſchämen, mich um ſolche Dinge zu bekümmern."

Nun brach der Zorn der Handſchuhfabrikantin los und ſie bemerkte, es gebe viele Handwerksleute, die mehr verdienten als die Angeſtellten; man wiſſe wohl, da ſei's oft außen fix und innen nix. Leopoldine, die den unverzeihlichen Mißgriff gemacht hatte, eine ſolche gemiſchte Geſellſchaft zu laden, brachte die Sache ſchneller als ſie hoffen konnte, wieder in's Geleiſe durch die einfache Frage: Ob wohl die Herrſchaft bei dem heutigen Ball ſein werde.

„Was iſt das, die Herrſchaft?" fragte Lorle. Alles ſah ſie erbarmungsreich an.

„Das iſt der Hof, das iſt die Herrſchaft," erklärte man von allen Seiten.

Lorle aber entgegnete: „Warum denn Herrſchaft?

Mein' Herrſchaft iſt's nicht, ich bin kein Dienſtbote, ich hab' meine eigne Haushaltung und ihr ja auch."

Kichernd und lachend erhob ſich Jedes himmelhoch über dieſe furchtbare Einfältigkeit; ſelbſt die Frau Oberreviſorin konnte nicht umhin, der ihr vorgezogenen Kammerſängerin Etwas in's Ohr zu ziſcheln. Lorle athmete erſt wieder frei auf als der Collaborator aus dem Bierhauſe kam und allerlei Scherze losließ.

„Mein' Lebtag geh' ich nimmer in ſo eine Geſellſchaft," ſagte Lorle auf dem Heimwege zur Bärbel.

Sie fühlte wohl die Erbärmlichkeit eines ſolchen Lebens, wo man, ſtatt an eigener geſunder Koſt ſich zu erfreuen, nach den Broſamen und dem Abhub der vornehmen Welt haſcht.

Während dieſes Abends mußte Reinhard viele ergötzliche Neckereien beſtehen; er wurde ſtets von zwei Masken gehänſelt, die ganz in derſelben Bauerntracht gingen wie einſt Lorle. Anfangs war er erſchrocken, denn beide Masken ſprachen vollkommen den Dialekt; erſt beim Entlarven konnte er in der einen die Gräfin Mathilde und in der andern ihre Geſellſchafterin, ein armes adeliges Fräulein erkennen.

Als Lorle ihm am andern Morgen die Ereigniſſe des geſtrigen Abends erzählte, hörte er ihr kaum zu; ſeine Gedanken tanzten noch auf dem Balle.

Dennoch blieb das Verhältniß zur Gräfin Mathilde ohne Fortſchritt, faſt auf demſelben Punkte auf dem es begonnen hatte; zumal da ſie jetzt, nach Schluß der Saiſon, wieder mit ihrem Vater auf ſeine Güter zurückkehrte.

Fürnehmes Leben, fürſtliches Brod.

Lorle hatte ein vereinſamtes Leben, denn Reinhard war die meiſten Abende außer dem Haus, und trieb ſich oft Tage lang auf den Hofjagden umher. Jetzt richtete er ſich noch ſeine Werkſtatt in den obern Zimmern des Marſtalls ein. Lorle war noch nie dort geweſen.

Der Prinz hatte Reinhard beauftragt, eine Erinnerung an die letzte Fuchsjagd zu malen; auf die Entgegnung Reinhard's, daß er ſich nicht auf Jagdſtücke verſtehe, erhielt er die Antwort: „Malen Sie nur ganz nach Ihrer Eingebung, ich laſſe der Kunſt gern die vollſte Freiheit.“

In unglaublich kurzer Zeit vollführte nun Reinhard ein Werk, das er für ſein Beſtes hielt; es war eine tiefe Waldeinſamkeit, nur ein Fuchs ſaß ruhig auf ſeinem Baue unter den alten knorrigen Stämmen und ſchaute ſich klug um; es war der Verſtand des Waldes. Triumphirend ließ Reinhard das Bild auf das Schloß tragen: es mißfiel allgemein. „Das iſt ja bloß eine Landſchaft,“ hieß es, man hatte mindeſtens die Abbilder der Hauptjäger und ihrer Hunde erwartet.

Das war alſo die „vollſte Freiheit“ der Kunſt, und doch ſollte nach Reinhard's Anſicht das monarchiſche Princip ihre einzige Stütze ſein. Verſtört und ingrimmig ging er umher.

Zu Hauſe war auch des Elendes genug und gerade in ſeinem Berufe hatte er die Erlöſung geſucht. Er hatte ein gut Theil jener Unabhängigkeit verloren, die in

dem eigenen Bewußtſein ſich erhebt; ſeine geſellſchaftliche Stellung verlangte nothwendig die Anerkennung als Künſtler.

Die Bärbel kränkelte und Lorle jammerte viel, daß ſich die Dienſteifrige keine Ruhe gönne. Reinhard bemerkte einmal, die Bärbel ſolle wieder heimkehren; da weinte Lorle ſo bitterlich, daß er ſie nur mit vieler Mühe beruhigen konnte. Er ließ Lorle immer mehr für ſich gewähren und wenn er dann oft plötzlich an ihr ſchulte, ſetzte ſie ihm eine ſtörrige Unnachgiebigkeit entgegen. Sie war ihm demüthig ergeben, ſo lang er ſich ihr vollauf widmete, ihr ganzes Tagewerk war oft nur ein Warten auf ihn, manche Arbeit kam ihr nur wie einſtweilige Unterhaltung bis zu ſeinem Wiederkommen vor; nun aber, weil er ſonſt wortkarg und mürriſch war und faſt nur ſprach, wenn er Etwas zu tadeln und zu lehren hatte, hörte ſie ſeine Auseinanderſetzungen an ohne ein Wort zu erwidern. Reinhard fühlte ſich dadurch oft im Tiefſten unglücklich.

Die Bärbel erkannte mit ſchwerer Bekümmerniß, wie ſo bald das einige Leben der Eheleute ſich ſchied; ſie ſuchte Lorle auf allerlei Weiſe zu beruhigen und ihr Haupttroſt war: „Es wird ſchon Alles beſſer gehen, wenn du einmal ein Kind haſt.“

Da warf ſich Lorle weinend an ihre Bruſt und ſagte:

„Ich fürcht', ich fürcht', das wird nie geſchehen; ich hab' mich verſündigt, ich hab' ein Kind, das den Heiland vorſtellt auf den Schoos nehmen müſſen, wie er mich damals abgemalt hat. Ich hab's nicht thun wollen,

er hat's aber gewollt; Gott wird doch barmherzig ſein und mir mein' Sünd' vergeben." —

Die Bärbel ſuchte ihr die ſchweren Gedanken auszureden, glaubte aber ſelbſt mehr daran als die Unglückliche ſelber.

Als Reinhard einmal wieder auf einen ganzen Tag zur Jagd gegangen war, machte ſich Lorle die heimliche Freude und half der Bärbel bei der Wäſche; beim Auswinden derſelben drehte Lorle zuerſt einen Ring und die Bärbel verſäumte nicht, den alten Waſchweiberglauben anzubringen, daß Lorle ſich eine Wiege drehe; Lorle ſpritzte nun der Bärbel einige Tropfen in's Geſicht und ging in die Stube.

Eine allerhöchſte Laune brachte Lorle unverſehens in Berührung mit dem Geſellſchaftskreiſe Reinhards. Ungewöhnlich früh kam dieſer eines Abends nach Hauſe und verkündete, daß der Prinz Lorle zu ſprechen wünſche und daß ſie daher andern Tages mit ihm auf die Gallerie gehen müſſe; daß man begierig war, das Urbild der Madonna zu ſehen, verſchwieg er wohlweislich.

„Ich mag aber nicht, ich hab' nichts beim Prinzen zu ſuchen," entgegnete Lorle.

„Ja Kind, das geht nicht, einem fürſtlichen Wunſche muß man gehorchen, ſonſt beleidigt man; da wird man nicht vorher gefragt und ich hab's nun auch einmal verſprochen."

„Wenn er noch eine Frau hätt', aber ſo zu einem ledigen Burſch', weil er's g'rad will!"

„Wie einfältig! Es iſt vollkommen ſchicklich, ich geh' ja mit," ſagte Reinhard heftig; Lorle ſah auf und

ſchwere Thränen hingen in ihren Wimpern. Reinhard faßte ihre Hand und ſagte: „Sei nicht bös, ſei gut, glaub' mir du verſtehſt das nicht, darum folge mir, du kannſt's immer."

„Ja, ja, ich will's ja thun, aber ich darf doch auch was ſagen. Wenn das ſo fortgeht, weiß ich gar nicht mehr, ob ich nicht närriſch bin, ich . . . ich weiß gar nicht mehr, bin ich denn noch und was ſoll ich denn?"

Als ihr Reinhard Troſt einſprach, entgegnete ſie: „Gieb jetzt du nur Fried', es iſt Alles gut, ja, ich bin zufrieden, ſei du's nur auch; aber ich wollt', die ganz Welt ließ' mich in Ruh, ich will ja auch nichts von ihr."

„Du biſt mir doch nicht mehr bös?"

„Nein und zehnmal nein, ich thu' ja was du willſt, aber laß mich nur auch reden."

Reinhard ging nun in das Haus des Collaborators und bat Leopoldine, am andern Morgen zu ihm zu kommen und Lorle für die Audienz vorzubereiten; dann ſchloß er ſich dem Collaborator an und ging mit ihm nach ſeinem ſtändigen Bierhauſe, wo in einem kleinen Stübchen mehrere jüngere Advocaten, Aerzte, Kaufleute und Techniker wohlgemuth beiſammen ſaßen, rauchten, tranken und plauderten. Anfangs war ein ſtummes Erſtaunen, den „Civilcavalier" in der Kneipe zu ſehen; dann aber nahm das Geſpräch ſeinen ungehinderten Verlauf. Die tiefſten Fragen von Welt und Zeit wurden hier mit einer Schärfe und Eindringlichkeit, mit einem Feuer verhandelt, daß Reinhard im Stillen bemerken mußte, wie hier die friſcheſte

Lebendigkeit herrſchte, weil Jeder bot, was ihn bewegte, weil man überhaupt nicht auf Unterhaltung ausging; es kam ihm vor, daß im glänzendſten Salon in einem Monat nicht ſo viel urſprünglicher Geiſt laut werde, als jetzt hier in dem kleinen, ſpärlich erleuchteten Stübchen. Das Laute und die Derbheit mancher Formen war ihm wieder neu und fremd, denn er kam aus den Kreiſen, wo man flüſtert und lächelt und nicht ſtreitet und lacht. An einem monarchiſchen Mittelpunkte fehlte es indeß auch hier nicht, und ſeltſam genug war dies der Collaborator; ſeine machtvolle Stimme und ſein ausgebreitetes Wiſſen ſicherten ihm dieſe Würde ohne alle Etikette. Reinhard blieb länger als er gewollt hatte, er war wie in einer fremden Stadt: dort war ein Menſchenkreis voll wirklicher und eingebildeter Intereſſen, der nie aus ſich heraustrat und ſich geberdete, als ob er allein die Welt ſei und ſo dem Geringfügigſten, einem Anreden oder Ueberſehen, einem halben oder einem ganzen Lächeln eine Bedeutung beilegte. Und hier — hundert Schritte davon lebten Menſchen aus einem andern Jahrhundert, die ſich im Kampfe erhitzten, als ob ſie vom Forum, aus der Volksverſammlung kämen oder ſich darauf vorbereiteten.

Wenn er an Lorle dachte, befiel ihn eine unerklärliche Angſt; er meinte, es geſchehe zu Hauſe ein großes Unglück, das Haus brenne ab und jeden Augenblick müſſe man die Sturmglocke hören; dennoch ſaß er wie feſtgebannt. Ahnte er vielleicht, in welchen ſchweren Gedanken Lorle in Schlaf geſunken war? Als er endlich nach Hauſe kam, athmete er leichter auf; da

ſtand wie immer das Oellämpchen auf der Treppe; er ging leiſe in die Kammer. Lorle ſchlief ruhig, er betrachtete ſie lange, ſie ſah ſo heilig aus in ihrem Schlafe, faſt wie damals als er ſie zum Erſtenmal auf der Laube wiedergeſehen, nur lag jetzt ein Zug des Schmerzes auf ihrem Antlitz und ihre Lippen zuckten öfters.

Ein Außerordentliches geſchah. Reinhard war am andern Morgen früher auf als Lorle, er hatte die Schlüſſel gefunden und legte nun die Kleider zurecht, die ſie anziehen ſollte. Als er ſo über Kiſten und Kaſten kam, lobte er im Stillen die Ordnungsmäßigkeit ſeiner Frau; er freute ſich auf ihren Dank für ſeine Vorſorglichkeit und ging immer auf den Zehen umher; es war ihm ſo leicht als würde er getragen.

Als Lorle erwachte und die Kleider ſah, rief ſie: „Was haſt du gemacht? Ich bitt' dich um der tauſend Gotts willen, überlaß mir Alles ganz allein. Denk' nur nicht immer, daß ich gar nichts verſteh'. Du haſt mir gewiß Alles untereinander gekruſtet. Ich bitt' dich, laß mich Alles allein in Richtigkeit bringen." —

In Reinhard wogte und brauſte es, er hielt aber an ſich und ging in die Stube; dort ſtand er eine Weile, die Stirn an die Fenſterſcheibe gedrückt, in tiefem, namenloſen Schmerz. Schnell nahm er dann Hut und Stock und ging davon. Es war ein friſcher Morgen, im Schloßgarten blühten die Blumen ſo ſchön und die Vögel ſangen ſo luſtig, unbekümmert in weſſen Garten ſie ſich ſo laut machten, und ob die Bäume, in deren Zweigen ſie ſaßen, einen Titel angehängt hatten

oder nicht. Reinhard ſah und hörte nichts; es kam ihm vor, als ob Jemand leibhaftig ihm das Wort aus Hebels Karfunkel in's Ohr geraunt hätte: „Los, du duurſch mi . . . mittem Wibe heſch's nit troffe“;[1] er ſuchte das Wort wegzubannen, aber es kam immer wieder und ſprach ſich von ſelbſt.

Als er heimgekehrt war, ſagte er zu Lorle: „Wir wollen gut ſein.“

„Ich bin ja nicht bös,“ entgegnete ſie.

„Nun, es iſt jetzt eins, ich bin gewiß viel Schuld, aber laß Friede ſein.“

Dieſer war nun auch bis Leopoldine kam. Sie half Lorle ankleiden, lehrte ſie einen Kniks machen und wie man den Kronprinzen anreden müſſe. Lorle ſchien zu Allem willig; als aber Leopoldine ſich entfernt hatte, riß ſie Haube und Chemiſette herunter und ſagte: „Ich geh' nicht, ich geh' nicht, ich bin kein Staarmatz, und du läß'ſt auch einen Narren aus mir machen und ich merk's wohl: wenn man mich dumm macht und da werd' ich immer ſchlechter, und ich bin ſo jähzornig und ſo ungeduldig . . . Guter Gott! Was ſoll denn aus mir werden?“

Sie weinte laut auf. Reinhard ſagte mit thränengepreßter Stimme: „Nichts, du ſollſt nichts Anderes werden, bleib du das gute Kind.“

„Ich bin kein Kind, das hab' ich dir ſchon hundertmal geſagt. Jetzt will ich mich aber ordelich anziehen, und du wirſt ſehen, ich mach' keinen Unſchick.“

[1] Hör', du dauerſt mich, mit dem Heirathen haſt du's nicht getroffen.

Endlich gingen ſie miteinander zur Gallerie. Reinhard wagte es kaum mehr, Lorle eine Verhaltungsregel zu geben. Als ſie nun hier zum Erſtenmal die Werkſtatt Reinhards ſah, erſchrack ſie über die grauſige Unordnung; ſie wollte ſcheuern und kehren, mußte aber der dringenden Bitte nachgeben, ſich doch ruhig zu verhalten, und ihre glänzenden weißen Handſchuhe zu ſchonen. Vor Unruhe konnte ſie keine Minute ſtill ſitzen, eine fieberiſche Aufregung durchwogte ſie, ſie wollte ſich nicht verblüffen laſſen, ſondern dem Prinzen zeigen, daß ſie auch nicht auf den Kopf gefallen ſei, und zugleich Reinhard beweiſen, wie ſie mit Jedem reden könne, ſei er wer er wolle. Mit Bangigkeit bemerkte Reinhard dieſe Erregung, er ahnte die gewaltſame Haſt und Unruhe in Lorle und daß ſie dieſem Ereigniſſe gegenüber die Unbefangenheit und Harmloſigkeit ihres Weſens aufgegeben; aber er hatte die Zügel verloren, um dieſes Naturell zu halten, er konnte nichts thun als um Ruhe bitten. Endlich wurde der Prinz gemeldet und man ging nach dem großen Salon. Man mußte hier noch eine Weile warten, und dieſes Kommenlaſſen, Warten, Melden und Wiederwarten machte Lorle doch etwas bang; ſie meinte, es müſſe jetzt etwas ganz Beſonderes vorgehen.

Der Prinz trat in Militärkleidung raſch ein und auf die ſich verbeugende Lorle zu. In leutſeligem Ton ſagte er: „Seien Sie willkommen, Frau Profeſſorin.“

„Schön' Dank, Herr Prinz, Königliche Hoheit.“

„Nun, wie gefällt es Ihnen bei uns in der Stadt?“

Lorle hatte, trotz der ſcharfen Blicke Reinhards, ſchnell ihre Handſchuhe abgeſtreift; ſie wußte, daß ſie ſo beſſer reden konnte, und ſie ſagte: „Wo man verheirathet iſt, da muß es Einem gefallen; es iſt auch recht ſchön und ſauber hier, aber ſo himmelhohe Häuſer.“

„Ich habe ſchon oft gedacht,“ begann der Prinz wieder, „die Bauern ſind doch die glücklichſten Menſchen auf der Welt.“

„Da hat der Herr Prinz Hoheit Unrecht, das iſt nicht wahr; man muß ſchaffen wie ein Taglöhner und Steuern zahlen mehr als ein Baron, ſagt mein Vater.“

Reinhard ſtand wie auf Kohlen; das war unerhört, daß man einem Prinzen ſagt: das iſt nicht wahr.

Der Prinz fixirte Lorle lächelnd, dann lenkte er ab und ſagte, auf die Madonna anſpielend: „Ich habe Sie ſchon früher geſehen, Frau Profeſſorin.“

„Freilich, erinnert ſich der Königliche Hoheit noch, wie wir klein geweſen ſind? Er iſt g'rad acht Wochen älter als ich, ich weiß ſeinen Geburtstag wohl, wir haben allemal an ſelbem Tag eine Bretzel in der Schul' kriegt. Weiß er noch, wie er durch unſer Dorf kommen iſt? Er hat dazumal lange blonde Locken gehabt und einen geſtickten Kragen in Hohlfalten gelegt; damals haben wir uns daheim geſehen. Ach Gott! wir haben drei Wochen vorher von nichts Anderem gered't und träumt als: der Prinz kommt durch's Dorf! Den Nachmittag vorher war kein' Schul' und an dem Tag erſt recht nicht, und wie wir jetzt Alle da geſtanden ſind mit Sträuß', und der Martin iſt oben auf dem

Thurm, und wie der Prinz auf unſer' Gemarkung kommt, da haben alle Glocken geläut't und da hat man mit Böllern geſchoſſen, und wir Kinder ſind alle auf dem Platz in die Höh' geſprungen, und der Lehrer hat gerufen: ſtill! ruhig! Und jetzt hat man bald gehört, wie die Kutſch' kommt, und da hab' ich aufpaſſen wollen, daß ich Alles ſeh', da geht mir grad' mein Schurzbändel auf; ich werd' aber noch fertig, und da kommt er und hält grad' neben uns, und des Luzian's Bäbi hat ein Gedicht an ihn hingeſagt, und da haben wir Kinder alle: Vivat hoch! gerufen, und rrr! fort iſt der Prinz und hat noch ſein Käpple mit der Troddel d'ran gelüpft, und da haben wir ihm unſere Sträuß' nachgeworfen, und da ſind die Hofwagen kommen und ſind über unſere Sträuß' weggefahren."

Der Prinz ſagte mit ſichtbarer Rührung: „Hätte ich damals gewußt, daß Sie da ſind, ich wäre ausgeſtiegen; ich wollte, Sie wären dort meine Jugendgeſpielin geweſen."

„Ja, das wär' ſchon angangen. Ich hab' rechtſchaffen Mitleid mit ihm gehabt, er hat doch auch ein arm's Leben gehabt, gar kein' Minut' für ſich, 'naus in Wald oder in's Dorf. Wie er da auf der Saline blieben iſt, da haben ſich immer lauter große alte Leut' an ihn gehängt und er iſt kein' Minut' allein geweſen. Weiß der Hoheit denn auch, wie ein Baum im Wald ausſieht, wo kein Kammerdiener dabei iſt?"

Der Prinz drückte Lorle die Hand und ſagte: „Sie ſind ein vortreffliches Weſen. Ja, gute Frau, es iſt eine ſchwere Jugend, die eines Fürſten."

„Nun, ſo arg iſt's g'rad nicht, es muß ſich doch ertragen laſſen, man ſieht ihm juſt nichts an, daß es ihm ſo übel gangen iſt; aber ich hab' auch wegen dem Herr Prinz Hoheit Ohrfeigen kriegt und es iſt mir Alles im Angedenken blieben."

„Wie ſo das?"

„Wie der Hoheit auf der Saline blieben iſt, da bin ich mit meiner Bärbel auch 'nunter, und wir ſind draußen am Gitter geſtanden, und er iſt drinnen im Garten ſpaziren gangen, und da iſt ihm ſein Schnupftuch auf den Boden gefallen, und da iſt ein ſteinalter Mann mit weißen Haaren, von denen bei ihm, hingeſprungen und hat ihm's aufgehoben; und da hat die Bärbel geſagt: der wird auch in Grundsboden 'nein verdorben, und da hab' ich geſagt: wenn ich ein Prinz wär', ich thät den ganzen Tag alles wegſchmeißen, daß mir's die alte Leut' mit denen Stern' auf der Bruſt aufheben müßten — und da hat mir die Bärbel ein paar tüchtige Ohrfeigen geben. Nun, mir hat's nichts g'ſchad't und dem Herr Prinz Königliche Hoheit ſagt man auch viel Gutes nach."

„Sie machen mich glücklich, da Sie mir ſagen, daß meine Unterthanen gut von mir denken."

„Ich hätt's doch mein Lebtag nicht glaubt, daß ich ſo mit dem Prinz Hoheit reden könnt', und jetzt möcht' ich ihm doch auch noch was ſagen."

„Reden Sie nur frei und offen."

„Ja guter himmliſcher Gott! Wenn ich's jetzt nur auch ſo recht ſagen könnt'. Der Prinz Hoheit ſollt's nur ſelber ſehen, wie ſchrecklich viel Noth und Armuth

im Land iſt, und da mein' ich, da könnt' er helfen und da müßt' er auch."

„Wie meinen nun Sie, daß geholfen werden ſoll?"

„Ja wie? das weiß ich nicht ſo, dafür iſt der Hoheit da und ſeine g'ſtudirten Herren; die müſſen's wiſſen und eingeſchirren."

„Sie ſind eine kluge und brave Frau, es wäre zu wünſchen, daß Alle in Ihrer Heimath Ihnen gleichen."

„Mein Vater ſagt: wenn man Hirnſteuer bezahlen müßt', da kämen wir auch nicht leer davon. Jetzt mach' der Hoheit nur, daß er auch bald eine ordeliche Frau kriegt; iſt's denn wahr, daß er bald heirathet?"

In der Pauſe, die nun eintrat, wechſelte Verlegenheit und heiteres Lächeln ſchnell im Antlitz Reinhard's. Daß Lorle den Prinzen mit Er anredete, erkannte er als beirrende Folge der ihr eingeübten Titulaturen; das Letzte aber war nicht nur der ärgſte Verſtoß, daß man einen Fürſten irgend Etwas fragt, da er vielleicht nicht antworten kann oder will, ſondern Lorle ſprach hier geradezu Etwas aus, was man ſelbſt in den höchſten Kreiſen nur mit den vorſichtigſten diplomatiſchen Umſchweifen zu berühren wagte, weil ein Korb in der Schwebe hing.

Der Prinz aber erwiderte: „Es kann wohl ſein; wenn ich eine ſo nette, liebe Frau bekommen könnte, wie Sie ſind."

„Das iſt Nichts," entgegnete Lorle, „das ſchickt ſich nicht; mit einer verheiratheten Frau darf man keine ſo Späß machen. Ich weiß aber wohl, die großen Herren machen gern Spaß und Flattuſen."

Schließlich beging nun Lorle den ärgſten Verſtoß, denn ſie verabſchiedete ſich, indem ſie ſagte: „Jetzt b'hüt' Gott den Herr Prinz Hoheit, und er wird auch zu ſchaffen haben.“

Eben als ſie die Hand zum Abſchied reichte, kam der Adjutant mit der Meldung, daß die Revue beginne; der Prinz und Reinhard geleiteten Lorle bis an die Thür.

„Herr Profeſſor!“ rief Erſterer noch. Reinhard kehrte um und ſtand wie elektriſirt, als müßte jeder Nerv zuhören; der Prinz fuhr fort: „Kennen Sie den köſtlichſten Kunſtſchatz, den wir auf der Gallerie haben?“

„Welchen meinen Königliche Hoheit?“

„Ihr Naturſchatz iſt der größte.“

Dieſes hohe Witzwort verbreitete ſich durch den Mund des Adjutanten in „den höchſten Kreiſen,“ Lorle ward hierdurch einige Tage Gegenſtand allgemeiner Beſprechung.

Die Audienz vollendete aber auf eigenthümliche Weiſe den innern Bruch zwiſchen Reinhard und dem Hofe; es kränkte ihn, daß man nach der Hofweiſe dieſen Beſuch zu einer abgemeſſenen Zwiſchenſtunde der Unterhaltung angeſetzt, während er für ihn und ſeine Frau die innerſten Lebensfragen aufgeregt hatte. Dies geſtand er ſich offen, keineswegs aber das, wie er nicht die Kraft gehabt, ſein häusliches Heiligthum dem Hofe zu entziehen.

Bei Tiſche ſagte Lorle: „Der Prinz iſt doch lang' nicht ſo ſtolz wie unſer Amtmann.“

„Woher weißt du das? Du haſt ihn ja gar nicht zu Wort kommen laſſen.“

„Es iſt wahr, ich bin ſo in's Schwätzen 'neinkommen, ich hab' mich nachher auch darüber geärgert, aber es ſchad't doch nichts."

„Du mußt dich überhaupt mehr mäßigen."

„Ja, was ſoll ich denn machen?"

„Nicht überall gleich den Sack umkehren, mit Kraut und Rüben."

Lorle war ſtill, ſie glaubte ihren Fehl genugſam eingeſtanden zu haben, den letzten Tadel meinte ſie nicht zu verdienen, da ſie mit dieſer Allgemeinheit überhaupt nichts anzufangen wußte.

Reinhard dagegen war voll Trauer, daß Lorle dieſes Sichgehenlaſſen ſelbſt fremden Menſchen gegenüber nicht eindämmen konnte; es kam ihm jetzt vor, daß ſie weit mehr geplaudert habe als eigentlich der Fall war; es ärgerte ihn, daß Jeder mit herablaſſendem Wohlwollen dieſe Naivität beſchauen und vielleicht beſpötteln könne. Er ahnte, daß dieſes offene, rückhaltslos zutrauliche Weſen nothwendig der Dorfumgebung bedurfte, in der faſt Niemand mit dem man in Berührung tritt ein Fremder iſt, wo die Thüren überall unverſchloſſen, wo man bei Nachbarn und im ganzen Dorfe aus- und eingehen mag wie zu Hauſe, wo man ſich kennt, und zwar von Jugend auf mit all' den Eigenthümlichkeiten von Naturell und Schickſal. —

So leicht verblendet einmal eingeriſſenes Mißverſtändniß, daß Reinhard, ſtatt aus dem letzten Ereigniſſe Hochachtung vor der unzerſtörbaren Naturkraft ſeiner Frau zu gewinnen, darin eine ſpröde, alle Bildungselemente abſtoßende Halsſtarrigkeit beklagte.

Lorle ſelber fühlte auch immer mehr, ohne ſich's zur Klarheit bringen zu können, daß ſie in einer fremden Welt war. Das ganze Leben einer ſolchen anhangslos aus der Fremde in die Stadt verſetzten Frau iſt durchaus auf ihre Häuslichkeit beſchränkt, die ganze Welt um ſie her geht ſie nichts an; nur eine allgemeine Bildung mag auch hier beſtimmte Anknüpfungen finden laſſen, denn ſie verbindet mit Menſchen, die auf fernen Bahnen wandelnd doch dieſelben allgemeinen Lebenseindrücke, dieſelben Intereſſen in ſich hegen. Lorle dünkte ſich ſelber oft erſchreckend verſtandesarm, ihr Scharfblick und ihre Klugheit konnten ſich nur offenbaren, wenn ſie von Bekannten, von Menſchen ſprechen konnte; daheim war ſie viel klüger geweſen. Nothwendig und natürlich kam ſie daher in Ermangelung der gemeinſamen Bekannten oder der Allgemeinheiten dazu, daß ſie leicht von ſich ſprach oder ihre ganze Eigenthümlichkeit offenbarte; ſie konnte nicht anders, ſie mußte auch in der neuen Umgrenzung ſich frei walten laſſen. —

Eine Lerche, gewohnt und geſchaffen hinanſtrebend im weiten Raum ihren Geſang erſchallen zu laſſen, lernt auch im engen Käfig ſingen wie in der Freiheit, aber am Gitter ſtehend bewegt ſie ihre Flügel in leiſem Zittern während ſie ſingt, und nie wird ſie zahm, jeder betrachtende und forſchende Blick macht, daß ſie in wildem Aufruhr ſich gegen die Umgitterung wirft und ſtemmt; ſie verſtummt und will entfliehen.

So hatte das letzte Ereigniß nach zwei Seiten hin vielleicht tödtliche Keime angeſetzt oder längſt vorhandene dem Bewußtſein mehr geöffnet.

Nun aber war noch über ein ſichtbar erſchüttertes Leben zu wachen. Die Bärbel konnte endlich doch das Bett nicht verlaſſen, Lorle wußte und kannte von nun an nichts mehr, als die Pflege der Getreuen; ſie hatte auch die Freude, ſie bald wieder geneſen zu ſehen. Der Arzt erklärte, daß es der Bärbel vielleicht an ermüdender Arbeit in freier Luft fehle, und Reinhard drang nun darauf, daß ſie heimkehre; aber zur Freude Lorle's erklärte die Bärbel, daß ſie lieber ſterben wolle als Lorle verlaſſen. Bei der anderweit erregten Verſtimmung ward nun für Reinhard ſeine Häuslichkeit immer weniger erquickend, er war es überdrüſſig ein Hausweſen zu haben, in dem alle Sorgfalt ſich weſentlich auf die Dienſtmagd bezog; Lorle durfte er nichts davon mittheilen, denn er war feſt überzeugt, ſie könne ſeine Stimmung nicht begreifen, ſie werde ihn nothwendig mißverſtehen.

Die Bärbel ſollte nun ärztlicher Verordnung gemäß oft ſpaziren gehen, Lorle begleitete ſie bisweilen, nöthigte ſie aber auch, ſich allein aufzumachen; in dieſem Falle aber kam ſie bald wieder zurück und ſagte: „Ich kann nicht ſo herumlaufen, ja, wenn ich ein Kind zu tragen hätt' da ging's noch, aber ſo? Ich lauf' die Allee hinauf wie wenn ich wunder was ſchnell holen müßt', und da kehr' ich doch wieder leer um und da ſchäm' ich mich." —

Als im Herbſt die Blätter von den Bäumen fielen, ſank die Bärbel wieder auf das Krankenlager und nach wenig Tagen war ſie todt.

Der Jammer und der Kummer Lorle's war unbeſchreiblich. Reinhard theilte ihren Schmerz, aber es

ward ihm doch zu viel, daß die Klagen über die Verstorbene immer und immer wiederkehrten und kein Ende nehmen wollten; auch sollte er nun mithelfen und sorgen bei Mißhelligkeiten mit den neuen Dienstboten.

Ein trüber Winter kam heran. Reinhard wurde weniger in die „Gesellschaft" gezogen, er war keine neue Erscheinung mehr und noch dazu offenbar mißgestimmt. Was kümmert sich die Gesellschaft um ein betrübtes Dasein? Sie will nur die Heiterkeit und sei sie auch eine erlogene. Und nun gar die vornehme Welt! Sie kennt die Menschen nur, da sie in Glück und Glanz stehen. Anfänglich verdroß Reinhard diese Zurücksetzung, dann aber war's ihm erwünscht, so vielfacher Störung los zu sein; er blieb indeß nicht zu Hause, sondern schloß sich dem Collaborator und dessen Kreis öfter an. Die beiden Freunde durchsprachen oft den Plan zu einem satyrischen Bilderwerk. Reinhard entwarf treffliche Zeichnungen zu demselben, aber der Collaborator kam nie dazu, den Text zu schreiben. Wenn Reinhard nicht umhin konnte, dennoch eine der früheren Gesellschaften zu besuchen, so machte er sich bald wieder davon und kam im Ballanzuge in das raucherfüllte Bierstübchen, wo er bis spät in die Nacht sitzen blieb und dann oft noch stundenlang mit dem Collaborator durch die menschenleeren Straßen wandelte.

Mit dem Prinzen stand Reinhard noch im alten Verhältnisse, er fehlte nie in den kleinen Cirkeln, die der junge Fürst um sich versammelte; aber auch hier fand er Mißbehagen genug.

„Es ist erbärmlich," klagte er häufig dem Collaborator auf ihren nächtlichen Gängen: „ich kann mich oft vor Ingrimm nicht halten, wenn ich sehe, welche Bedientenhaftigkeit gegen Ausländer an unseren Höfen herrscht. Wir Eingebornen, wir Deutschen, müssen Adelige oder ausnahmsweise Bürgerliche von einer Auszeichnung des Talents sein, um bei Hof Eingang zu finden; jeder englische Stiefelputzer aber ist hoffähig, weil er eine weiße Halsbinde trägt und englisch spricht. Man muß froh sein, wenn nicht dem Fremden zulieb Alles den ganzen Abend Englisch quatscht. Diese Travellers haben Recht, wenn sie ganz Deutschland wie einen einzigen Lohnbedienten ansehen; beginnen ja die Höfe mit Schändung der Nationalehre."

Der Collaborator erwiderte: „Laß doch die da drüben auf ihrem drapirten, wurmstichigen Gerüste treiben was sie wollen, die Weltgeschichte kümmert sich nicht mehr darum; sie legt neue Bahnen und die besuchtesten Straßen werden leer stehen. Ich bin kein Freund der Engländer, ich halte sie für die gottloseste Nation auf Erden, trotz und in Folge ihres steifen Kirchenthums. Jeder Engländer hat aber das Recht, sich bei uns als Adeliger zu gebärden, die Geschichte seiner Nation ist die Geschichte seiner Ahnen, die Größe seiner Nation ist die Größe jedes Einzelnen, und wir, wir sind Privatmenschen, mit und ohne Familienwappen."

In solchen Gesprächen wandelten die Freunde oft bis tief in die Nacht hinein; die Nachtwächter sahen staunend die sonderbaren Schwärmer.

Immer vereinsamter ward Lorle; eine unnennbare

Sehnſucht, ein Heimweh regte ſich in ihr, aber ſie kämpfte, es nicht aufkommen zu laſſen. Oft gedachte ſie jener Stunde nach der Hochzeit, wo ſie Gott gelobet hatte, Alles freudig über ſich zu nehmen, da ſie ſo unendlich beglückt war. Jetzt fühlte ſie, wie ſchwer es iſt, um eine ſelige Stunde ein langes banges Leben hinzukümmern; es gebrach ihr an Kraft zu ſolchem Opfer, weil ſie fürchtete, daß ſie den Andern, dem ſie es brachte, vielleicht nicht damit beglücke. Sie geizte nach einem freundlichen Worte Reinhard's, ein kleines Lob von ihm erhob und erkräftigte ſie wiederum; ſie bedurfte einer Anerkennung, ſeiner vor Allen. Wie Reinhard die Sicherheit des Selbſtbewußtſeins in ſeinem künſtleriſchen Lebensberuf, ſo ſchien ſie ſolche in ihrem Charakter verlieren zu wollen; ſie horchte hin nach anerkennendem Zuruf von außen. Die Verſtörtheit Reinhard's ſteigerte noch ihr Wehe, er ſtand ihr ſo hoch, ſo erhaben über allen Menſchen, daß ſie der ganzen Welt zürnte, die ihm ſo viel zu ſchaffen machte und ihn quälte. In ihrer Fürſorge für ihn bekundete ſich eine ſolche Unterthänigkeit, ſolch' ein krankenwärteriſches Nachgeben, daß er ſie oft mit ſtiller Wehmuth betrachtete.

Warum konnte er nicht glücklich ſein?

Wie oft müht und peinigt man ſich im kleinen und vereinzelten Leben und ſucht ein Nothwendiges mit quälender Angſt, und am Ende liegt es bei ruhigem Blicke vor uns offen und frei; es iſt als ob ein Dämon uns früher geblendet und verwirrt hätte. Geht's wohl auch im großen, ganzen Leben ſo?

Reinhard verſuchte es, Leopoldine und ſeine Frau einander zu nähern, aber dieſe verſicherte, daß ſie gern allein, daß es ihr ſo am wohlſten ſei. Tage und Wochen lang ſaß Lorle am Fenſter bei dem Vogelbauer und ſtrickte Strümpfe, deren Arbeitserlös ſie den Ortsarmen in der Heimath ſchickte.

Zur Faſtnachtszeit gewann ſie eine neue, ſchwere, für ſie aber doch erhebungsvolle Thätigkeit. Die Magd erzählte, daß in dem Stockwerk unter ihnen die Frau des Kanzleiregiſtrators, eine Mutter von fünf Kindern, an der Auszehrung darniederliege und daß Jammer und Noth in der Familie herrſche. Lorle kannte die Leute nicht, ſie ſtand nur einen Augenblick ſtill am Fenſter, mit einem Entſchluß kämpfend; dann ging ſie hinab, klingelte und ſagte, ſie müſſe zur Frau Regiſtrator; dieſer bot ſie nun Hülfe und Beiſtand an. Die Kranke hob die durchſcheinigen Hände auf und faltete ſie mit innigem Dank. Lorle verweilte nicht lange beim Reden, ſondern ging alsbald durch Küche und Kammer und ordnete Alles. Von nun an war ſie ihre ganze freie Zeit, und das war der größte Theil des Tages, bei der Kranken und ihren Kindern, die mit Liebe an ihr hingen; ſie waltete überall als wäre ſie die Schweſter der Mutter. Die Kranke war eine Frau voll ruhigen, ſchönen Verſtändniſſes für das Weſen Lorle's, da ſie dieſelbe nicht zuerſt durch Reden und Unterhalten, ſondern friſchweg durch die That kennen lernte; ohne Ahnung ihrer baldigen Auflöſung ſagte ſie immer, wie glücklich ſie ſei eine ſolche Freundin gefunden zu haben und wie ſchön ſie nach ihrer

Geneſung mit einander leben wollten. Lorle entnahm hieraus einen ganz beſondern Troſt: eine Stadtfrau hatte ſie doch auch verſtanden und ihr ſolche Liebe zugewendet.

Unterdeß gewann die Stimmung Reinhard's eine immer trübere Färbung. Er hatte ſeit den Univerſitätsjahren nie ſo lange mit dem Collaborator gelebt als jetzt; der ätzende Geiſt des Gelehrten, der immer ſchärfer wurde, übte einen ſtörenden und verwirrenden Einfluß auf das künſtleriſche Dichten und Trachten Reinhard's. Im Glück und in der Freiheit wäre er ſtark genug geweſen, alle Störung von ſich abzuſchütteln, nun aber bemächtigte ſich ſeiner oft eine nie dageweſene Grämlichkeit und Weichheit, ſo daß er waffenlos erſchien. Wollte er Etwas beginnen oder ausführen, ſah er eitel Mangel und Halbheit darin.

Der Troſt des Collaborators war ein trauriger, denn er beſtand darin, daß in unſeren Tagen Alles was geſundes Leben in ſich hat, nur negativ ſein könne, daß es darum keine Kunſt geben könne, bis eine neue poſitive Weltordnung erobert ſei; was ſich heute noch zur Kunſt geſtalten könne, beſtände nur noch in Reminiscenzen der vergangenen und noch nicht völlig aufgezehrten poſitiven Welt. Dieſe Anſichten verfocht er mit unläugbarem Scharfſinn, und ſo ſehr ſich auch Reinhard dagegen ſtemmte, ſie kamen ihm doch in die Quere bei mancherlei neuen Entwürfen; er wendete ſich daher wieder ganz der Landſchaft zu — das Naturleben blieb doch ſtetig und feſt — innerlich aber trauerte er dennoch um das verlaſſene Menſchenleben. Dazu kam, daß

eben dieſes ihn von anderer Seite vielfach in Anſpruch nahm, und zwar auf die unerfreulichſte Weiſe; er mußte bald bei Hofe, bald in den anſchließenden Kreiſen lebende Bilder ſtellen, Maskenzüge ordnen, und all' dies Treiben ekelte ihn an. Konnte er Lorle von den Kämpfen um das innerſte Weſen ſeines Lebensberufes Etwas mittheilen?

Sonſt, wenn ihm die Mißlichkeiten des Lebens zu nahe rückten, flatterte er davon, ließ all' das kunterbunte Treiben hinter ſich und vergrub ſich ſtill in den Bergen; jetzt war er feſtgebunden. . .

Der Frühling nahte, die Frau des Regiſtrators fühlte ſich immer freier, und doch war ſie nur noch ein Schatten. Lorle hatte manchen Aerger am Krankenbette, beſonders über das ſingende Mädchen gegenüber; das ſang und klimperte fort, mochte daneben ein Menſch ſterben und verderben. Lorle konnte ſich noch immer nicht in die Welt finden, wo Jubel und Todesſchmerz Wandnachbarn ſind und doch geſchieden wie ferne Welten. —

Bis zum letzten Athemzuge der Kranken harrte Lorle bei ihr aus und drückte ihr die Augen zu. Nun hatte ſie wieder eine Befreundete zur Erde beſtattet, die Sorge für die Kinder blieb ihre unausgeſetzte Pflicht. Im ganzen Haus und in der Nachbarſchaft hatte man vernommen, wie aufopfernd und edel Lorle gegen die Verſtorbene und deren Familie gehandelt; ſie gewann ſich dadurch eine ſtille Achtung und Liebe. An manchem Gruß von ehedem ſtummen Lippen, an manchem ehrerbietigen Ausweichen auf Treppe und Hausflur

merkte dieß Lorle, und es erquickte ſie im tiefſten Herzen. Oft dachte ſie: „die Menſchen ſind doch überall gleich, nur kennen ſie in der Stadt einander nicht. Vielleicht iſt da eine brave Nachbarin, der es lieb wäre wenn ich zu ihr käme, aber wir wiſſen nichts von einander.“

Wer ſollte es aber glauben, daß Lorle ein geheimes und dauerndes Verhältniß zu einem fremden Manne hatte?

Die Kanzlei, dem Hauſe gegenüber, war vollendet und bezogen. Wenn nun Lorle des Morgens ihren Vogel vor das Fenſter hing, öffnete ſich gerade gegenüber in der Kanzlei ein Fenſter; ein Mann mit wenigen ſchneeweißen Haaren erſchien und begoß ſeine Blumen, die auf dem äußerſten Fenſterſims ſtanden. Er ſah dann ſtarr nach Lorle, bis ihr Blick ihn traf, er nickte freundlich, ſie antwortete mit demſelben Gruß und zog ſich ſchnell in ihre Stube zurück; ſie konnte nicht unwirſch gegen den guten alten Mann ſein, er ſtellte ihr ſo ſchöne Blumen gegenüber und ſie ſchickte ihm dafür luſtigen Vogelſang in die actenſtille Stube. Eines Morgens räumte der alte Mann ſeine Blumen weg und ſtand, die linke Hand unter die Batte ſeines Rockes geſtemmt, mit glänzendem Geſicht da, nach Lorle hinüberſchauend, etwas Farbiges prangte auf ſeinem Rocke; als ihn Lorle endlich erſchaute, nickte er zweimal. Von dieſem Tage an ward er nicht mehr geſehen, Lorle wußte nicht was aus ihm geworden war; hätte ſie das Regierungsblatt geleſen, ſo hätte ſie erfahren, daß der Oberreviſor Körner einen Orden erhalten hatte und

zum Kanzleirath ernannt war; er ward dadurch auf die Sonnenseite des Staatsgebäudes in das erste Stockwerk versetzt.

Die Flügel ausgebreitet!

Eine tiefe, entsagungsvolle Schwermuth lag wie ein Bann auf Lorle. Sie sang einmal vor sich hin und plötzlich schaute sie auf, als hörte sie die Stimme eines Andern; sie erinnerte sich jetzt, daß sie seit Wochen und Monden kein Lied gesungen hatte, weder lustig noch traurig.

Die Tage des Lebens, sie vergehen, ob wir sie einsam oder in Gemeinschaft mit den Zugehörigen, ob wir sie in Trauer oder Lust verleben; sie ziehen dahin wie flüchtige Schatten und kehren nimmer wieder.

Lorle war überzeugt, daß die Schuld des getrennten Daseins nicht blos in dem Mangel an Kindersegen beruhe; dieser hätte wohl den Zerfall verhüllt oder ausgeglichen, aber die unzerstörbare Kraft der Liebe kann sich oft gerade da am mächtigsten bewähren, wo zwei Menschen sich allein Alles sein müssen. Die Eltern zu Hause hatten auch lange in kinderloser Ehe gelebt und die Bärbel erzählte oft, daß sie selber mit einander gewesen wie zwei Kinder, so selig vergnügt.

Oft siecht ein Leben seine ganze Dauer hin und oft rafft es sich empor zu neuer, selbstbestimmter Wiedergeburt; es ist ein höherer Wille, der dazu erkräftigt, und zugleich die in sich gehaltene Charakterkraft. Sonne und Regen nähren und erschließen leise und allmälig

die Knospe, die der Entfaltung entgegenreift; Sturm und Gewitter können sie urplötzlich sprengen.

Da sind drei Menschen, sie gehen ruhig ihren Lebensweg, und doch verdoppeln sich oft die Pulsschläge ihres Herzens, als müßte jetzt unversehens eine Wendung des Geschicks eintreten.

Lorle lebte still dahin, sie war den Kindern der Verstorbenen eine sorgsame Mutter und freute sich in diesem erweiterten Kreise ihrer Pflichten. Da Reinhard fast nie mehr mit ihr spaziren ging, war sie auch froh, nun eines der Kinder zur Begleitung zu haben.

Reinhard war vielfach betrübt: er redete sich ein, daß ihm kein Bild mehr gelinge, auch hatte er viel Unruhe bei der ihm obliegenden Ordnung einer im Unverstand zusammengetrödelten Kupferstichsammlung. Dazu wurde trotz seines Widerspruches manches geschmacklose Bild angekauft, ja man nahm seinen Rath oft erst in Anspruch wenn der Kauf bereits abgeschlossen war; seine Mahnung, einheimische Künstler zu beschäftigen verhallte spurlos, denn man wollte fremde und glänzende Namen im Katalog haben.

Der Collaborator hatte seit geraumer Zeit etwas Geheimnißvolles und Verschlossenes. Niemand ahnte, daß er nun in der That endlich in der Ausführung eines Werkes war, das wissenschaftlich und praktisch zugleich sein sollte, denn es auf nahm Gesetzesvorlagen in einem großen Staate Bezug, den man, nachdem die allgemeine Mißliebigkeit der Maßregel ihm zugefallen war, um so unbehinderter nachzuahmen strebte. Dort sollte nämlich unter der Herrschaft des Ritters von der Phrase

der engliſirte Sabbath und ein ſtraffes Kirchenregiment eingeführt werden.

Der Collaborator verrieth Niemand ſein Vorhaben, er hatte ſchon ſo oft geſagt, daß er dieſes und jenes vollführen wolle, was doch unterblieben war; nun wollte er plötzlich auftreten. Er wußte, daß ſtark erſcheinen oft weſentlich darin beſteht: die Vorſätze und Schwankungen zu verbergen und dann mit fertigen Thaten zu überraſchen. Der Weg nach der Hölle der Selbſtanklage und der Verdammung durch Andere iſt mit guten Vorſätzen gepflaſtert. — Mit einem Gluteifer, den er bisher noch gar nicht an ſich gekannt hatte, arbeitete der Collaborator an ſeinem Werke und fand darin eine Erhebung, die kein noch ſo tiefes Denken und Fühlen in ſich zu gewähren vermag. In der Hingebung, daß er die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit ſagen wollte, erquickte ihn auch noch oft der Gedanke an die öffentliche Wirkſamkeit, und ſo empfing er im Stillen den Segen der Geiſtesthat, der unbelauſchten Ausbreitung des eigenſten Seins und Erkennens für Alle, ein Segen, dem nichts auf Erden gleichkommt; das ganze Einzelleben will ſich aufzehren, ein Opfer in den Flammen des Gedankens, und ſchwebt wiederum unverſehrt, geläutert daraus empor.

Oft ward dem einſamen Forſcher auch bange, er hatte ſo viel auf dem Herzen, das er doch nicht auf Einmal offenbaren konnte.

In Geſellſchaft der Freunde war er ſchweigſamer als je; weil er ein Geheimniß mit ſich trug. Es war ihm, als ob er ſich auch über andere Dinge nicht

vollkommen unumwunden aussprechen könne. Bei manchen Gesprächsgegenständen hatte er bisweilen Lust auszurufen: „Wartet nur bis mein Buch kommt, dort habe ich alles dies erörtert und an's Licht gesetzt.“ Weil er dies nicht sagen durfte und mochte, schwieg er. Dagegen konnte er nicht umhin, unter dem unmittelbaren Einfluß der Gespräche in seine bereits niedergeschriebenen Darstellungen manchen Zwischensatz einzuschalten, manches „Epitheton“ einzukeilen, um diesen oder jenen Mißverständnissen und schiefen Ansichten zu begegnen. —

Eines Mittags ging Lorle mit dem jüngsten Knaben des Registrators nach dem Schloßplatz zur Parade; sie wollte Reinhard dort erwarten, von dessen Werkstatt man gerade nach der Schloßwache sehen konnte. Als sie hier vorüberging, trat ein Tambour auf sie zu mit den Worten:

„Grüß Gott! Ei kennst mich nimmer? Sieh mich einmal recht an.“

„Herr Je! der Wendelin, du bist ja mehr als um einen Kopf gewachsen.“

„Und dir geht auch nichts ab, du bist recht stark worden, Lorle, oder Frau Professorin; nicht wahr, so heißt man dich doch?“

Sie reichten sich die Hände und nach mancherlei Fragen erzählte Wendelin: „Wie du halt fortgewesen bist, bin ich das Frühjahr drauf auch fort und hab' mich zum Grafen Felseneck als Schäfer verdingt, und da hat einmal unser Fräulein, die Gräfin Mathilde, gehört, daß ich von Weißenbach sei und da hab' ich zu ihr 'nauf müssen und da hat sie mich Alles

ausgefragt von dir und vom Herrn Reinhard. Es iſt ein brav' Mädle unſer gnädig Fräulein, und da hat ſie mir ein Guldenſtückle geſchenkt, und von dem Tag an hab's ich's immer beſſer gehabt auf dem Hof und wenn ſie ſo durch's Feld geritten iſt, ſie reitet prächtig, da iſt ſie auf mich zukommen und hat mit mir geſchwätzt. Und wie der Herr Graf die Schäferei aufgegeben hat, da hat mich der Vetter, der iſt Oberſtlieutenant in unſerm Regiment, mit hierher genommen und jetzt bin ich Tambour; ich bleib's aber nicht, ich lern' das Horn blaſen und über's Jahr komm' ich zur Regimentsmuſik und da hab' ich für mein Lebtag ausgeſorgt. Ich bin ſchon vierzehn Wochen hier, ich hab' dich aber noch nicht geſehen."

„Warum biſt du nicht zu mir kommen?"

„Ja, wenn ich's gewußt hätt', daß ich ſo dürft' und daß du noch allfort ſo gut biſt, ich hätt' dich ſchon ausgefunden. Ich hab' aber auch ſündlich viel zu lernen gehabt, meine Arme ſind mir oft wie abgebrochen geweſen und heut' bin ich zum Erſtenmal auf der Wacht; es iſt mir ein gut Zeichen, daß ich dich grad' ſeh!"

Während die Beiden ſo mit einander plauderten, war der Adjutant des Prinzen bei Reinhard, um mit ihm die Transparente zu beſprechen, die zur bevorſtehenden Vermählung des Prinzen anzufertigen waren; er trat jetzt an's Fenſter und rief: „Da unten ſteht Ihre Frau Gemahlin bei einem Soldaten."

Reinhard eilte hinab, Lorle ſah ihn nicht kommen, bis er ganz nahe war und in heftigem Tone rief: „Was ſtehſt du da? Komm mit fort."

In den bitterſten Aeußerungen ergoß ſich Reinhard über dieſe ſchmachvolle Unſchicklichkeit; Lorle konnte nicht zu Wort kommen. Die Parade zog auf und ſpielte einen luſtigen Marſch, Lorle war's, als müßte ſie in den Boden verſinken, da ſie hier vor aller Welt ihre Thränen nicht zurückhalten konnte; glücklicherweiſe aber bemerkte Niemand ihr zur Erde gewendetes Antlitz. Endlich konnte ſie die Worte hervorbringen:

„'s iſt ja der Wendelin, du kennſt ihn doch auch.“

Reinhard ſah wohl ein, daß es zu hart und heftig geweſen war, aber die Unſchicklichkeit war doch zu groß als daß er Abbitte that.

Bei den unerquicklichen Arbeiten, die Reinhard nun auszuführen hatte, ward er zu Hauſe immer düſterer und gereizter. Als er ſich einſt wieder zu einer Heftigkeit gegen Lorle hinreißen ließ, ſagte ſie: „Schmeiß' nur Alles zuſammen wie die Teller, die du auch zerbrochen haſt.“

Reinhard ward ſtill, ſeine Frau kam ihm unendlich kleinlich vor, da ſie jenen vor Jahren vollführten Uebermuth nicht vergeſſen konnte. Lorle aber konnte nicht mehr ausführlich mit ihm reden, ſie wollte ihm ſagen daß er auch ſie zerbreche weil ſie ſein eigen geworden ſei; aber ſie konnte jetzt ihm gegenüber nur halbe Worte finden, ein Bann lag auf ihrer Seele, den ſie nicht zu löſen vermochte.

Sie ging mit Reinhard durch die Straße, da begegnete ihnen ein Wagen mit friſchem Heu; Lorle riß eine Handvoll aus und ſagte: „Jetzt heuet man,“ und

Reinhard entgegnete: „Das iſt etwas ganz Neues, eine merkwürdige Entdeckung!“

Lorle ſchwieg, ſie konnte wiederum nicht ſagen, wie ſchmerzlich es ſie errege, erſt zufällig durch einen Heuwagen zu merken was an der Zeit ſei, da ſie ſich ſo weit vom Feldleben entfernt hatte.

Ein überraſchender Beſuch verſcheuchte auf einige Tage das ſtille Einerlei der einſamen Häuslichkeit. Der Wadeleswirth hatte ſchon oft ſeine Tochter heimſuchen wollen, aber wie das ſo geht, er kam ſchwer vom Fleck; bald ſollte dieſes bald jenes Feldgeſchäft noch gethan ſein bevor er reiste, und dann redete er ſich wieder ein, er wolle die Gevatterſchaft abwarten und ſo verſtrich die Zeit. In den Briefen, die Lorle nach Hauſe geſchrieben hatte, ſprach ſich oft in einzelnen Worten ein ſehnſuchtsvolles Heimweh aus. Es hätte ſich wohl daraus entnehmen laſſen, daß ihr jetziges Leben ihr noch ein fremdes war; die Eltern ahnten wohl dergleichen, aber ſie wollten ſich's nicht glauben, ſie rechneten Alles der übermäßigen Kindesliebe zu. Seit geraumer Zeit entſchuldigte Lorle in ihren Briefen jedesmal ihren Mann, daß er nicht ſelber ſchreibe weil er gar viel zu thun habe.

Sei es nun durch eine Mittheilung Wendelin's oder durch andere Berichte, im Dorfe ging die Sage, Lorle ſei unglücklich und werde in der Stadt wie eine Gefangene gehalten. Nun hatte alles Zaudern und Zögern ein Ende, der Wadeleswirth lief herum, ſchnaubte und ballte die Fäuſte; es that ihm nur leid, daß er den Reinhard nicht gleich packen und tüchtig durchwalken

konnte. Den ganzen Tag und die Nacht hindurch fuhr er und kam am frühen Morgen in der Stadt an; er besann sich jetzt aber eines Bessern, er wollte Lorle zuerst allein sprechen und wartete daher bis Reinhard in der Werkstatt war. Als er die drei Treppen hinanstieg, stand er mehrmals still und verschnaufte, sein Blut war in mächtiger Wallung und er meinte die Knie müßten ihm brechen; das war ein harter Gang.

Erschütternd war das Wiedersehen von Vater und Kind, Lorle wollte sogleich nach Reinhard schicken, aber der Vater sagte: „Nur stet, ich hab' zuerst ein Wörtle mit dir allein zu reden."

Lorle mußte nun ihre Lebensweise berichten. Der Vater runzelte die Stirn und preßte die Lippen auf einander, als er merkte, daß Reinhard nur zum Mittagessen und Schlafen heim käme; er gestand offen, daß das anders werden müsse und daß er dem „Professor was aufzurathen" geben wolle. Lorle bat und beschwor, ja keine Heftigkeit anzufachen, da das doch zu nichts führe; Eheleute müßten sich selber verständigen, da könne selbst der Vater Nichts thun, sie sei nicht unglücklich und ihre ganze Anschauung des Mißverhältnisses drängte sich in den Worten zusammen: „Gucket, das ist halt in der Stadt anders, das Elend ist eben, daß die Frau dem Mann in seinem Geschäft gar Nichts helfen und beispringen kann, und da muß ein Jedes allein sein; daheim, da geht die Frau mit dem Mann auf's Feld und hilft überall." —

Dann erklärte sie, wie sehr Reinhard zu bedauern

ſei, er werde ſo viel vom Hof in Anſpruch genommen und habe doch keine Freude daran.

Eine gemiſchte Empfindung beruhigte die Aufregung des Wadeleswirths, er bewunderte die Klugheit ſeiner Tochter und betrachtete ſie mit erneutem Stolz; dann freute er ſich, daß der Reinhard nichts vom Hofe wolle.

Lorle hatte Reinhard nun doch rufen laſſen und dieſer kam in Gemeinſchaft mit dem Collaborator. Das Wiederſehen von Schwiegervater und Sohn hatte hierdurch eine vielleicht erwünſchte fremde Haltung, denn noch war der Zorn des Erſteren nicht ganz verraucht. Reinhard war ganz der Alte, auch äußerlich; denn er hatte ſich ſeinen Bart wieder wachſen laſſen, da die Engländer in allen möglichen Bartformen bei Hofe erſchienen: man kann faſt ſagen, daß damit wiederum ſein unbändiges Weſen aufwuchs. Reinhard ſchlug die alte übermüthig luſtige Weiſe gegen ſeinen Schwiegervater an, Lorle freute ſich darüber. Sie wußte nicht, daß er ſich innerlich Vorwürfe machte, daß er jetzt mit Abſicht und Willen eine Form annahm, die ehedem unwillkürlich zu ſeinem Weſen gehörte; aber ihm ſtand keine andere Vermittlungsart mit ſeinem Schwiegervater zu Gebote. Der Collaborator war überaus zuvorkommend und freundlich gegen den Wadeleswirth; Lorle neckte ihn, weil er ſich ſonſt ſo wenig ſehen ließ; ſie konnte nicht ahnen, daß er ſich von ihr zurückzog, aus Furcht ſein Mitleid und ſeine Verehrung für ſie könne ihm einen böſen Streich ſpielen.

So hatte die erſte Stunde des Zuſammenſeins einen

überaus heitern Anſtrich und hätte man ſpäter auch Luſt oder Veranlaſſung gehabt, eine andere Farbe zum Vorſchein kommen zu laſſen, ſo wäre dies nicht mehr möglich geweſen, wenigſtens nicht in der ganzen Schärfe und Beſtimmtheit; denn die erſte Stunde des Wiederſehens iſt der Accord, der die Tonart für den ganzen Verlauf des Beiſammenſeins angiebt. Außerdem war Reinhard mit Arbeiten überhäuft, wie er mindeſtens behauptete, er überließ daher ſeinen Schwiegervater ganz der Leitung und Fürſorge des Collaborators.

Sei es zufällig oder abſichtlich, Reinhard ging nie mit dem Wirth, der natürlich in ſeiner Bauerntracht erſchienen war, bei Tage über die Straße. Lorle glaubte, er ahne und fürchte eine unangenehme Auseinanderſetzung und wolle dieſelbe vermeiden, ſie hatte nichts dagegen einzuwenden; daß er ſich des Bauern ſchämen könnte, kam ihr nicht entfernt in den Sinn.

Der Collaborator war ganz glückſelig den Wadeleswirth überall geleiten zu können, er erfreute ſich nicht nur an dem körnigen naturkräftigen Sinne des Mannes, ſondern er wollte auch vor ſich und vor Andern beweiſen, wie ſehr er ſich dem Volke nahe fühle; er verſuchte ſogar Arm in Arm mit dem Wirth zu gehen, was dieſer aber als unbequem ablehnte. Der Wirth fand den Gelehrten in der Stadt auch viel ſchlichter und natürlicher als damals im Dorfe, er war daher auch ganz harmlos gegen ihn und ſagte einmal: „Es iſt mir doch allemal, wenn ich nach der Stadt da komm', wie wenn ich umfallen müßt'; es iſt Alles ſo eben (flach), es ſind keine Berg' da, wo ich mich d'ran halten kann.“ —

Der Collaborator erfreute ſich an dieſer eigenthümlichen Empfindungsweiſe des Bergbewohners, aber er hatte gelernt, nicht alsbald auf Alles eine Gegenbemerkung zu machen, wodurch der lautere Erguß gehemmt oder in eine andere Richtung gelenkt wurde.

Der Landtag ward gerade wiederum verſammelt, der Collaborator brachte ſeinen Schützling in die Geſellſchaft der freiſinnigen Abgeordneten. In der ganzen Stadt und zumal „höheren Orts“ wurde es übel vermerkt, daß der Collaborator als Staatsdiener, der noch dazu jeden Tag ſeine endliche Ernennung zum Bibliothekar mit Gehaltserhöhung erwarten durfte, ſich offen der ſtändiſchen Oppoſition anſchloß; er kümmerte ſich aber wenig um die ihm hierüber zugehenden Andeutungen. War nur irgend ein Bedenken berechtigt über den Anſchluß an Männer, die auf dem Boden der Verfaſſung ſtehend gegen Regierungsmaßregeln kämpften und Normen für die Zukunft feſtſtellten? War er ein Diener der Miniſter oder des Staates? — Der Wadeleswirth, aus deſſen Bezirk ein Regierungsmann gewählt war, wurde dennoch von dem angeſehenen Haupt der Oppoſition mit beſonderer Auszeichnung behandelt, weil er nicht nur als freiſinniger Wahlmann bekannt war, ſondern in ihm auch eine Bürgſchaft für die zukünftige Beſſerung des verlorenen Wahlbezirks liegen konnte. In dem rührigen, ernſten und heitern Leben, das in dieſer Geſellſchaft den Wadeleswirth umgab und wo er andächtig zuhörte, vergaß er faſt ganz, warum er eigentlich nach der Stadt gekommen war; überdieß ſah er jetzt wohl ein, daß hier nichts von ſeiner Seite

geändert werden könne, und ſo war er froh, doch in der Betheiligung an den allgemeinen Landesangelegenheiten eine Erhebung zu finden. Der Collaborator ſprach mit ſeinem Schützling viel über Staatsverhältniſſe, aber voll von dem Gegenſtande, den er eben jetzt in ſeiner Schrift behandelte, konnte es auch nicht fehlen, daß er oft darauf zurückkam, man müſſe zunächſt und vor allem die wahre Religion wieder herſtellen und „dem Pfaffenthum den Treff geben.“

„Ich hätt's nicht glaubt,“ entgegnete der Wadeleswirth, „daß Ihr ſo fromm ſeid; aber laſſet doch in Gottes Namen die Pfaffen in Ruh, da iſt nicht gut anrühren und die gelten eigentlich doch nur bei den Weibsleuten. Jetzt müſſen wir weniger Steuern, müſſen Schwurgerichte und Landwehr haben, das iſt jetzt die Hauptſach'.“

Trotz aller Bitten Lorle's hatte ſich der Vater nicht bewegen laſſen bei ihr zu wohnen, er blieb bei einem alten Bekannten, einem Bäcker, der ihn bisweilen beim Fruchteinkaufe beſuchte und der zugleich eine Wirthſchaft hielt; Lorle mußte oft mit ihm dahin gehen, und ſie ſaßen dann nicht in der Wirthsſtube, ſondern im Backſtüble bei der Familie. Lorle war voll Freude, hier Menſchen zu finden, einfach und offen wie daheim, voll rüſtiger Thätigkeit im Haus und im Feld. Der Wadeleswirth empfahl noch ſeinem Gaſtfreund, er ſolle Lorle beiſtehen und ihr geben was ſie verlange, und ſie verſprach öfters zum Beſuche bei der Bäckerfamilie zu kommen.

Die Stunde der Abreiſe nahte. Lorle konnte den

Gedanken nicht los werden, daß ſie auf lange Abſchied nehme und ihren Vater vielleicht nimmer wiederſehe; ſie ſagte daher bei der letzten Handreichung: „Pfleget Euch nur auch recht gut, daß Ihr geſund bleibet und machet Euch wegen meiner keinen Kummer.“

„Närrle,“ erwiderte der Vater; „ich ſterb' noch nicht, und wenn ich ſterb', du kannſt ruhig ſein, du haſt mir mit Willen dein Lebtag keinen traurigen Augenblick gemacht.“

Lorle weinte.

„B'hüt dich Gott!“ ſagte der Vater in einem gewaltſam ſtarken Ton, „und komm' auch bald auf Beſuch.“

Er ſtieg auf das Wägelchen des Bäckers, mit dem er halbwegs fuhr, wo ihn dann der Martin abholte.

Lorle lebte nun wieder in ihrer alten, ruhig ſtillen Weiſe. Die beiden Freunde aber waren in großer Aufregung.

Eine ſo eben erſchienene Zwanzigbogenſchrift brachte die ganze Stadt in Aufruhr. Sie hieß: „Die Sonntagsteufel mit den weißen Bäffchen, oder ein Schuß in's Schwarze, von Adalbert Reihenmaier.“ Die Vorrede lautete: „Leſer, auf zwei Worte! Ich will die Religionsheuchelei an's Meſſer der Oeffentlichkeit liefern. Ich will die Verſteinerungen im Moraliencabinet ordnen. Komm mit.“

Der Collaborator, der ehedem die Anſicht gehegt hatte, man müſſe die ganze heutige Welt radical in ſich verfaulen laſſen, hatte nun doch an das Beſtehende angeknüpft, da er zur Einſicht gelangt war, daß jene

Erhabenthuerei blos eine Maske der Trägheit und Selbstgefälligkeit ist.

Die Tiefe und Selbständigkeit der philosophischen und geschichtlichen Forschung war in der Schrift unverkennbar, Manches aber nahm sich seltsam aus; denn es waren nackt hingestellte Ergebnisse langer Besprechungen oder weitläufiger innerlicher Denkprozesse, nur für denjenigen vollkommen klar, der den Collaborator kannte. Daneben waren dann wieder Sätze wie Dolche aus zusammengeschweißtem und gehämmertem Stahldraht. Ein Kapitel: „Adam Kadmon, oder die Urmenschen an der Spitze der Geschichtsepochen," in dem der Verfasser seine Ansichten von der Erlösung darlegte, wurde von Oberflächlichen als mystisch bezeichnet, weil darin die Wiedergeburt der Menschheit durch die reine Natur erklärt werden sollte. Wir kennen einige Grundlinien dieser besondern Anschauung aus der Art, wie der Collaborator das Wesen Lorle's gegenüber den Culturbestrebungen ansah. So weit ab in die Tiefen des Geistes und der Geschichte sich diese Erörterung verlief, kann sie doch wohl durch jene Betrachtung angeregt worden sein; denn wer weiß, aus welchen scheinbar fernliegenden Anregungen der schöpferische Geist seine Gebilde schafft und seine Erkenntnisse den Anfang nehmen.

Wo sich die Schrift dem unmittelbaren Leben zuwendete, gelangte sie zu einem Schwunge, der sich mit dem prophetischen vergleichen ließ; hier loderte der Eifer gegen die Verunstaltung und die Blindheit, die aus dem Beseligendsten und Befreiendsten eine Jammerschule und eine Sklavenkette macht. Eben dies erregte den

heftigsten Zelotismus gegen den Verfasser. Von den Kanzeln herab wurde gegen den ruchlosen Gotteslängner gepredigt und zugleich alsbald eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Jetzt lebte jene alte Notiz in dem geheimen Buch und das Aktenfascikel 14,263 wieder auf; die Schrift und jene Thatsache wurde zur Fangschnur gedreht: der Collaborator ward wegen Atheismus angeklagt.

Die rechtsgelehrten Freunde erboten sich, ihn juristisch zu vertreten, er lehnte es ab, und die Vertheidigungsschrift, die er einreichte, ward zur neuen Anklage. Dennoch ging er so frei und froh umher, wie noch nie. Was kümmerten ihn die scheelen Blicke und das Fingerdeuten auf den vordem Unbekannten, Unangefochtenen? Er glaubte erst jetzt sich selber achten zu dürfen. Nur der unbeschreibliche Jammer seiner Schwester Leopoldine that ihm weh. Vor der Schwelle einer gesicherten Zukunft hatte der Bruder sich selber den Weg abgegraben, das konnte die treue Gefährtin nicht verschmerzen. Sie hatte Gönnerinnen genug und lief von Haus zu Haus mit Bitten und Klagen, bis sie erfuhr, daß es sich zugleich auch darum handle, den eben von der Universität zurückgekehrten Sohn des Consistorial-Directors in die zu erledigende Stelle einzuschieben. Von diesem Augenblicke an hörte man kein Klagewort mehr von ihr. Mit einer bewundernswerthen Stärke und Seelenruhe ließ sie nun Alles kommen und war freundlich gegen den Bruder, in dem sie ein Opfer der Familienränke sah.

Lorle suchte jetzt Leopoldine wieder auf und sah mit tiefer Reue, wie unrecht sie gegen diese gehandelt hatte,

die jetzt in Schmerz und Noth ihre Hochherzigkeit und ihren liebevollen Geist offenbarte. Auch Leopoldine erkannte nunmehr das gesunde Herz und die Zartheit Lorle's. Diese sagte einmal: „Ich glaub's nicht, aber wenn's auch wahr ist, daß der Herr Reihenmaier was Sündliches geschrieben hat, da wird ihn unser Herrgott schon strafen und besser machen; was geht das das Consistore an? Da kann kein König und kein Kaiser was machen, das muß Gott selber wieder in Einem zurecht bringen. Aber der Bruder ist ja so gut, er beleidigt ja kein Kind."

Die Oberbehörden hatten andere Grundsätze, der Collaborator wurde durch ein beispiellos rasches Erkenntniß als Gotteslästerer zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt und demzufolge seines Amtes entsetzt. Er recurrirte an das Gesammtministerium.

Reinhard war eines Abends „en petit cercle" beim Prinzen, die Eingeladenen standen in einer Gruppe im Empfangsaale und harrten nach der Hofweise des Einladenden.

Unversehens kam die Rede auf das Buch des Collaborators; ein junger Engländer bemerkte: „Solche Frechheiten darf man nie und nirgends dulden, das schamlose fade Buch sollte an den Galgen genagelt werden."

Reinhard hielt an sich und sagte nur mit ironischem Lächeln: „Sie zürnen, weil der Verfasser die Engländer das gottloseste Volk der Erde nennt, Sonntagschristen, die allsabathlich ihrem Lordsgott langbeinige Reverenzen machen, während sie in der Woche lieblos gegen die eigenen niederen Stände und egoistisch gegen alle Welt sind."

„Ich bewundere Ihre glückliche Gabe, es giebt Menschen mit einer besondern Anziehungskraft für Paradoxen und Trivialitäten," entgegnete der Engländer.

Reinhard biß die Lippen auf einander und faßte krampfhaft seinen Rockschoß, als packte er den kecken Schwätzer, der jetzt fortfuhr: „Der aberwitzige Verfasser versteht kein Wort von Philosophie."

„So?" fuhr Reinhard fort, „also auch darüber wagt Ihr abzuurtheilen? Wo sich der deutsche Geist irgend in seiner Kraft äußert, da wagt Ihr's, ihn zu bespötteln. Mag die ganze vornehme Welt vor Euch krummbuckeln und der Affe Eurer Gentlemans-Rohheit sein, es giebt noch etwas Höheres" —

„Seine königliche Hoheit!" hieß es plötzlich als eben der Comte de Foulard beschwichtigend sich einmengen wollte; die Gruppe zertheilte sich schnell und bildete zu beiten Seiten Fronte, durch die der Prinz begrüßend schritt.

Wie war jetzt Alles plötzlich gedämmt! Die Gräfin Mathilde hatte wahr gesprochen, als sie einst gegen Reinhard bemerkte, daß die Etikette und die gesellschaftliche Form überhaupt den individuellen Tact oft ersetzen müsse.

In mancherlei abliegenden Gesprächen suchten die Engländer, die sogleich gemeinschaftliche Sache machten, Reinhard zu reizen, ohne daß er in Gegenwart des Prinzen ihnen erwidern konnte; Reinhard fand indeß einen unerwarteten Beistand in dem Oberleutnant und Kammerjunker Arthur von Belgern, dem Vetter der Gräfin Mathilde.

Als man die Gesellschaft verließ, sagte Belgern zu Reinhard: „Sie haben zwar dem ganzen Hofkreise den Handschuh hingeworfen, indeß erbiete ich mich gern zu Ihrem Secundanten. Es empört mich und Viele mit mir schon lange, welche Anmaßungen den Fremden bei Hofe gestattet werden; durch einige Mäßigung hätten Sie sich, ich darf wohl sagen, den besten Theil der Gesellschaft zu Dank verpflichtet."

Reinhard war es aber durchaus nicht darum zu thun gewesen, eine Partei zu gewinnen oder sich eine Coterie zu verpflichten; er hatte seinem Ingrimm Luft gemacht, und es that ihm nur leid, daß es nicht noch kräftiger geschehen war. Mochte seine Beziehung zum Hofe sich dadurch lösen, es war ihm erwünscht.

Als die Ausforderung nun andern Morgens eintraf, nahm er sie mit Freuden an, ließ sich aber nicht von Belgern, sondern von einem jungen Rechtsgelehrten secundiren und schoß seine erste Kugel dem Gegner durch das rechte Schulterblatt.

Das Duell erregte gewaltiges Aufsehen in der ganzen Stadt; es wurde indeß vertuscht, aus Rücksicht für den Ort wo es angesponnen, und weil man überhaupt gern Aufsehen vermied und Ignoriren in diesen wie in höheren Beziehungen als höchste Staatsklugheit gepriesen wird.

Lorle erfuhr die ganze Sache erst mehrere Tage später zufällig von Leopoldinen; sie schauderte vor dem was geschehen war und daß Reinhard ihr es verhehlen konnte. Sie begriff diese Welt nun gar nicht mehr: dort ein braver Mensch der Gotteslängnerei

angeklagt; hier ihr eigener Mann, der ſein Leben auf's Spiel ſetzte, wie einen Rechenpfennig. Sie ging mehrere Tage umher und ſah allen Leuten verwundert in's Geſicht, als wollte ſie ſie fragen, ob denn die Welt bald untergehe?

In Reinhards Gegenwart war ſie oft zerſtreut und dann ſah ſie ihn wieder mit einem flehenden Blick an, der dringend bat: erzähl' mir doch Alles, ich kann nicht begreifen wie du dein Leben, das doch mir gehört, vor die Mündung einer Piſtole ſetzen konnteſt, ohne mir Etwas davon zu ſagen; und auch jetzt noch, da du der Gefahr entronnen, höre ich kein Wort. Bin ich denn gar nicht mehr da?

So ſah ſie ihn oft ſtarr an und Keines redete eine Silbe.

Lorle half Leopoldinen ſo viel ſie konnte, aber die Wackere und Starkmuthige war ſelten zu Hauſe; ſie ahnte was kommen konnte, und um gegen jede Fährlichkeit geſichert zu ſein, begann ſie nun wieder ihr Putzgeſchäft einzurichten.

In dem Hauſe des Bäckers, wohin Lorle ihrem Verſprechen gemäß jetzt bisweilen ging, fand ſie meiſt Erholung; hier war ein Leben voll Arbeit und Heiterkeit, man wußte hier ſo wenig von dem Wirrwarr, der da drüben in den anderen Kreiſen herrſchte, als läge dieſe Welt fern über'm Meere. —

Lorle, die ſonſt immer zu Hauſe geblieben und in ſich ſelber Ruhe geſucht hatte, ging jetzt öfter aus, ſie wollte ſich vergeſſen, eine gewaltige Unruhe ſtörte ſie auf; ſie war wie ein Vogel, der den Baum

zur Erde gefällt ſieht, auf dem er ſein Neſt gebaut hatte. —

Das Geſammtminiſterium beſtätigte die Amtsentſetzung des Collaborators, jedoch ward ihm die Gefängnißſtrafe erlaſſen. In dem kleinen Bierſtübchen wurde „der Geburtstag des Privatmenſchen Reihenmaier“ würdig gefeiert. Der Neugeborne hielt ſich ſelber die Rede, in welcher die bemerkenswerthe Stelle vorkam: „Sie irren ſich, die Herren, ſie wollen uns zu Lumpen machen, um dann ausrufen zu können: Seht Ihr's. Nur die Taugenichtſe ſind unzufrieden! Wir wollen's ihnen zeigen.“

Von dieſer Zeit an ſtudirte er emſiger als je. Viele glaubten, daß er mit einer neuen, noch nachdrücklicheren Schrift hervortreten werde; aber er behauptete, nicht zum Schriftſteller zu taugen. Er gab ſich nun ganz ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, der Geologie hin. Scherzend ſagte er einſt zu Reinhard: „Ich bin ein Stück Prometheus, auf den Felſen verwieſen weil ich einen Funken Licht vom Himmel auf die Erde gebracht; aber ich bin nicht gefeſſelt und ich laſſe mir das Herz nicht aushacken.“

Reinhard war nicht nur bei Hofe, ſondern auch, wie ihm die Freunde erzählten, faſt in der ganzen Stadt in Ungnade gefallen. In der Reſidenz, die weſentlich aus Beamten und Militär beſtand, und wo es an natürlichen Erwerbsquellen mangelte, hatte ſich bereits jenes Verderbniß der Badeorte eingeniſtet, daß Viele faullenzend von der Vermiethung ihrer Wohnungen an Fremde lebten, und wie ſie ſich vor denſelben in kleine Stübchen zurückzogen, ſo ihnen auch ſonſt in Allem Unterthänigkeit

bewieſen. Die Engländer hatten in Mißmuth faſt ſämmtlich die Reſidenz verlaſſen und Reinhard ward nun in den Augen Vieler ein Aergerniß. So wenig ihn alles dieß berührte, empfand er doch eine prickelnde Unbehaglichkeit in allen ſeinen Verhältniſſen. Lorle litt dabei am meiſten, denn er ſagte oft im Unmuth: „Ich gehe zu Grunde, wenn ich hier bleibe, ich kann nicht hier bleiben und will und muß doch.“ —

Lorle wußte gar nicht was ſie beginnen ſollte, ſie bat, daß ſie nach einer andern Stadt ziehen möchten; aber das wollte Reinhard wieder nicht.

Mitten in dieſem Wirrwarr traf Lorle eine ſchwere Nachricht: ihr Vater war plötzlich am Schlage geſtorben. Nachdem ſie ſich ſattſam ausgeweint hatte, war ſie wunderbar gefaßt; ſie ging tagtäglich nach der Kirche, um für den Verſtorbenen zu beten. Leopoldine ſtand ihr getreulich bei in ihrem Kummer. Als ſie ihr einſt durch Erinnerung an eigenes Mißgeſchick Troſt zuſprechen wollte, ſagte Lorle: „Er iſt jetzt todt, aber mir iſt's, wie wenn er nur weiter weg wär', wo man eben nicht hinkommen kann bis Gott Einen ruft, ich denk' jetzt g'rad an ihn wie wenn er noch da wär', für mich iſt's eins; ob man ſo weit oder ſo weit von einander iſt, das iſt gleich. Es thut mir nur leid, daß er nichts mehr von dieſer Welt hat, er hat aber die andere dafür; mich dauert nur mein' Mutter, mein' gute gute Mutter.“

Reinhard kam immer ſeltener und immer flüchtiger nach Hauſe, er vollführte ohne Unterlaß ſeine Aufträge für den Hof; er ſetzte einen Stolz darein, zu zeigen

daß ihm die Ungnade nicht nahe gehe und er Großmuth zu üben wisse. — In den Feierabenden begann er sich auf traurige Weise zu betäuben.

Lorle fühlte ein fast unbezwingbares Heimweh, und doch wollte sie nicht auf einige Tage zur Mutter; sie fürchtete das Wiedersehen, den Abschied und die Rückkehr. Oft war's ihr wie einem Vogel, der die Flügel regt, aber sich nicht aufschwingen kann. Im Traume kam es ihr vor, als hätte der Bach ihres heimatlichen Dorfes eine Gestalt gewonnen und zöge und zerrte an ihr, daß sie heimkehre.

Eines Abends im Herbste saß sie am Fenster und sah den Schwalben zu, die jetzt hastiger durch die Luft schossen, im Fluge zwitscherten und sich grüßten; Lorle breitete unwillkürlich die Arme aus, sie wünschte sich Flügel, sie wollte fort, sie wußte nicht wohin. Die Dämmerung brach herein, die Abendglocke läutete, Lorle konnte nicht beten, sie saß im Dunkel und träumte: sie läge tief in der Erde eingeschlossen und nimmer tagt's. Da erwachte sie und hörte eine Stimme auf der Straße, die in schwerem, langem Klageton rief: Sand! Sand! Sand!

„Ach Gott!" dachte Lorle, „der Mann will noch nicht heim, er kann seinen Kindern kein Brod bringen für den Sand, den er feil bietet." Sie ging hinab und kaufte dem Manne seinen ganzen Wagen voll Sand ab, so daß für Jahr und Tag vorgesorgt war. Der abgehärmte heisere Sandverkäufer dankte ihr mit Thränen in den Blicken. Sie ging nun wieder in die Stube und malte sich das Glück der Familie aus,

wenn der Vater heimkam und Brod und Geld mitbrachte. Zu ſich ſelber ſprach ſie dann: „Du biſt doch undankbar, du haſt's ſo gut, haſt dein täglich Brod und dein Mann läßt dich über Alles Meiſter ſein. Ach, er iſt ja ſo gut. Wenn ich ihm nur helfen könnt'."

Sie nahm ihr Gebetbuch und betete; ſie mußte herzſtärkende Worte geleſen haben, denn ſie küßte die Blätter des Buches und legte es zu.

Wie viele inbrünſtige Küſſe lagen ſchon in dieſem Buch eingeſchloſſen!

Lorle faßte den Entſchluß, heute zu warten bis Reinhard heimkäme; ſie mußte ihm wieder einmal ihr ganzes liebendes Herz offenbaren. — Stunde auf Stunde verrann, er kam nicht; ſie hatte wieder das Gebetbuch ergriffen und Gebete und Geſänge für alle möglichen Lebensfälle geſprochen und leiſe geſungen; ſie rieb ſich oft die Augen, aber ſie blieb wach.

Welch ein eigenthümlicher Weltzuſammenhang offenbarte ſich ihr jetzt. Die Gedanken der Menſchen in den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen waren jetzt durch ihre Seele gezogen und alle und überall ſeufzten ſie auf und ſtreckten die Hände empor. Könnt ihr euch nicht retten und emporſchwingen?

In dieſem Gedanken ſaß Lorle da und ſtarrte hinein in das Licht.

Mitternacht war längſt vorüber, als ſie Reinhard die Treppe heraufkommen hörte; ſie wollte ihm entgegengehen, aber doch hielt ſie's für beſſer, ihn in der Stube zu erwarten. Jetzt öffnete ſich die Thür. Verhülle dich

Auge! Ein Schreckbild, das einst im Scherz dich so gepeinigt — es wird zur Wahrheit.

„Lieber Reinhard, was ist dir?“ rief Lorle entsetzt.

„Laß mich, laß mich,“ antwortete Reinhard mit schwerer, lallender Zunge; er that einen Schritt vor und taumelnd stürzte er auf den Boden.

Lorle schrie nicht um Hülfe, sie hatte seinen Zustand erkannt und warf sich neben ihm auf den Boden, sie schaute dann mit gläsernem Blick umher und konnte nicht weinen. Eine Göttererscheinung, zu der sie anbetend aufgeschaut hatte, war in den Staub gesunken. „Wer hat das verschuldet? Er, ich oder die Welt?...“

Endlich stand sie auf, holte ein Kissen und legte es Reinhard unter den Kopf; er hob einen Arm und ließ ihn matt wiederum sinken.

In dunkler Kammer hatte sich Lorle über das Bett geworfen, kein Schlaf berührte ihre Augenlider, ihre Gedanken wurden wie von nächtigen Geistern wirr durcheinander gejagt und Bilder, die kein Wachen schauen kann, umgaukelten sie. Der Tag graute. Als fühlte sie das Nahen des Morgens, stand sie auf, Reinhard lag noch in ruhigem Schlafe. Sie kleidete sich sorgfältig an, nahm ihr Gebetbuch, öffnete es aber nicht, sondern steckte es zu sich; was sie jetzt vorhatte, kam zunächst aus der Entschiedenheit ihres Charakters, aus ihrem selbständigen Entschluß. Vom Abend her lag noch eine geklärte Ruhe auf ihrer Seele und eine Zuversicht die aus der Tiefe des eigensten Lebens kam, spannte ihr ganzes Wesen; sie schwankte keinen Augenblick in ihrem Beginnen. Eine Weile stand sie mit

gefalteten Händen vor Reinhard, dann verließ sie die Stube und ging die Treppe hinab. An der Flurthüre des Registrators lauschte sie, Alles war still. „B'hüt euch Gott ihr lieben Kinder," hauchte sie an die Scheibe und verließ rasch das Haus.

Der Bäcker war höchlich erstaunt, als Lorle ihn bat augenblicklich einspannen zu lassen, um sie nach Hause zu fahren; er willfahrte indeß ohne Zögern und da kein Knecht zu Hause war, übernahm er selbst den Fuhrmannsdienst. Lorle nahm nicht nur kein Frühstück, sondern duldete nicht einmal, daß der Bäcker auf dessen Bereitung wartete.

Als sie an der Kaserne vorbeifuhren, stand ein Tambour dort und schlug die Tagwacht; es war Wendelin, er ahnte nicht, wer im Morgenduft an ihm vorüberzog.

Wenige Stunden darauf erhielt Reinhard durch einen Boten folgenden Brief:

„Ich sage dir Lebewohl, lieber Reinhard, ich gehe wieder heim zu meiner Mutter, ich hab's wohl bedacht, aber ich geh'. Ich danke Dir viele tausendmal für all' das Liebe und Gute auf dieser Welt, was ich durch Dich gehabt hab'. Ich bin ein' schöne Zeit glücklich gewesen. Gott ist mein Zeug', wenn ich's heut' nochmals zu thun hätte und ich wüßt', daß ich so lang in Schmerzen verleben muß, ich thät's doch wieder und ging' mit Dir. Es ist doch ein' schöne Zeit gewesen.

Laß es bleiben, daß Du mich zu dir zurückbringen willst, das geschieht nimmer und nimmermehr; es ist gut so für Dich und mit Gottes Hülfe auch für mich.

Wenn Du mir mein Bett und die zwei blauen Ueberzüge ſchicken willſt, von Allem andern will ich nichts mehr ſehen.

Du mußt wieder in die weite Welt und ich geh' heim. Du wirſt Deinen Kummer ſchon wieder vergeſſen, vergiß meiner aber doch nicht ganz. Lebe wohl und ewig wohl. Bis in den Tod Deine getreue

Lore Reinhard.

Laß der Bärbel noch ein ſteinern Kreuz ſetzen, wie Du verſprochen haſt. Lebe wohl und ewig wohl. Deine Getreue.

Verzeihe, das Papier iſt naß geworden, ich habe darauf geweint. Lebe wohl und lebe ewig wohl."

Und dann?

Der Collaborator iſt als Theilhaber einer Mineralienhandlung auf Reiſen. Wer weiß, in welchem Bergwerk er jetzt hämmert und gräbt. Wir dürfen ihm Glückauf zurufen und ſicher ſein, daß er wieder den Weg an's Licht findet.

In Rom fragte die Frau des Kammerherrn Arthur von Belgern, geborene Gräfin Mathilde von Felſeneck, angelegentlich nach dem Maler Reinhard, der ſeine Stellung in der *ſchen Reſidenz aufgegeben und ſich hieher gewendet hatte; ſie hörte nur, daß er ſelten nach der Stadt käme, ſich meiſt in der Campagna umhertreibe und dort il Tedesco furioso heiße.

Durch das Dorf geht eine Frau in ſtädtiſcher Kleidung, von Jedermann herzlich begrüßt, und fragt ihr, wer ſie ſei, ſo wird euch Jeder mit dankendem Blicke ſagen, daß ſie der Schutzengel der Hülfsbedürftigen iſt. Und ihr Name? Man nennt ſie die Frau Profeſſorin.

Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Erste, neu durchgesehene Gesammtausgabe.

Vierter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1857.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung dieſer neu durchgeſehenen Geſammtausgabe vor.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schwarzwälder Dorfgeschichten.

Vierter Band.

Lucifer.

(1847.)

In die wogende Saat.

Die Morgenglocken tönen und klingen und wollen nicht enden, durch die ſtillwogende Saat wallt in langer Reihe eine fromme Schaar, die Kirchenfahnen blau und roth flattern und knattern im ſanften Windhauch, laut ausgerufene Worte werden nachgemurmelt in der endloſen Reihe, Geſänge ſchallen hin über Wieſe und Feld und der rauſchende Wald verſchlingt ſie. Hoch oben im Blau verborgen ſchmettert die Lerche ihr Lied und badet im lichten Aether; erfriſchender Duft athmet von den Höhen und aus den Gründen, und die Weihrauchwölkchen aus den geſchwungenen Keſſeln zertheilen ſich raſch. Dort ſenkt ſich der Zug den Feldweg hinab, die Fahnen ſind verſunken und die Menſchen mit ihnen, dort aber ſteigen ſie ſchon wieder die Höhe jenſeits hinan; weit voraus ſind die Erſten und noch bewegt ſich das Ende des Zuges zwiſchen den Hecken der Gärten am Dorfe. Die Menſchen ziehen hin durch die Flur und danken dem Gotte, der ſo reiche Saat emporſproſſen ließ, ſie flehen um ferneren Schutz und ſegnen die Frucht ihrer Arbeit. Es iſt der Bittgang durch das Feld.

Dieſe Wege zogen ſie oft einſam, belaſtet und müde, heute ſind ſie alle vereint, frei und in ihren Feierkleidern; nur Worte, andächtige Grüße ſchicken ſie hin

über die Häupter der ſchwankenden Aehren, die ſich ſtill zu einander neigen, als verſtünden ſie den Gruß und flüſterten Unhörbares ſich zu.

Den Zug ſchloß eine uralte wohlgekleidete Frau, ſie ging etwas gebückt und führte einen rothwangigen Knaben von etwa neun Jahren, der ſtets tänzelte und hüpfte. Als man an der Thalſchlucht anlangte, ſagte die Alte: „Victor, halt ein bisle ſtill, wir wollen da abſitzen, meine Läufer wollen nimmer mit; komm', wir wollen noch beten und dann heimezu gehen.“

Sie ſetzten ſich auf den Rain und der Knabe las aus dem Gebetbuche vor. Dann ſprach die Alte mit tiefer Rührung von der Güte Gottes, der nun die armen Menſchen wieder ſo reich geſegnet habe.

Endlich richtete ſie ſich auf und ſtreichelte den Knaben über Stirn und Wangen, und nun machten ſie ſich ſtill auf den Weg.

Im Dorfe war Alles wie ausgeflogen, die Glocke ſchien gleich einer Mutterſtimme die Fernhingezogenen zu rufen, daß ſie der Heimath nicht vergäßen. Deß hatte es keine Noth, denn bald füllten ſich die Straßen wieder und Alles eilte mit doppelter Haſt zur harrenden Speiſe. Eben bebte der letzte Ton des Geläutes aus und ſchon ſchlug es zwölf Uhr.

Der Mittag iſt glühheiß, die Sonne ſticht ſo ſpitz. Nach der Mittagskirche iſt es wiederum leer auf der Straße. Die Pappel beſchaut ſich weithin im glatten Spiegel des Weihers und kein Lüftchen bewegt ihre langſtieligen Blätter; die Enten liegen am Ufer, und

da ſie nichts zu reden und nichts zu eſſen haben, ſtecken ſie die Schnäbel unter die Flügel und — gut Nacht Mittag! Eine Schaar Hühner hat unter einem leerſtehenden Wagen Schatten geſucht und nur eine unruhige aus ihrer Mitte gräbt ſich tief ein in den Sand.

Das ganze Dorf iſt wie ſchlafen gangen. Am Rathhauſe aber hört man gewaltigen Lärm, beſonders tönt eine mächtige Stimme hervor. Alle Mannen ſind dort verſammelt, denn der Schultheiß bringt einen neuen Vorſchlag an die Gemeindeverſammlung. Zweierlei Mißlichkeiten hatten bisher beim Einzuge des Zehnten ſtattgefunden. Vor Allem die Scherereien durch die Zehntknechte, da war man nicht Herr ſeines Eigenthums, bis die Herren Zehntknechte ihren Theil geholt hatten; pachteten Ortsangehörige den Zehnten, ſo blieb dieſer Mißſtand derſelbe und führte noch zu allerlei Feindſchaften bei der Steigerung u. ſ. w. Darum hatte der Gemeinderath für dieſes Jahr ſowohl den „Herrenzehnten“ als den „Pfarrzehnten“ gepachtet, und verlangte dafür die Beſtätigung der Gemeinde. Der Vorſchlag war ſachgemäß und billig, Alles ſchien einverſtanden.

Da erhob ſich der Sägmüller Luzian Hillebrand, der zugleich auch Obmann des Bürgerausſchuſſes war, und rief: „Wie? will Keiner das Maul aufthun bei der Hitz'? Fürchtet er ſich die Zung' zu verbrennen?“

Alles lachte und man hörte eine Stimme ſagen: „Was hat der jetzt wieder?“

Luzian fuhr fort: „Was hat der jetzt wieder? hör' ich da rufen. Sollſt's gleich hören und ihr Alle mit.

Ich muß mich jetzt schon an den Laden legen. Also wie es den Anschein hat, soll die Sach' jetzt gleich beschlossen werden, butschgeres fertig, wie der alte Geigerlex als gesagt hat. Aber warum hören Wir vom Ausschuß erst jetzt davon? Da sehet ihr's, ihr Mannen, wie die Herren Gemeinderäth' für die Ewigkeit, ich mein' die lebenslangen, regieren, da könnet ihr's nun wieder abmerken, daß ihr nie mehr Einen wählet, der nicht unterschreibt, daß er nach fünf Jahren austreten will."

„Was hast denn gegen die heutige Sach'?" fragte der Schultheiß, „was sollen die griffigen Reden?"

„Kommt schon," entgegnete Luzian, „es ist auf die Lebenslangen kein Schlag verloren, als der wo neben 'naus geht. Also nach dem Flurbuch wollet ihr den Zehnten umlegen? Nicht wahr Schultheiß und du Heiligenpfleger, du hast deine Aecker meist im Speckfeld, der Kübelfritz da hat aber seine paar Aeckerle drunten beim Heubuckel und im Nesselfang; was meinst, muß der vom Morgen so viel Zehnten geben, wie du und ich von meinen besten Aeckern, wo der Boden fett und mürb ist und wo wir die doppelten Neuning[1] machen? Saget nur Alle Ja."

„Nein," schrie es von allen Seiten und „hat Recht, hat beim Blitz Recht," hinkte noch der Eine und Andere mit seiner Rede nach, als bereits wiederum Stille eintrat und Luzian dann fortfuhr:

„So? Also nein; warum stehet ihr denn aber da wie Gott verlaß mich nicht und red't kein's und deut't

[1] Neuning, ein Haufen von neun Garben.

nicht und macht nicht und bericht't nicht? Warum laſſet ihr mich immer am ſchweren Ort anfaſſen? Nun meinetwegen, es geht auf die alt' Zech'. Jetzt ich mein' ſo: wenn der Vorſchlag angenommen wird, und ich will mich nicht dagegen ſtäupern (widerſetzen), dann macht man den Anhang dazu: man wählt noch einen Ausſchuß, der den Zehnten zelgweiſe, wie's Kauf und Lauf iſt, umlegt. Aber ihr ſchreibet Alle nicht gern Zettel und da du," er ſtieß lächelnd ſeinen Nachbar an, „du fürchteſt mit den Anderen, das Bier im Rößle wird dir warm. Alſo der Gemeinderath und drei Mannen vom Bürgerausſchuß, die nehmen noch ein paar von den Halbfuhrigen[1] dazu und die vertheilen's gleichling."

Dieſes wurde nun auch einſtimmig beſchloſſen.

Es war ſo erſtickend heiß in der Gemeindeſtube, daß Viele ſchon innerlich grollten, weil die Verhandlung ſo lange dauerte, obgleich es ja ihr nächſtes Wohl betraf. Andere ſchlichen ſich, da die Thür offen gelaſſen werden mußte, ſtill davon und dachten, die Zurückbleibenden würden ſchon ausmachen was gut ſei; ſie ſtimmten gar nicht mit, und gewiß waren dieſe Ausreißer nicht minder vorn dran, wenn es galt, die Ueberlaſten aller Art zu beklagen. Die Ueberwitzigen beſchönigen dann wohl gar ihre Faulheit mit der klugen Rede, daß der Bettelſack doch ein Loch habe und da nicht zu helfen ſei, es müſſe Alles anders kommen. Denn nicht blos hinter Brillen hervor dringen ſolche kluge Blicke, die über Alles hinaus ſind und alles Thun eitel finden; die urthümliche Lungerei iſt grad ſo weit.

[1] Die nur eine einzelne Kuh zum Anſpannen haben.

Endlich ward die Gemeindeverſammlung aufgehoben, die Straßen belebten ſich. Viele Männer zogen ihre Röcke aus und ſchickten ſie ſammt den Hüten durch herbeigerufene Knaben nach Hauſe; der kleine Umweg von da in's Wirthshaus war ihnen zu viel.

Allerlei Gruppen bildeten ſich, wir bleiben bei der um Luzian. Er erhielt allgemeines Lob und man ſagte ihm, es ſei einmal ſo, wenn Er in der Verſammlung ſei, ſo warte eben alles, bis er dem Gemeinderathe die Streu ſchüttle.

Es muß hiebei bemerkt werden, daß Gemeinderath und Ausſchuß, beſonders wo jener lebenslang gewählt iſt, ſich oft verhalten, wie Regierung und Stände, ſo weit dieſe aus unabhängigen Männern beſtehen. Schon geraume Zeit kämpfen alle Einſichtigen gegen die Lebenslänglichkeit des Gemeinderaths, aber das Staatsgeſetz verharrt unbeugſam, und ſo hat man zu jenem Verfahren genöthigt, das Luzian oben angab; man hat damit den Einklang mit dem Geſetze tiefinnerlichſt untergraben.

Luzian hatte noch einen beſonderen Grund, warum er, wie man ſagt, gerne dem Gemeinderath eine hölzerne Wurſt auf's Kraut legte. Wir werden das ſchon noch ſattſam erfahren.

„Es macht doch gottſträflich heiß," bemerkte jetzt der Schmied Urban.

„Thut Nichts," entgegnete Luzian, „ich weiß nicht, ich kann die Hitz' viel eher vertragen als die Kält', und ich ſchwitz' auch ſchon gern ein bisle, wenn's nur ein gut Weinjahr giebt; es iſt denen Wingerter zu gunnen.

Soll das Gewächs auskochen, so muß der Mensch auch sein Theil Hitz mitnehmen."

„Der Luzian schwitzt gern für die Welt, er ist ja auch so ein Stück Erlöser," sagte der Brunnenbasche, ein wohlhäbiger, bejahrter Mann, der die Rolle des Schalksnarren im Dorfe spielte.

Luzian gab ihm keine Antwort und ging voraus.

Man ging nach dem Wirthshause. Luzian las die Zeitung, deren verschiedene Blätter in einem kleinen Kreis vertheilt waren, Andere „kartelten," da der Pfarrer das Kegeln am Sonntag verboten hatte. Bald aber legten die Spieler die Karten weg, die Zeitungsleser rieben sich die Augen und die Buchstaben flimmerten vor ihnen, es war plötzlich stockdunkel.

„Heiliger Gott! was ist das?" rief der Erste, der zum Fenster hinaussah.

„Was giebt's?"

„Da gucket einmal den Himmel an."

Es gab nicht genug Fenster für die Drängenden, man rannte hinaus in's Freie. Schreckensbleich wurde jedes Antlitz, das aufschaute. Schwere, schuppenartig gestaltete Wolken schoben sich im ganzen Gesichtskreise träg in einander; mit jedem Augenblicke wurde es düsterer und nächtiger. Die die Wirthsstube verlassen hatten, kehrten nicht mehr dahin zurück, sondern eilten heimwärts, immer wieder aufschauend und die Hände von sich abstreckend, als müßten sie den Einfall des Himmels von sich abwehren. Die in der Wirthsstube verblieben waren und ihre noch in der Hand gehaltenen Karten an sich drückten, um den Nachbar nicht

einſchauen zu laſſen, warfen das Spiel mit allen Trümpfen weg und nahmen ſich nicht einmal Zeit, den Reſt ihres Trunkes zu leeren; auch ſie eilten „heimezu.“

Jedes wollte zu den Seinen ſtehen, als wäre das Unglück abzuwenden, wenn man ſich ihm mit vereinter Kraft entgegenſtemmte; jedenfalls war es leichter zu tragen.

Der Wirth war bald allein, und indem er die Reſte zuſammenſchüttete, ſagte er vor ſich hin: „Und jetzt haben wir heut' erſt den Zehnten abgelöst.“ Der Vorder- ſo wie der Nachſatz dieſes Gedankens kam nicht zu Worte, denn er wagte es nicht, vor ſich ſelbſt die Furcht auszuſprechen, die ihn erzittern machte.

Luzian ging ſtill das Dorf hinab, manchmal zwinkerte er mit den Augen, wenn er aufſchaute, und preßte die ſcharfgeſchnittenen Lippen zuſammen. Am Schulhauſe begegnete er dem Lehrer, der die Kirchenſchlüſſel trug und als Küſter eben zum Wetterläuten gehen wollte.

„Ihr ſolltet das ſein laſſen, Herr Lehrer,“ ſagte Luzian, „wenn's da droben aufſpielt, da nützt das Bimbam nichts. Ich hab' erſt vorlängſt noch geleſen, daß das Wetterläuten ein alter nichtsnutziger und gefährlicher Brauch iſt. Wer nicht von ihm ſelber betet, der thut's auch nicht auf das Gebimbel hin. Es iſt ja auch abkommen geweſen.“

„Ja, aber unſer neuer Pfarrer hält ſtreng auf die alten Bräuche, ich bekomme beim Unterlaſſen einen ſtrengen Verweis.“

„So? Auch auf das hält er? Hätt's eigentlich wiſſen können. Nun, behüt' uns Gott!“

Im Weitergehen ſchnalzte Luzian mit beiden Händen und ſpie oft aus. Faſt vergaß er über ſeinem Aerger was am Himmel vorging, er mußte ſich jetzt zuſammennehmen, daß ihm der Hut nicht vom Kopfe geriſſen wurde; der Sturmwind wirbelte graue Staubwolken vor ihm her zuſammen, ſchon fielen jetzt einzelne breite Tropfen, und als er die Klinke ſeiner Hausthür erfaſſen wollte, zuckte ein gelber Blitz, ſo daß Luzian geblendet nach dem Griffe taſtete.

„Gott ſei Lob, daß du da biſt!“ begrüßte ihn ſeine Frau, „was ſagſt du zu dem Wetter? Es wird doch, will's Gott, mit Gutem vorübergehen! So, jetzt biſt doch da. Mir iſt viel leichter, wenn dein Rock am Nagel hängt. Komm, gieb her.“

„Laß mir ihn noch an, man weiß nicht, wie man 'naus muß. Iſt das Kind da?“

„Ja. Siehſt ihn denn nicht? Da ſitzt er und lieſt. Das giebt auch ſo einen Büchergucker, wie du. Victor, gieb dem Aehni (Großvater) die Hand, du haſt jetzt genug geleſen, und es iſt ja ſtichedunkel.“

„Wo iſt das Bäbi?“ fragte Luzian.

„Draußen in der Küch', der Paule iſt auch da.“

„Gang und mach' das Feuer aus und ſie ſollen 'rein kommen. Halt, das iſt ein Schlag, der hat kracht und jetzt läutet der Schulmeiſter auch noch.“

Während die Frau hinausging, trat Luzian in die Nebenſtube, er fand dort eine Schlafende, die wol durch das drückende Wetter jetzt ſchon eingeſchlafen war. Es iſt dieſelbe Frau, bei der wir heute beim Bittgang verblieben ſind, als wir, gleich ihr die Andern weiter

ziehen ließen. Auf leiſen Sohlen kehrte Luzian wieder in die Stube zurück, er lehnte die Thür nur an, ohne ſie in's Schloß fallen zu laſſen.

Die Bäbi und der Paule traten mit glühenden Wangen in die Stube. Die Mutter hatte draußen wol ein großes Feuer zu löſchen gehabt. Bäbi ſtellte ſich ſogleich zu Victor an das Fenſter, es gelang ihr dadurch, ihr flammendes Antlitz zu verbergen, das ſie dem Vater nicht zeigen wollte.

„Guten Tag, Schwäher," ſagte Paule und ſteckte aus Ehrerbietung die in der Hand gehaltene Pfeife in die Bruſttaſche.

„Guten Tag. Biſt allein hier?"

„Ja."

„Guter Gott!" begann Bäbi, „wenn das Wetter nur keinen Schaden thut, das könnt' alle Luſtbarkeit auf unſerer Hochzeit —"

„Du denkſt jetzt nur an dich," unterbrach ſie Luzian; „Paule wie iſt's? Hat dein Vater ſich in die Hagelverſicherung einſchreiben laſſen?"

„Mein Vater? Nein. Gucket Schwäher, Euch kann ich's ja ſagen; mein Vater, der iſt gar wunderlich, der träppelt ſo 'rum und drückſt und will halt nicht an die Sach, und geht man ihm ſcharf auf den Leib, ſo ſagt er, daß er nur nichts zu thun braucht: man muß Gott machen laſſen, wenn er Einen ſtrafen will. Und gegen mich iſt er jetzt gar, es will ihm nicht recht in den Sinn, daß ich nimmer Vorroß ſein ſoll, daß ich jetzt halt auch an die Deichſel komm'. Deßwegen bin ich halt hehlings in die Stadt und hab' mich einſchreiben

laſſen, es iſt ja bald mein eigen Sach. Mein Vater darf aber nichts davon erfahren, der iſt —"

„Schäm' dich in's blutige Herz hinein," unterbrach die Frau den Redenden, „das iſt nichts, ſo über deinen Vater oder über einen Menſchen zu reden, wer er ſei, und noch dazu, wenn ſo ein Wetter am Himmel iſt; man verſündigt ſich ja."

„Drum hab' ich's immer geſagt," begann Luzian, „der Landſtand muß eine allgemeine Hagelverſicherung für's ganze Land einführen, da kann Keiner mehr neben 'naus und da iſt's auch wohlfeiler; freilich iſt's traurig, daß man die Leut' zu ihrem eigenen Nutzen zwingen ſoll; aber man zwingt's ja zu anderen Sachen, die gar nicht ſo nöthig ſind. Drum iſt der Landſtand —"

„Luzian, was haſt denn?" rief die Frau in Angſt und Pein, „zuerſt wird über die nächſten Anverwandten losgezogen und jetzt über den Landſtand, und bei ſo einem Wetter."

„Wenn man's ehrlich meint, darf man reden, mag's gewittern oder die Sonn' ſcheinen. Meinſt du, unſer Herrgott iſt jetzt näher bei der Hand als an einem hellen Tag?"

„Mich gehen deine Bücher nichts an, und jetzt muß man einmal beten. Ich will jetzt auch nichts mehr reden, es darf keinen Zank geben, das iſt ärger als Feuer auf dem Herd."

Luzian ſchwieg, die Frau breitete ein Tiſchtuch auf dem Tiſche aus, legte das Geſangbuch und die Bibel aufgeſchlagen an der Stelle: „Im Anfang ſchuf Gott

Himmel und Erde“ mitten auf den Tiſch und ſtreute Salz auf deſſen vier Ecken.

„Aehni, es gitzebohnelet“ (ſchloßt) rief Victor am Fenſter.

Die Mutter nahm ihn ſtill an der Hand, führte ihn an den Tiſch und betete dort laut mit ihm.

Luzian lächelte vor ſich hin, als der Knabe las: „Guter Chriſt, du wirſt es ja nicht deinem Pfarrer oder Seelſorger zur Schuld rechnen, wenn Hagel oder Ungewitter Schaden anrichten. Wer kann dem heiligſten Willen des Allmächtigen widerſtehen? Oder was für ein Prieſter hat eine größere Macht als Gott ſelbſt?[1]

Natürlich: des Prieſters Macht reicht hinab in die tiefſte Hölle und hinauf in den höchſten Himmel, warum ſollte er dem Wetter nicht Einhalt thun können?

Rührend klang dann das alte Lied, in dem es heißt:

„Das Wildfeu'r fern hin von uns jag',
In wild's Geröhr und Hage,
Darin es Niemand ſchaden mag
Bei'r Nacht und auch bei'm Tage.

O reicher Gott! laß mildiglich
All' Frucht kecklich entſprießen,
Daß Arm', Elende hie redlich
Durch Gab' ſein Wohl genießen.

[1] Wörtlich aus: Guter Samen auf ein gutes Erdreich. Ein Lehr- und Gebetbuch ſammt einem Haus- und Krankenbüchlein für gutgeſinnte Chriſten, beſonders für's liebe Landvolk, von Aegidius Jais, S. 203.

Den armen Seelen in Fegfeur's Pein
Thu' bitters Leiden ſchmälen,
Und ſie durch das Almoſen rein
Den Seligen zuzählen."

Wie mit ſcharfen Schroten ſchlug es nun gegen die Fenſter, eine Scheibe ſprang und aus der Ferne hörte man andere klirren, Fenſterladen abknacken und Klageſchreie verhallen.

„Das giebt ein gräßliches Unglück, ein gräßliches Unglück!" jammerte Luzian und rang die Hände vor ſich hin.

Victor hatte ſchon lange neben ausgeſchielt, jetzt ſprang er auf und holte eine durch die geöffnete Scheibe eingedrungene Schloße; ſie war faſt ſo groß wie ein Taubenei.

„O wie ſchön!" rief Victor, und Alles antwortete wie aus Einem Munde: „Daß Gott erbarm!"

Immer dichter und dichter kam der Hagelſchlag.

„Haufengenug, iſt nimmer nöthig, es iſt ſchon Alles hin," ſagte Luzian, nach Außen winkend, trauervoll in Ton und Miene.

Luzian und Paule ſchloſſen ſchnell die Fenſterladen, um die Scheiben zu wahren; Licht wurde angezündet.

„Jetzt ſind wir in der Arche Noah, und du Aehni biſt der Noah, wenn unſer Haus fortſchwimmt," plauderte Victor.

„Still!" gebot Luzian mit ſcharfem Tone, dann ſetzte er flüſternd hinzu: „Es iſt mir nur lieb, daß die Ahne (Großmutter) in der Kammer das Wetter verſchlaft; ſo alte Leut' ſind doch wie die kleinen Kinder,

die ſpüren die ſchwere Luft und ſinken um. Sie iſt heut' auch ein bisle zu weit mit dem Bittgang in's Feld."

Keines redete mehr ein Wort, ſelbſt Victor ging auf den Zehen und betrachtete das Zerfließen der Schloße auf ſeiner warmen Hand; nur manchmal hob er ſie auf und verſuchte beim Lichte durchzuſchauen; Tropfen fielen auf das Geſangbuch und vermiſchten ſich dort mit den Thränen, welche die Frau geweint hatte.

Man horchte ſtill hinaus ob das Wetter noch nicht nachlaſſe, das wüthete aber immer toller; wie aus rieſigen Wurfeln ſchüttete es immer wieder und jeder letzte „Schütter" ſchien der gewaltigſte.

„Das kann bei uns daheim auch ſein," ſagte Paule. Niemand antwortete.

Endlich fielen nur noch einſame Tropfen an die Fenſterladen. Menſchenſtimmen wurden auf der Straße hörbar. Man öffnete und ſchaute wirklich wie aus der Arche Noah hinaus. Welch ein Fluthen und Wogen überall! Das gurgelte und murmelte luſtig, aber die Menſchen waren nicht von der Erde verſchwunden, ſie waren geblieben zu Jammer und Noth.

Alles rannte durcheinander hin und her und hinaus auf's Feld, Jedes wollte ſeine zerſchlagene Hoffnung ſehen; Einige kehrten ſchon heim und brachten eine Handvoll ausgerauſter Aehren mit, ſie zeigten ſie mit thränenſchweren Blicken. Heulen und Wehklagen der Frauen erfüllte die Straßen und die Häuſer; ſtumm, geſenkten Hauptes wandelten die Männer dahin, innerlich fröſtelnd ballten ſie die Fäuſte, ſie hatten ſo wacker gearbeitet und die Arbeit war hin und die Hoffnung.

In allen Gärten waren die Stützen der Bäume zu Boden gestreckt und neben ihnen lag das unreife Obst, fast kein Baum, dem nicht ein Ast abgeknackt war, viele waren ganz niedergeworfen.

An diesem Abende reichten die Eltern kummervoll den Kindern ihr Essen, sie selber aber hungerten und schwere Sorge nagte an ihren Herzen die bange schlaflose Nacht.

Heute hielt sich von selbst das strenge „pfarramtliche" Gebot, daß nicht mehr auf den Straßen gesungen werden durfte.

Draußen ist's so würzig, wie eine balsamische Glätte zieht es durch die Luft; in den Häusern und in den Herzen aber ist es trüb und dumpf.

Ein Blick in's Haus und in die Rathsstube.

Das war ein traurig Erwachen am Montag. Die Senſen und Sicheln waren gedengelt, die Menſchen fühlten ihre Sehnen geſpannt und ſtraff zu friſcher Arbeit, jetzt ließen ſie die Hände ſinken und ſchauten ſtill drein. Dennoch ruhte auf manchem Auge, das ſich ausgeweint hatte, auf manchem Antlitze ein Abglanz ſtiller Verklärung, man möchte ſagen wie auf der Natur rings umher, die ſich auch ausgeweint zu haben ſchien.

Ein Ungemach, das hereingebrochen, ſieht ſich am andern Morgen ganz anders an; am Tage ſeiner Entſtehung willſt du es nicht dulden, kannſt du es nicht faſſen, es ſoll ſich nicht einniſten in deiner Seele als Wahrheit; wie wäre es möglich? Du ſelbſt lebſt und deine Gedanken ſind wach. Wie kann dir etwas entriſſen werden, das dir angehört, das du mit deinen Gedanken feſthältſt? Sinkt die Nacht, verſenkt dich in Schlummer und macht dich dein ſelbſt vergeſſen, ſo faßt dich am Morgen das, was dich geſtern betroffen, noch immer mit ſtaunendem Schmerze, aber ſchon iſt es zur Vergangenheit geworden, die mit unwandelbarer Gewißheit feſtſteht, du kannſt nicht mehr daran rütteln und mußt dich darein ergeben, mit ſtillem Schmerz dein zerſtücktes oder überbürdetes Leben der heilenden Zukunft entgegenführen.

Auf Feld und Flur funkelte und flimmerte der Morgenthau, der trieft hernieder, ob die Halme ſich

auf ihren Stengeln neigen oder geknickt zur Erde geworfen ſind. Die Sonne ſtand am Himmel in voller Pracht, ſie bleibt nicht aus am Himmelsbogen, nur manchmal lagern ſich Wolken, Wetter und Nebel zwiſchen ſie und die Erde und das Erdenkind vermag nicht durchzuſchauen, das Licht genügt ihm nicht, es will ſeinen Urquell erfaſſen. Das Licht aber haftet im Auge wie in der weiten Welt draußen, und das Auge vermag es nur zu ſchauen, weil das Licht in ihm iſt. Du ſuchſt den Urquell und er iſt in dir wie in der Welt.

Das Korn am Halme, das zur Erde niedergeworfen iſt, geht in Verweſung über und ſetzt nur zu ſeinem eigenen fruchtloſen Untergange neue Keime an. Der Menſch aber gleicht nicht dem Halme, er kann ſich aufrichten durch die Kraft ſeines Willens.

Friſch auf! du mußt dich durch die Welt ſchlagen, ja hindurchſchlagen, das iſt's. Der Tag iſt verloren, ausgebrochen aus der Kette deines Lebens, den du in Trübſinn und thatenloſer Verzweiflung hinſtarrteſt.

Aus ſolcherlei Gedanken heraus, die er nach ſeiner Art hundertfältig herüber und hinüber und auf die beſonderen Verhältniſſe der Einzelnen anwendete, ging Luzian am andern Morgen von Haus zu Haus. Er nöthigte auf manches kummerſtarre Antlitz das Zucken eines Lächelns durch ſeinen Haupttext: „Dem Weibervolk iſt's nicht zu verdenken, das muß klagen und jammern wenn ein Hafen (Topf) in Scherben zerbricht; das iſt ja grad das brävſt Häfele geweſen, nein, ſo wird keins mehr gemacht; der Mann aber ſagt: hin iſt hin und jetzt wirthſchaften wir mit dem, was noch

blieben ist. O! die leichtsinnigen Männer, denen ist an Allem nichts gelegen, klagen dann noch die Weiber, und am Ende müssen sie uns doch Recht geben."

Luzian brachte es zu Wege, daß mancher Mann, der Alles stehen und liegen und in sich verfaulen lassen wollte, sich nun doch aufmachte, um wenigstens das Obst zur Schweinemastung einzuheimsen.

Es war schon viel gewonnen, daß man sich wieder zur Thätigkeit aufraffte. Freilich fing man zuerst mit dem Kleinsten an, aber das trifft sich meist, daß man nach erlittenem Ungemache zuvörderst das Nebensächliche, oft Unbedeutendste in Angriff nimmt, man getraut sich noch nicht an das Hauptstück; die Hand gewinnt jedoch hiemit wiederum Stärke und Festigkeit, das Blut strömt wieder lebendiger zum Herzen und erfrischt es mit neuem Muth.

Müde und lechzend kam Luzian zu Mittag nach Hause und sein erstes Wort war: „Weib, wir müssen doppelt sparen und hausen, wir bekommen den Winter wieder große Ueberlast."

„Ich seh' schon, wie du wieder überall sorgen und helfen willst," entgegnete die Frau, „und du kriegst doch nur Schimpf und Undank."

„Laß du meinen Luzian nur machen, was mein Luzian macht das ist gut," sagte die Ahne, die im großen Lehnstuhl saß.

„Ich weiß wohl, ihr Zwei haltet zusammen wie gezwirnt," schloß die Frau lächelnd, indem sie das Tischtuch von der Suppe zurückschlug; denn es ist hier Sitte, besonders im Sommer, daß man geraume Weile

vor der Eſſenszeit die Suppe auf das ausgebreitete Tiſchtuch ſtellt und dann das Tuch wieder über die Schüſſel ſchlägt, um die Suppe in ſich verdampfen und abkühlen zu laſſen. Man liebt das heiße Eſſen und das langwierige Blaſen nicht.

Wir ſind geſtern unter ſo ſeltſamen Umſtänden vor dem Wetter hier in das Haus geflüchtet, daß wir kaum Zeit hatten uns die Leute näher zu betrachten. Wir müſſen uns damit ſputen, bevor vielleicht eine unverſehene Erſchütterung Alles ſo von der Stelle rückt, daß wir den vormaligen ſtillen Wandel der Menſchen und Verhältniſſe kaum mehr herausfinden mögen.

Der ruhende Mittel- und Schwerpunkt des Hauſes war die Ahne, die uns bereits geſtern im hellen Sonnenſchein an der Hand Victors begegnete. Die Geſtalt iſt groß und hager, mit runzlichem faſt klein gewordenem Antlitze, das dunkelbraune Auge ſcheint kaum gealtert zu haben, das blühweiße Tuch, das ſie faſt immer um den Kopf gebunden trägt und deſſen Eckzipfel hinten weit hinabfallen, rahmt das Geſicht auf eigenthümliche Weiſe ein und gibt ihm einen nonnenhaften Anblick; ſie iſt aller ihrer Sinne mächtig, im ganzen Behaben äußerſt ſäuberlich, faſt zierlich. Nur zum ſonntäglichen Kirchgange entfernt ſie ſich vom Hauſe. Schon geraume Weile vor dem erſten Einläuten macht ſie ſich auf den Weg, erwartet ſodann im Winter in der Stube des Schullehrers, im Sommer auf der Bank vor dem Rathhauſe den Beginn des Gottesdienſtes. Mancher, der die alte Cordula ſo dahin wandeln ſieht, eilt, um ſich noch mit ihr auf der Rathhausbank zu beſprechen;

ſie hat ein offenes Herz für Leid und Luſt, und oft findet hier auf dem Vorhofe eine heiligere Erhebung ſtatt als im Innern des Tempels. Manche ſuchten aber auch in neckiſcher Weiſe die Ahne auf ihren Hauptſpruch zu bringen, ſie wollte es aber nie glauben, daß man ihrer ſpotte. Dieſer Hauptſpruch der Ahne war nämlich: „Ja, wenn der Kaiſer Joſeph nicht vergiftet wäre, dann wäre das und das gewiß beſſer.“ Sie verehrte den Kaiſer, von dem ihr Vater oft und oft geſprochen hatte, faſt wie einen Heiligen; ſein Andenken war mit dem an ihren Vater unauflöslich verknüpft, als wären ſie Geſchwiſter geweſen. Sie hegte den vielverbreiteten Glauben, daß der Kaiſer, weil er's ſo gut mit allen Menſchen gemeint habe, von ſcheinheiligen Pfaffen um ſein junges Leben gebracht worden ſei. In ſolch gegenſtändlicher Weiſe faßt der Volksglaube die Untergrabung der edeln Plane des hochherzigen Kaiſers. Einſt las Luzian der Mutter eine Lebensgeſchichte des Kaiſers vor und ſie behauptete, das ſei juſt ſo wie ihr Vater erzählt habe, nur anders geſetzt. Das Dorf hatte bis in die neueſte Zeit zu Vorderöſterreich gehört und ein Oheim der Mutter war kaiſerlicher Rath in Wien geweſen, ſie hatte ihn noch gekannt, da er einſt im Dorfe zum Beſuche war; ſie bewahrte noch eine Granatſchnur, die er ihr damals ſchenkte. Der einzige Streit, den ſie bisweilen mit Luzian hatte, war darüber, weil er nicht ihrem Verlangen willfahrte und nach Wien an die Nachkommen des kaiſerlichen Rathes ſchrieb; ſie behauptete immer, es ſei unmenſchlich wenn Blutsverwandte ſo gar nichts von einander wiſſen. Eine

besondere Vorliebe hatte die Mutter für den Victor, ihr Urenkelchen, sie sagte oft: „Der wird just wie der kaiserliche Rath. Wenn der Kaiser noch leben thät, der thät ihn nach Wien verschreiben, das sag' Ich."

Man hätte fast glauben sollen, Luzian sei der leibliche Sohn der Ahne, die er auch fast immer Mutter nannte, während er in der That nur ihr Schwiegersohn war. Seine Frau neckte ihn oft und stellte sich eifersüchtig wegen der Liebschaft der Beiden zu einander; denn Luzian ging die Sorgfalt für die Mutter über Alles, und er hätte ihr gern, wie man sagt, das Blaue vom Himmel geholt, um sie zu erfreuen.

Luzian war ein Mann im Anfang der fünfziger Jahre, stämmig, ein Sägklotz, wie er von seinen Freunden manchmal genannt wurde, weil er zum Spalten zu dick war und sich nicht splittern ließ; sein Gesicht war voll und gespannt und verrieth entschiedenes Selbstbewußtsein, der starke Stiernacken bekundete Unbeugsamkeit. Noch gegen Ende des Befreiungskrieges war er zum Soldatendienste ausgehoben worden, kam aber zu keiner Schlacht. Die Sägmühle hatte er seinem Sohne Egidi übergeben und bauerte nun auf dem Gute im Dorfe. Victor, Egidi's ältesten Sohn, hatte er sich und der „Guckahne" (Urgroßmutter) zulieb in's Haus genommen, angeblich indeß, damit der Knabe der Schule näher sei.

Margret, Luzians Frau, ähnelte der Mutter unverkennbar; war auch ihr ganzes Dichten und Trachten dem Haushalte zugewendet, so war doch Luzian nicht minder ihr Stolz, nur ließ sie es nie merken wie die

Mutter, wenigſtens nie in Worten. Sie bildete ſich mehr darauf ein als Luzian ſelber, daß dieſer ſchon zweimal zum Abgeordneten vorgeſchlagen war. Spöttelte ſie auch manchmal über ſein vieles Leſen, ſo war es ihr doch nicht unlieb, da er dadurch faſt immer im Hauſe war und Alles in beſter Ordnung hielt; auch glaubte ſie, daß er eben viel geſcheidter ſei als alle in der ganzen Gegend. Klagte ſie auch wiederholt über die Gemeindeämter und vielen Pflegſchaften, die ſich Luzian aufbürden ließ, ſo dachte ſie doch wieder im Stillen bei ſich: „Ja, es verſteht's eben doch Keiner ſo gut wie er.“

Bäbi, das hochgewachſene Mädchen mit auffallend dunkeln Augen und ſtarken Brauen, gehört eigentlich gar nicht mehr recht in's Haus. Sie hatte noch geſtern zu Paule, ihrem Bräutigam, geſagt: „Seitdem der Pfarrer uns miteinander verkündet hat und über vierzehn Tage unſere Hochzeit ſein ſoll, da iſt mir's jetzt allfort, wie wenn ich nur auf Beſuch daheim wär!“

Die Bekanntſchaft Egidi's mit ſeiner Frau und den Kindern müſſen wir abwarten, bis ſie ſich uns ſelbſt vorſtellen.

So wären wir alſo hier im Hauſe mit Allen bekannt und können ſie ungeſtört mit den beiden Knechten und der Magd zu Mittag eſſen laſſen. Man kennt aber namentlich einen Bauern nicht recht, wenn man ſeinen Beſitzſtand nicht weiß; an ihm äußert ſich nicht nur die ganze Sinnesweiſe und der Charakter, ſondern dieſer ſtützt ſich auch meiſt darauf. In andern Stellungen bilden ſich Lebenskreis, Haltung und Geltung

vornehmlich aus der Perſönlichkeit heraus, hier aber wird das Meßbare und im Werthe zu ſchätzende vor Allem Stützpunkt des Charakters in ſich und ſeiner Bedeutung nach Außen. Du wirſt daher oft finden, daß ein Bauer, der Vertrauen zu dir faßt, dir alsbald all' ſeine Habe aufzählt, oft bis auf das Kälbchen, das er anbindet. Er will dir auch damit zu verſtehen geben, was er daheim bedeutet. Da ſitzen ſechzig Morgen Ackers und ſo und ſo viel Wald und Matten, beſagt oft die Art wie ſich ein Bauer im fremden Wirthshaus niederſetzt. Gehörte Luzian auch keineswegs zu letzterem Schlage und ſtellte ſich ſeine Ehre und Schätzung noch auf etwas anderes, ſo müſſen wir doch noch ſchnell ſagen, daß er vier Pferde, zwei Paar Ochſen, ſechs Kühe und ein Rind im Stalle hatte; darnach meſſet. Die Pferden werden allerdings nicht blos zum Feldbau, ſondern auch zu Holz- und Bretterfuhren gebraucht, da Luzian dieſen Handel eifrig betreibt, der ihm manchen ſchönen Gewinnſt abwirft.

Nach Tiſche wurde Luzian auf's Rathhaus gerufen. Er fand dort außer dem Schultheiß und den Gemeinderäthen auch den Pfarrer. Luzian maß dieſen mit ſcharfen Blicken, denn er ſollte ihm zum Erſtenmale ſo nahe ſitzen. Der Pfarrer war ein junger Mann, der die erſte Hälfte der zwanziger Jahre noch nicht überſchritten hatte, groß und breitſchulterig, mit derben Händen, das Geſicht voll und rund, aber blutleer und in's Grünliche ſpielend, die zuſammengepreßten Lippen bekundeten Entſchiedenheit und Trotz; ein eigenthümliches Werfen des Kopfes, das in beſtimmten Abſätzen von Zeit zu

Zeit folgte, ließ noch Anderes vermuthen. Ueber und über war der Pfarrer in schwarzen Lasting gekleidet, der lange, weit über die Kniee hinabreichende Rock, die Beinkleider und die geschlossene Weste waren vom selben Stoffe; er wollte die leichte Sommerkleidung nicht entbehren und doch keine profane Farbe sich auf den Leib kommen lassen. Der spiegelnde Firniß des rauhen Zeuges gab der Erscheinung Etwas das ans Schmierige erinnerte, während der junge Mann sonst in Ton und Haltung eine gewisse vornehm stolze Zuversicht kund gab. Dieß sprach sich sogar in der Art aus wie er jetzt, während die Blicke Luzians ihn musterten, mit einem kleinen Lineal in kurzen Sätzen in die Luft schlug.

„Ich habe dich rufen lassen, Luzian," sagte der Schultheiß, „wir wollen da wegen dem Hagelschlag eine Eingab' an die Regierung machen und eine Bitt' in die Zeitung schreiben, du sollst als Obmann auch mit unterschreiben."

„Wie ist's denn, Herr Pfarrer?" fragte Luzian das Papier in Handen, „wie ist's denn? Schenket Ihr der Gemeind' den Pfarrzehnten, oder was lasset Ihr nach?"

„Von wem sind Sie beauftragt, mich darüber zu ermahnen?" warf der Pfarrer entgegen, „was ich thun werde, ist mein eigener guter Wille; ich lasse mir meine Gutthat dadurch nicht verringern, daß mich Unberufene daran gemahnen."

„Berufen hin oder her," sagte Luzian, „eine Ermahnung kann einer Gutthat nichts abzwacken; wenn das ja wär', so wären die Gutthaten auch minderer,

die auf Eure Ermahnungen in der Predigt von den Leuten geschehen."

„Sie scheinen darum die Kirche zu meiden, um nicht zu etwas Gutem verführt zu werden," schloß der Pfarrer und warf das Lineal auf den Tisch.

„Ich will Ihnen was sagen," entgegnete Luzian mit großer Ruhe, da er noch nicht enden wollte, „Sie haben Beicht- und Communion-Zettel auch für die großen (erwachsenen) Leute eingeführt; wir lassen uns das nicht gefallen, das war beim alten Pfarrer niemals."

„Was geht mich Ihr alter Pfarrer an? Das neue Kirchenregiment hält seine Befugnisse streng zum Heile" —

„Schultheiß, hast kein'n Kalender da?" unterbrach Luzian.

„Warum? heute ist der siebzehnte," berichtete der Gefragte.

„Nein," sagte Luzian, „ich hab' nur dem Herrn Pfarrer zeigen wollen, daß wir 1847 schreiben."

Der Pfarrer stand auf, preßte die Lippen und sagte dann mit wegwerfendem Blick: „Ihre Weisheit scheint allerdings erst von heute. Ich hätte eigentlich Lust mich zu entfernen und wäre dazu verpflichtet nach solchen ungebührlichen Reden. Sie alle sind Zeugen, meine Herren, daß ich hier, ich will kein anderes Wort gebrauchen, schnöde angefallen wurde. Ich will aber bleiben, ich will ein gutes Werk nicht stören und lasse mich gern schmähen."

Solche geschickte Wendung konnte Luzian doch nicht auffangen, er stand betroffen, Alles schrie über ihn hinein und er sagte endlich:

„Ich will's gewiß auch nicht hindern, gebt her, ich unterſchreib', und nichts für ungut Herr Pfarrer, ich bin Keiner von denen Leuten, die ſich an einem Polizeidiener vergreifen, weil ſie mit der Regierung unzufrieden ſind. B'hüt's Gott bei einander."

Niemand dankte.

Aergerlich über ſich ſelbſt verließ Luzian die Rathsſtube, er hatte das Heu vor der unrechten Thür abgeladen. Der Anhang, den er ſelbſt unter dem Gemeinderath hatte, ſchüttelte jetzt den Kopf über ihn.

Wir müſſen um einige Monate zurückſchreiten, um die Stimmung Luzians zu ergründen.

Die Regungen des tiefgreifendſten Kampfes zuckten eben erſt in der Gemeinde aus. Der alte Pfarrer, der ſo eins war mit dem ganzen Dorfe, war plötzlich nach dem Biſchofsſitze berufen worden, er kehrte nicht mehr zurück, ſtatt ſeiner verwalteten die Pfarrer aus der Nachbarſchaft wechſelsweiſe die Ortskirche. Kurz vor Oſtern verkündete das Regierungsblatt die Ernennung und fürſtliche Beſtätigung eines neuen Pfarrers. Dieß war das Signal für Luzian, der den ganzen innern Verlauf kannte, daß ſich die ganze Gemeinde wie Ein Mann erhob. Der Gemeinderath mit ſämmtlichen Ortsbürgern reichte einen Proteſt gegen die neue Beſtallung ein, der zu gleicher Zeit an die Regierung und an den Biſchof geſchickt wurde. Sie verlangten ihren alten Pfarrer wieder oder falls dieß nicht gewährt würde, das freie Wahlrecht; ſie wollten keinen von den jungen Geiſtlichen, gegen deren Anmaßungen ſogar ſchon beim Landſtand Klage erhoben worden war. Das war die lebendigſte

Zeit, in der Luzian seine ganze Kraft entwickelte und die Gemeinde stand ihm einhellig zur Seite. Noch ehe indeß ein Bescheid auf den Protest einging, wenige Tage vor der Fastenzeit, bezog der neue Pfarrer seine Stelle. Sonst ist es bräuchlich, daß das ganze Dorf seinem neuen Geistlichen bis zur Grenze der Gemarkung entgegengeht, dießmal aber war er nur von dem Dekan und einigen Amtsbrüdern geleitet. In den meisten Häusern sah man nur durch die Scheiben dem Einziehenden entgegen, man öffnete das Fenster erst, wenn er vorüber war, da man nicht grüßen wollte. Der Gemeinderath und Ausschuß war auf dem Rathhause versammelt, die ganze Körperschaft ging in das Pfarrhaus und überreichte abermals den Protest. Der Dekan sprach beruhigende Worte und händigte zuletzt dem Schultheiß die abschlägige Antwort des Bischofs ein. Still kehrte man in das Rathhaus zurück und dort wurde beschlossen, in fortgesetztem Widerstande zu beharren.

Am Sonntag, das Wetter war hell und frisch, versammelte sich das ganze Dorf zu einer Pilgerfahrt; in großem Wallfahrtszuge ging's nach Althengstfeld, dem Geburtsort Paule's. Viele wollten sogleich aus dem Auszuge einen Scherz machen, und schon zog Lachen und Lärmen durch manche Gruppen. Der Brunnenbasche vor Allen ging von Einem zum Andern und hetzte und stiftete, daß das Ding auch ein Gesicht bekäme; den Mädchen erzählte er, daß seine Frau bald ausgepfiffen habe, und er fragte diese und jene, ob sie ihn, einen Wittwer ohne Kinder heirathen wolle, aber ohne Pfaff, so wie die Zigeuner. Da und dort fuhr

ein gellender Schrei und ein Gelächter auf; der ſo andächtig begonnene Auszug ſchien zum Faſtnachtsſcherze zu werden. Man war's gewohnt, daß der Brunnenbaſche, wie man ſagt, über Gott und die Welt ſchimpfte und ſich erluſtigte, man ließ ihn gewähren; nun aber ging's doch böſe aus. Luzian, der mit einigen Anderen Ordnung herzuſtellen ſuchte, kam und zog das Halstuch des Brunnenbaſche ſo feſt zu, daß er ganz „kelſchblau" wurde. Alles fluchte nun über den Störenfried, den Brunnenbaſche, und dieſer war kaum losgelaſſen, als er mit luſtiger Miene rief: „Fluchet meine Säu auch, dann werden ſie auch fett davon."

Jener erſte Faſtenſonntag war der kummervollſte, den Luzian bis dahin noch erlebt hatte, ihm war's ſo herrlich erſchienen, wenn man feierlich in geſchloſſenem Zuge dahin wallte, und jetzt ſchien alles aus Rand und Band zu gehen, aller Zuſammenhalt ſchien zerriſſen. Hier zum Erſtenmale erfuhr er, was es heißt, die gewohnte Ordnung aufzulöſen, wenn nicht Jeder den Gleichſchritt an ſeinem Herzſchlage abzunehmen vermag. Müſſen wir denn gefeſſelt ſein durch äußere Amtsmacht? flog's ihm einmal durch den Kopf. Er konnte den verzweiflungsvollen Gedanken nicht ausdenken, denn es galt den Augenblick zu faſſen, koſte es was es wolle; darum rannte er, in allen Adern glühend, hin und her, ſchlichtete und ermahnte, und darum ließ er ſich von der Heftigkeit zu ſolcher Behandlung des Brunnenbaſche fortreißen. Es gelang ihm endlich mit Hülfe des Steinmetzen Wendel und des Schmieds Urban, Ruhe und Ernſt wiederum zu erwecken, und als der

Zug ſich nun von dem Rathhauſe aufmachte, begann der Schloſſerkarle mit ſeiner ſchönen Stimme ein Lied, bald geſellten ſich ſeine Kameraden zu ihm; der Pfarrer ſchaute verwundert zum Fenſter heraus, als die Wallfahrer ſingend vorüberzogen.

Der Brunnenbaſche war von Jedem, an den er ſich anſchließen wollte, fortgeſtoßen worden; jetzt lief er hinterdrein und murmelte vor ſich hin: „Laufen die Schaf' eine Stund weit, um ſich mit ein paar Worten abſpeiſen zu laſſen. Der Luzian iſt der Leithammel. Könnt' denn das Vieh nicht einmal einen Sonntag ohne Kirch' ſein? Ich will aber doch mit und ſehen was es giebt."

Als man in der Waldſchlucht anlangte, war Luzian vorausgeeilt, von einem Felſen hoch am Wege rief er plötzlich: „Halt!" Die ganze Schaar ſtand ſtill und Luzian ſprach weiter: „Liebe Brüder und Schweſtern! Ich will euch nicht predigen, ich kann's nicht und es iſt hier der Ort nicht, und doch ſind oft die beſten Chriſten in den Wald gezogen und haben von dort ſich ihre Religion wieder geholt. Ich hab' jetzt nur Eins zu ſagen, ein paar Worte. Wir ſind von daheim fort, von der Kirch', die unſere Voreltern gebaut haben; hier wollen wir ſchwören, daß wir zuſammenhalten und nicht nachgeben bis wir unſere Kirch' wieder haben und einen Mann hineinſtellen, wie wir ihn haben wollen, wir. Das ſchwören wir." Luzian hielt inne, er erwartete etwas, aber die Meiſten wußten nicht, daß ſie etwas zu ſagen hatten, nur einige Stimmen riefen: „Wir ſchwören." Luzian aber fuhr fort: „Nein, nicht mit

Worten, im Herzen muß ein Jeder den Schwur thun. Noch eins, wir kommen jetzt in ein fremdes Dorf, wir wollen zeigen, daß wir eine heilige Sache haben.“ Luzian ſchien nicht weiter reden zu können, er kniete auf dem Felſen nieder und ſprach laut und mit herzerſchütterndem Tone das Vaterunſer.

Mit Geſang zogen die Wallfahrer in das Nachbardorf ein, als es eben dort einläutete. Nach der Kirche gab es manche harmloſe Neckereien zwiſchen den Althengſtfeldern und ihren neuen „Filialiſten.“ Während deſſen waren der Gemeinderath und Luzian beim Pfarrer, ſie baten ihn, einſtweilen Taufen, Begräbniſſe u. ſ. w. in ihrem Orte zu übernehmen, da ſie entſchloſſen ſeien mit ihrem neuen Pfarrer in gar keine Verbindung zu treten und auf ihrem Proteſt zu beharren. Ihrer Bitte wurde aber nicht willfahrt, da dieß nicht anginge, Ermahnungen zum Frieden waren das Einzige was ihnen geboten wurde.

Zu Hauſe erfuhr man, daß der Pfarrer nur mit wenigen Kindern und alten Frauen den Gottesdienſt gehalten; dennoch aber geſchah, was zu vermuthen war. Schon am nächſten Sonntage war der Auszug klein und vereinzelt, es traten dann Fälle ein, wo man den Ortspfarrer nicht umgehen konnte, und Keiner aus der Nachbarſchaft wollte taufen und die letzte Oelung geben; der Gemeinderath ſelber gab endlich nach und trat mit dem Pfarrer in amtlichen Verkehr. So ſchlief die Geſchichte ein, wie tauſend andere. Nur in wenigen Männern war der Widerſpruch noch wach, und zu dieſen gehörte beſonders Luzian; er ging dem Pfarrer nie in

die Kirche, heute zum Erſtenmale hatte er mit ihm am ſelben Tiſche geſeſſen und mit ihm geredet. Noch lag der Proteſt in letzter Inſtanz beim Fürſten, und Luzian wollte die Hoffnung nicht aufgeben; heute aber, er wußte nicht wie ihm war, war er ſich untreu geworden, hatte ſich zu perſönlichem Hader hinreißen laſſen; er grollte mit ſich ſelber.

Ein alter Volksglaube ſagt: wiegt man eine Wiege, in der kein Kind iſt, ſo nimmt man dem Kinde, das man ſpäter hineinlegt, die geſunde Ruhe. Ja, unnützes Wiegen iſt ſchädlich, und das gilt noch mehr von dem Schaukeln und Hin- und Herbewegen der Gedanken, in denen kein Leben ruht.

„Was da, Kreuz iſt nimmer Trumpf, da gehen der Katz die Haar' aus," mit dieſen faſt laut geſprochenen Worten riß ſich jetzt Luzian aus dem qualvollen Zerren und Wirren ſeiner Gedanken. Er ging hinaus auf's Feld, um die Verheerung näher zu betrachten. Allerdings war Luzian mit dem Ertrage aller ſeiner Felder verſichert; man würde indeß ſehr irren, wenn man glaubte, daß ihm die Verwüſtung nicht tief zu Herzen ginge, ja man kann wohl ſagen, ſein Schmerz war um ſo inniger, weil er ein uneigennütziger war; ihm war's als wäre ihm ein lieber Angehöriger entriſſen worden, da er dieſe niedergeworfenen Halme ſah.

Der Künſtler liebt das Werk, das er geſchaffen, es iſt aus ihm; die Stimmung dazu, die urplötzliche und die ſtetig wiederkehrende, die hat er ſich nicht gegeben, er verdankt ſie demſelben Weltgeſetze, das Sonnenſchein und Thau auf die Saaten ſchickt. Auch der denkende

Landmann hat daſſelbe Mitgefühl für das Werk ſeiner Arbeit, und wehe dem Menſchengeſchlechte, wenn man ihm dieſe oft geſchmähte „Weichherzigkeit“ austreiben könnte, ſo daß man in der Arbeit nichts weiter ſähe, als den Preis und den Lohn, der ſich dafür bietet.

Wenn der Boden überall in weiten Riſſen klafft und die Pflanzen ſchmachten, da wird euch ſchwül und eng, und wenn der Regen niederrauſcht, ruft ihr befreit: wie erfriſcht iſt die Natur! Noch ganz anders der Bauer; er lebt mit ſeinen Halmen draußen und kummert für ſie; trieft der ſegnende Regen hernieder, ſo trinkt er ſo zu ſagen mit jedem Halme und tauſend Leben werden in ihm erquickt.

Wie zu einem niedergefallenen Menſchen beugte ſich jetzt Luzian und hob einige Aehren auf, ſein Antlitz erheiterte ſich, die Körner waren nothreif, ſie waren feſter und in ihrer Hülſe lockerer als man glaubte; noch war nicht Alles verloren, wenn auch der Schaden groß war.

Durch alle Gewannen ſchweifte Luzian und fand ſeine Vermuthung beſtätigt. Die Sonne arbeitete mit aller Macht und ſuchte wie mit Strahlenbanden die Halme aufzurichten, aber ihre Häupter waren zu ſchwer und in den Staub gedrückt; hier mußte die Menſchenhand aufhelfen.

Als Luzian, eben aus dem Neſſelfang kommend, in die Gärten einbog, wurde er mit den Worten begrüßt: „Ah, guten Tag, Herr Hillebrand.“

„Guten Tag, Herr Oberamtmann,“ erwiderte Luzian, und nach einer kurzen Pauſe ſetzte er gegen den

begleitenden Pfarrer und Schultheiß hinzu: „Guten Tag, ihr Herren.“

Der Pfarrer nickte dankend.

„Ich habe mir den Schaden angesehen,“ berichtete der Oberamtmann, „der Ihren Ort betroffen hat; das hätten wir auf der letzten landwirthschaftlichen Versammlung nicht gedacht, daß wir so bald die Probe davon haben sollen, was sich bei solchen Gelegenheiten retten lasse. Wie ich höre, sind Sie der Einzige, der in der Hagelversicherung ist.“

„Ja, ich und mein Egidi.“

Luzian hatte doch gewiß das tiefste Kümmerniß über die Fahrlässigkeit der anderen, aber er konnte in diesem Augenblicke nichts davon laut geben; so leutselig auch der Beamte war, so blieb er doch immer der Oberamtmann, dem man auf seine Fragen antworten mußte und vor dem kein Gefühl auszukramen ist, wenn man auch das Herz dazu hätte. Außerdem hatte Luzian, sobald er einem Beamten nahe kam, etwas von der militärisch knappen Weise aus seiner Jugendzeit her. In diesem Augenblicke war es Luzian, der unter sich sah, als fühlte er den stechenden Blick des Pfarrers; er schaute auf, die Blicke Beider begegneten sich und suchten bald wieder ein anderes Ziel.

Man war am Hause Luzians angelangt. Er wollte sich höflich verabschieden, aber der Oberamtmann nöthigte ihn mit in das Wirthshaus, da man dort noch allerlei zu besprechen habe. Luzian willfahrte und am Pfarrhause empfahl sich der Pfarrer. Der Abend neigte sich herein, die Dorfbewohner standen am Wege und grüßten

den Amtmann ehrerbietig, es ſchien ihnen Allen leichter zu ſein, da jetzt ihre Zuſtände bei Amt bekannt waren, als ſei nun die Hülfe bereits da.

Es wird vielleicht ſchon manchem Leſer aufgefallen ſein, daß der Beamte einen einfachen Bauersmann mit Herr anredete. Schon um dieſes einzigen Umſtandes willen verdiente der Oberamtmann eine nähere Betrachtung, wenn wir auch nicht noch mehr mit ihm zu thun bekämen.

Die ſchlanke feingegliederte Geſtalt, dem Anſehen nach im Anfange der dreißiger Jahre ſtehend, bekundete in der ganzen Haltung etwas ſorglich aber ohne Aengſtlichkeit Geordnetes. Es lag darin jene ſchlichte Wohlanſtändigkeit, die uns bei einer Begegnung auf der Straße oder im Felde darauf ſchwören ließe, daß der Mann in einem wohlgeſtalteten Heimweſen zu Hauſe ſei. Die blauen Augen unſeres Amtmannes waren leider durch eine Brille verdeckt, der braune Bart war unverſchoren; nur gab es dem Geſichte etwas ſeltſam Getrenntes, daß die Bartzier auf der Oberlippe allein fehlte; denn es wird noch immer als eine Ungehörigkeit für einen Mann in Amt und Würden betrachtet, den vollen Bart zu haben. Dieſe neue Etikette rechtfertigte ſich noch perſönlich bei unſerem Amtmann, der nebſt der Gewohnheit des Rauchens auch die des Tabakſchnupfens hatte. Die Doſe diente ihm zugleich auch als Annäherung an viele Perſonen, denn es bildet eine gute Einleitung und verſetzt in eigenthümliches Behagen, wenn man eine Priſe anbietet und empfängt. Unſer Amtmann beſtrebte ſich auf alle Weiſe, ſein Wohlwollen gegen Jedermann zu bekunden.

Er ſtammte aus einer der älteſten Patrizierfamilien des Landes, in welcher, dem Sprüchworte nach, alle Söhne geborene Geheimeräthe waren. Nach vollendeten Studien hatte er mehrere Jahre in Frankreich, England und Italien zugebracht, und gegen alle Familiengewohnheit hatte er, nachdem er Aſſeſſor bei der Kreisregierung geworden war, dieſe gerade Carriere aufgegeben und ſich um ſeine jetzige Stelle beworben. Er wollte mit den Menſchen perſönlich verkehren und ihnen nahe ſein, nicht blos immer ihr Thun und Laſſen aus den Akten herausleſen. In dem Städtchen gab es manches Geſpötte darüber, daß er jeden Mann im Bauernkittel mit Herr anredete, die Honoratioren fühlten ſich dadurch beleidigt; er kehrte ſich aber nicht daran, ſondern war emſig darauf bedacht, Jedem ſeine Ehre zu geben und ſeine Liebe zu gewinnen. Seine Natur neigte zu einer gewiſſen Vornehmigkeit, deſſen war er ſich wohl bewußt, und trotz ſeines eifrigſten Bemühens war es ihm lange Zeit nicht möglich geworden, ungezwungen ſein innerſtes Wohlwollen zu bekunden. Es fehlten die Handhaben, er bewegte ſich mehr in Abſtractionen als in bildlicher Anſchauung und Ausdrucksweiſe; er konnte ſich aber hierin nicht zwingen, die Menſchen mußten ſeine Art nehmen wie ſie war. Oft beneidete er das Gebaren ſeines Univerſitäts-Bekannten, des Doktors Pfeffer, der ſo friſchweg mit den Leuten umſprang; aber er konnte ſich dieſes nicht aneignen.

Durch den landwirthſchaftlichen Verein, der vor ihm blos eine Spielerei oder ein Nebenbau der Bureaukratie geweſen war, gewann unſer Amtmann ein natürliches,

persönliches Verhältniß zu den Angesehensten seines Bezirkes. Auch mit unserm Luzian war er dort auf heitere Weise vertraut geworden.

Auf dem Wege nach dem Wirthshause begegnete den Beiden der Wendel, und der Oberamtmann fragte: „Soll ich nichts ausrichten an unser' Amrei?"

„Dank schön, Herr Oberamtmann, nichts als einen schönen Gruß."

Im Weitergehen erzählte der Beamte wie glücklich er und seine Frau seien, daß sie die wohlerzogene Tochter Wendels als Dienstmädchen im Hause hätten.

Im Wirthshause war Luzian viel gesprächsamer, indem er seine Ansicht entwickelte, daß man das beschädigte Korn rasch schneiden, jede Garbe in zwei Wieden binden und so aufrecht auf dem Felde dorren und zeitigen lassen müsse. Der Oberamtmann stimmte ihm vollkommen bei. Es bedurfte aber vieler Arbeit, um solches zu bewerkstelligen; die hellen Mondnächte mußten dazu genommen werden. Der Oberamtmann versprach ein schleuniges Ausschreiben an den ganzen Bezirk um Beihülfe, und Luzian sagte endlich: „Ich will heut' noch nach Althengstfeld reiten, die müssen uns helfen."

„Ich mache den Umweg und reite mit," sagte der Amtmann.

Aus allen Häusern schauten sie auf, als man Luzian neben dem Oberamtmann durch das Dorf reiten sah.

In dieser Woche wurde fast übermenschlich gearbeitet, aber auch Hülfe von allen Seiten kam. Nacht und Tag wurde unablässig geschnitten und gebunden; nur am heißen Mittag gönnte man sich einige Stunden Schlaf.

Am Samstag Abend lag Alles zu Bette, bevor die Betglocke läutete.

Es donnert und blitzt abermals.

Der Sonntag war wieder da. An diesem hellen Morgen wurde im Hause Luzians bitterlich geweint. Bäbi stand bei der Mutter in der Küche und betheuerte unter immer erneuten Thränen, sie nehme sich eher das Leben, ehe sie allein zur Kirche gehe. „Der Vater muß mit, der Vater muß mit!“ jammerte sie immer. Auf weitere Gründe ließ sie sich nicht ein, als daß der Vater ja doch am nächsten Sonntag in die Kirche müsse. Auf die Entgegnung, daß die Trauung ja in Althengstfeld sei, wiederholte sie stets nur ihren Jammerruf. Sie wollte heute communiciren und sie durfte nicht sagen, daß sie auf die Frage in der Beichte die Gottlosigkeit ihres eigenen Vaters bekannt und darauf das Gelöbniß abgelegt hatte, Alles aufzubieten, um ihren Vater zur Reue und zum Kirchenbesuche zu bringen; nur unter dieser Bedingung hatte sie die Absolution erhalten.

„Geh' nein, die Mutter soll's ihm sagen,“ tröstete endlich die Frau.

„Sie will nicht,“ entgegnete Bäbi.

„Probir's noch einmal.“

Bäbi ging hinein, die Alte blieb aber bei ihrem Spruche: „Was mein Luzian thut ist brav, und was er nicht thut da weiß er warum.“

„Man muß keinen Hund tragen zum Jagen,“ ergänzte Luzian.

Da warf ſich Bäbi vor die Ahne auf die Kniee und geberdete ſich wie raſend in Jammer und Klage; ſie ſchwur, ſich ein Leids anzuthun, ſie wiſſe nicht was ſie thäte, wenn der Vater nicht mit in die Kirche gehe. So hatte man das Mädchen noch nicht geſehen und die Ahne ſagte endlich: „Ja, thu's doch Luzian, thu's dem Kind.“

„Mutter, iſt's Euer Ernſt, daß ich dem neuen Pfarrer in die Kirch' gehen ſoll?“

„Ja, thu's in Gottes Namen, thu's mir zulieb.“

„Mutter, das iſt der höchſte Trumpf den Ihr ausſpielen könnet, Ihr wiſſet wohl wenn Ihr ſaget: „„thu's mir zulieb,““ da muß ich.“

„Ja, es muß Alles einmal ein End' haben, du haſt dich lang genug gewehrt; ich wart' auf dich und geh' mit.“

„Bäbi! Hol' mir den Rock und das Gebetbuch,“ ſchloß Luzian. Das Verlangte war ſchnell bei der Hand.

Heute ging die Ahne ſeit langer Zeit wieder mit der geſammten Familie, ſie führte ſich an Luzian. Egidi mit der Frau und den beiden jüngeren Kindern war von der Mühle heraufgekommen und ſchloß ſich auch dem Zuge an. Alle ſtrahlten voll Freude, als brächten ſie ein hehres Opfer. Wer weiß was ſie opfern?

Luzian ging ſtill dahin; es ließ ſich nicht erkennen, ob ſein zögernder Schritt aus einem Mißmuthe kam, oder ob er blos der Mutter zulieb ſo bedächtig einherging. Er dankte Allen, die ihn grüßten, mit ernſter Miene. In der That war es ihm faſt lieb, daß er durch ſo heftiges Bitten zum Kirchgange gezwungen

wurde, er kam dadurch aus dem vereinſamten Kampfe, in dem er nach verlorener Schlacht faſt noch allein auf dem Wahlfelde verblieben war. Er nahm ſich vor, keinerlei Groll zu hegen und unangefochten die Welt ihres Weges ziehen zu laſſen.

Luzian mußte bekennen, daß der junge Pfarrer mit ſchöner klangvoller Stimme und in edler Haltung Meſſe und Amt verrichtete.

Jetzt beſtieg der Pfarrer die Kanzel, Luzian ſtand ihm gerade gegenüber an eine Säule gelehnt, er ließ den Platz neben ſich leer und blieb ſtehen. Der Pfarrer ſprach:

„Geſchrieben ſtehet: wer da viel ſäet, wird viel ernten, und wer wenig ſäet, wird wenig ernten. So ſteht geſchrieben. Ach, Gott und Herr im ſiebenten Himmel! höre ich euch Alle im Herzen rufen, ach Gott! iſt denn der Spruch auch wahr? .... Mit dieſer Frage ſeid ihr Alle fort, hinaus aus der Kirche, ihr ſeid draußen auf dem Felde, wo euer Korn und euer Hanf niedergeworfen iſt und die Bäume von unſichtbarer Hand gepflückt. Dort ſeid ihr nun und fragt: haben wir nicht geſäet mit voller Hand? Haben wir nicht gearbeitet am Morgen früh und am Abend ſpät, und nun? ..... Ihr murret und hadert ob der Hand des Herrn und ihr fluchet ſchier. Und nun? fragt ihr. Ich aber antworte euch: wer da viel geſäet, wird viel ernten, und wer da wenig geſäet, wird wenig ernten. In euch liegt ein Feld, das liegt brach, öde und verſteint, Schlangen und Gewürm hauſen darin. Habt ihr es umgepflügt mit dem ſcharfen Pfluge der Buße

und euern festen Willen vorgespannt und am Seile gehalten? Habt ihr es gedüngt mit der Reue und den Samen des ewigen Wortes drein gestreut zur Tugend und heiligen That? Habt ihr? Ich frage euch. Wohl, ihr saget: ich fühle mich rein von schwerer Schuld, wer kann mir was Schlechtes nachsagen? So ruft jeder Verbrecher, selbst der Mörder, wenn er von den Händen der Gerechtigkeit gefaßt wird. Und wenn ihr in den Beichtstuhl kommt, ei freilich, da wißt ihr kaum, daß ihr einmal geflucht oder eine böse Rede geführt, und doch habt ihr Alle Alle die sieben Todsünden schon siebenmal siebzigmal begangen. Aber das ficht euch nicht an. Es ist Mancher unter euch, der jetzt unter sich schaut und seinen Hut zusammenkrempelt, er denkt: was! das ist altes Gepolter! das ewige Lämplein in der Kirche brennt nur noch matt und kommt ein guter Luftzug, aus ist's; aber die Aufklärung, das Licht, das ich in meinem Kopfe stecken habe, das allein gilt. — Schau, schau, da hätten wir also Einen, der den Aufklärichtverkostet hat, den die fürnehmen, hochgelahrten Herren in der Stadt euch gar mildiglich bereiten. Wenn du nach der Stadt kommst, siehst du vielleicht ein armes Bauernweiblein, das in einem schmutzigen Kübel, in einer schwimmenden Brühe allerlei Abgängiges heim trägt zur Mastung für ihre lieben Schweine. Siehst du, das ist der Aufklärichtt, den dir die vornehmen, hochgelehrten Herren wollen zukommen lassen. Juden und Lutherische und Katholiken, die in der Staatsmastung stehen, werfen dir Etwas zu, wenn sie sich toll und voll gefressen haben und nicht mehr mögen.

ı freuſt dich damit und vergiſſeſt darob den Tiſch,
dem der Herr alle Gäſte geladen, wo Alle gleich,
ch und nieder, wo es keine Gelehrten und keine
rnehmen gibt, denn der Glaube allein gilt. — In
n Aufklärícht iſt ein wurmäſiger Apfel von dem alten
ume, daran die Schlange war, der mundet dir, da
matzgeſt du, daß dir die Brühe von allen beiden
undwinkeln herunterlauft, wenn die Schlange ſpricht:
giebt keine Erbſünde, das iſt eitel Pfaffentrug aus
ſteren Zeiten, wo man noch nichts wußte vom Licht
ıd noch nicht ſchmeckte den Aufklärícht. Ich aber ſage
ch: eine ganze Brut von Schlangeneiern und einen
urmſtock von Teufeln bringſt du mit auf die Welt,
ıd ſo du das nicht alle Wege vor Augen haſt und
it Zerknirſchung erkenneſt, wie verworfen und nichts-
irdig du biſt, ſo biſt du ewig verloren; deine Seele
ckt noch zu tief im Fleiſch und wehe, wenn du war-
i, bis die Todesſenſe ſie herausſchabt. Thut's wehe?
hneidet's? Brennt's und nagt's? Warte nur, es kommt
ch beſſer. Wer nach dem Aufklärícht ſchnappt, wird
ie runzliche Naſe und ein krummes Maul über ſolche
orte machen, und um den Widerwart los zu ſein,
rd er mir gar zurufen: du gehſt zu weit ab vom
xt. Ja Brüderlein! Du biſt noch viel weiter ab
m Text, ich aber bleib' dabei: wer da viel geſäet,
rd viel ernten, und wer da wenig geſäet, wird we-
g ernten."

„Ich hole noch ein Früchtlein aus dem Aufklärícht,
ſchwimmt oben auf. Mancher von euch denkt wohl:
ı, hätt ich nur dem guten Rathe gefolgt und mich

in die Hagelverſicherung aufnehmen laſſen; da könn ich dem Hagel was pfeifen. Komm her, du verſichert Mann, laß dich ein bisle heraufholen. Seht ihr, d hab' ich ihn; der Neid muß ihm's laſſen, es geht ih gut und er ſieht reputirlich aus. Mag's brennen un ſengen und hageln und Seuchen wüthen, da ſteht e feſt der verſicherte Mann. Da ſteht ſein Haus, es i in der Feuerkaſſe — verſichert, am Laden klebt ei Täfelein, ſieht faſt aus wie ein Ordensſchmuck, da zeigt an: Tiſch und Bett und Stuhl, Kiſten und Kaſten der ganze Hausrath iſt — verſichert; das Vieh im Stall — verſichert, die Aecker im Feld — verſichert die Kinder — verſichert, ſie ſind auf der Rentenanſtalt eingetragen, und wenn eines zwanzig Jahr' alt iſt bekommt es ſo und ſo viel Zinſen bis in die grasgrün Ewigkeit hinein; ſein eigen Leib und Leben — ver ſichert, doppelt verſichert, in Paris und in Frankfurt „Jetzt komm Herrgöttle und thu' mir einmal was an!“ So ſchlägt ſich der verſicherte Mann herausfordernd auf die hirſchledernen Hoſen. Ja beim Teufel! Den muß unſer Herrgott laufen laſſen, den kann er nimmer am Grips kriegen. Aber wie? du feuerfeſter, hageldichter, verſicherter Mann, laß dich noch eine Weile beſchauen. Wo haſt du denn dein ewiges Heil verſichert? Gelt, daran haſt du noch nicht gedacht, das brauchſt du nicht! Vielleicht glaubſt du gar nicht an ein ewiges Leben, das gehört ſo zum Aufklärichtt. Aber wart', es kommt die Stunde und du liegſt auf dem Schragen und röchelſt ſchauerlich und ſchnappſt nach Luft, der kalte Schweiß ſteht dir auf der Stirn. Kennſt du das Gerippe? Es

lt die dürre Hand nach dir aus, o! wie ſchwer, centnerſchwer liegt's auf dir; du willſt mit todes- eißiger Hand abwehren, du faſſeſt die leere Luft. krümm' dich nur wie ein Wurm, bäum' dich wie Pferd, fort, fort, von hinnen mußt du, deine e verſicherte Welt bleibt dahinten. Noch rollen die llen nicht auf deinem Leichenaas und du ſtehſt vor oberſten Halsrichter, da geht's auch öffentlich und dlich her, wie du ſo oft deinen Zeitungsheiligen geſchrieen haſt, da iſt der letzte Zahltag: wo haſt deine Papiere, deine Verſicherungen? Guck, da iſt ander Sparkaſſenbüchlein, da iſt Alles verzeichnet, Rechnung ſtimmt, faſt zum Verwundern. Jetzt 's verſpielt, du kommſt in's Regiment, links vom tesgericht, und da ziehen ſie dir eine feurige Uni- an, die ſitzt dir wie angegoſſen eine Schlange allt ſich dir als Leibgurt um, Pech und Schwefel en dich und brennen dich und verzehren dich nicht. die Hölle! in die Hölle zur ewigen Verdammniß ſt du, und drunten in deinem verſicherten Hauſe oft alleinig in ſtiller Nacht wie das Winſeln von r Seele, die drüben die ewige Ruhe nicht finden . Das Gebet deiner Kinder könnte dich erlöſen die Ewigkeit deiner Qualen kürzen. Haſt du ſie n gelehrt? du haſt ſie — verſichert."

Mancher Blick hatte ſich ſchon beim Beginn dieſer lderung nach der Säule gewendet, wo ein Mann tand wie der Stein hinter ihm, aber die Blicke en wieder ab und jetzt fuhr der Pfarrer fort:

„Geliebte in dem Herren! Ich ſage euch laut und

deutlich, ich habe Niemand gemeint, ich kenne Niemc
der ſolchen Herzens iſt, aber Jeder frage ſich, ob
nicht ſchon im Geiſte den Weg betreten, ſo zu werl
Fern ſei es auch von mir, euch davon abzuhalten, e
zeitlich Gut zu wahren, aber alles iſt Tand und St
und Moder. Und gäbet ihr mit eurem zeitlichen (
Wohlthaten und Geſchenke wie Sand am Meere, 1
flogen iſt's, fehlt euch der Glaube. Wahret euer G
ſo viel ihr könnet, aber die einzige Verſicherung
dem, der da bauet auf dem Fels, der da iſt der Glat
der ſchüttert nicht und ſplittert nicht und ſtehet
ohne Wanken. Und wenn rings umher deine Saa
das Wetter knickt, der Glaube richtet dich auf;
ſteheſt feſt wie ein Fels und Lobgeſänge ſchallen
deinem Munde. — Aber ſei nur kein windelweid
auszehriger, naßkalter Tropf, eher noch ein grundmi
ger Heide, wie der verſicherte Mann, den mag
Herr noch in ſeine Zange faſſen, ſchmieden und ſchweiß
Laß es nicht von dir heißen: du biſt nicht kalt 1
nicht warm, du biſt lau, darum werde ich dich a
ſpeien aus meinem Munde. — Eure Saaten ſind gekn
Noth und Jammer ſteht euch bevor. Warum? War
frage ich euch, hat der Herr ſeinen Wettern befohlen, l
ſie herniederfahren und euch züchtigen? Ihr habt ſ
vergeſſen in eurem Taumel, gottverlaſſen ruht auf Jed
von euch tauſendfältige Todesſchuld. Darum ....“

„Das iſt ſchandmäßiger Lug und Trug!“ erſch
plötzlich eine Stimme aus der Gemeinde.

Hat die Säule dort geſprochen? Dringen Wc
aus dem ſtarren Stein?

Es wäre nicht wunderbarer, als daß eine Stimme aus der Gemeinde es wagte, ſich hier zum Widerſpruche zu erheben.

Die Blicke Aller richteten ſich nach der Säule dort, wo Luzian ſtand, ein Lichtſtrahl fiel grade auf ſein Antlitz, auf dem ein wunderſamer Glanz ſchimmerte: er blickte in die Sonne und ſeine Wimper zuckte nicht, dann ſchweifte ſein Auge über die Verſammlung hin, als wäre ſie untergeſunken, als ſuche und finde ſein Blick Etwas, das über den Häuptern der Menſchen um ihn her ſchwebte. Eine Weile herrſchte Todtenſtille, man hörte das Picken der Thurmuhr, es war wie der laute Herzſchlag der ganzen Kirche.

„Jetzt rief der Pfarrer: „Wer hat es gewagt, das Wort des Herrn hier zu ſchänden?“

„Ich!“ rief Luzian, und legte die zitternden Hände feſt auf das Herz, das ihm zu ſpringen drohte.

„Sind eure Hände lahm? vom Satan gebunden?“ rief der Pfarrer, „daß ſie ſich nicht erheben, um das Heiligthum von dem gottesleugneriſchen Aaſe zu ſäubern?“

Ein Tumult entſtand in der Gemeinde; es ließ ſich nicht ahnen und beſtimmen, was daraus werden ſollte.

„Kommt her!“ rief Luzian, und ſtreckte ſeine Arme weit aus, aber ſeine Hände waren nicht zum Segnen ausgebreitet, ſeine Fäuſte ballten ſich, „kommt her! Glaubt nicht, daß ich mich binden laſſe, wie ein geduldig Lamm. Gott iſt in mir, ich zerbreche die Hand, die ſich nach mir ausſtreckt.“

„Soll der Gottesläſterer noch länger das Heiligthum entweihen?“ ſchrie der Pfarrer ſchäumend vor Wuth.

Die Gemeinde war wie erſtarrt, und Luzian ſprach mit ruhiger, weithin vernehmlicher Stimme:

„Ja, ich muß reden, und wenn man mich jetzt auf den Scheiterhaufen legt, ich muß. Du Geſalbter da oben, du ſchmäheſt Gott und die Menſchen, ich will nicht Theil haben an deiner Sünde. Hört auf mich, Brüder und Schweſtern! Ich bin kein Weiſer, aber ich weiß: Gott iſt die Liebe, Gott lebt in uns, und ſchickt er Wetter und Unheil, ſo thun wir uns zuſammen und theilen mit einander, und Keiner hat ſich zu ſchämen, die Gaben zu empfangen, und Keiner darf hart ſein, ſie zu weigern. Du da oben, du willſt wiſſen, warum Gott durch das Wetter unſere Felder verhagelt hat! Weil wir ſchlecht ſind? Sind wir ſchlechter als alle unſere Nachbardörfer? Gott iſt die Liebe, Gott iſt in mir und die Liebe iſt in mir, für euch, und ich will jetzt ſterben. Die Hölle iſt nur in dir da oben und in Allen wie du ....“

„Du biſt verdammt und verflucht in Ewigkeit!“ ſchrie der Pfarrer und ſtieg die Kanzel herab.

Der Gottesdienſt war zu Ende, die ganze Gemeinde ſchwirrte durcheinander. Luzian ging feſten Schrittes der Thüre zu, Alles wich vor ihm zurück, aber wie mit wunderbarer Kraft erhob ſich die Ahne, faßte ſeine Hand und ſchritt ſo kräftig neben ihm her wie ſeit Jahren nicht. Sie gingen ſtill heimwärts und dort ſah ſie den Luzian zum Erſtenmale in ſeinem Leben weinen und laut ſchluchzen wie ein Kind.

Die Ahne wußte gar nicht was ſie beginnen ſollte, ſie lief kopfſchüttelnd im Zimmer umher, drückte an allen Fenſtern ob ſie auch feſt zu ſeien, und jagte zuletzt die Katze, die hinter'm Ofen ſaß, zur Thür hinaus; auch ſie ſollte nicht hören, daß der ſtarke Mann weinte.

Luzian ſaß da, er hatte die Hand auf den Tiſch gelegt und das Antlitz darauf verborgen.

„Meinſt du nicht auch?“ tröſtete die Ahne, „wenn der Kaiſer Joſeph nicht vergiftet wär' und er hätt' das Leben noch, der thät' den jungen Pfarrer da in's Zuchthaus ſchicken? Nicht wahr?

Freilich,“ ſagte Luzian, und ſchaute lächelnd auf.

Das Nachſpiel und ein kalter Schlag.

Dem Schulmeiſter war indeß das Nachſpiel in der Orgel ſtecken geblieben, es ſollte aber doch noch ausgeführt werden. In grauſigem Wirrwarr drängte ſich die Gemeinde aus der Kirche. Der Pfarrer hatte ſich raſch in die Sakriſtei zurückgezogen, die Miniſtranten folgten ihm in ihren flatternden Hemden mit eiligen Schritten, als ginge es zu einem Sterbenden. Nicht ſo behende gelang es der Verſammlung. Da ging Einer und heftete den Blick auf den Boden als ſuche er Etwas, als wäre ihm der letzte Biſſen von einer ſcharf gewürzten Speiſe, den er ſich zur Letzung und zum Nachſchmacke bis zum Ende aufbewahrte, plötzlich durch den ungeſchickten Stoß eines Nachbars auf den Boden geworfen worden. Fromme Mütterchen konnten kaum ihr Gebetbuch zuſammenlegen, das ſchien ſo ſchwer als zerrten die Geiſter der unerlösten Worte daran, die noch geſprochen werden mußten. Alle ſahen ſich ſtaunend um, und ihre Blicke fragten, ob denn das noch die Kirche, das noch die Menſchen ſeien, ob denn nicht plötzlich ein gewaltig Zeichen erſcheinen und der Himmelsbogen krachend einſtürzen müßte!

Die äußere Würde iſt ein fein geſchliffener, behutſam anzufaſſender Schmuck, überlieferſt du herablaſſend oder niedergebeugt das Diadem fremden Händen, du kannſt die Grenze nicht mehr ziehen, wie weit ſie dir's verſchleppen, wie ſie damit ſpielen und es gar

zerſchmettern. So bei der äußern Würde von Perſonen, ſo von Heiligthümern und dergleichen.

Unverſehens entſtand in der Gemeinde ein Johlen und Gröhlen, ein Toben und Toſen, als ob das wilde Heer gefangen wäre. Man wußte nicht woher der Lärm kam, wo er entſtanden, er ſchien aus den Wänden gedrungen. Durch Ziſchen und Rufen ſuchte man das Stimmengewirre zu beſchwichtigen, aber das war wie ein ohnmächtiger Waſſerſtrahl, den man in die helle Lohe leitet; ziſchend ſteigt der Dampf auf und mächtiger drängt ſich ihm die Flamme nach.

Losgelaſſen waren die Stimmen in allen Tonarten, die ſonſt hier ſtill verharrten oder in gebundenen Sängen und Reſponſorien laut wurden.

Alles drängte dem Ausgang zu. Den Brunnenbaſche hatte eine muthwillige Schaar mitten in den Weihkeſſel geſetzt und er arbeitete ſich triefend daraus hervor. Jeder, der das Freie erreicht hatte, athmete leichter auf und fühlte ſich erlöst von erdrückender Laſt. Niemand außer dem Brunnenbaſche eilte nach Hauſe; man konnte ſich nicht trennen ohne ein Wort der Verſtändigung, ohne einen gemeinſamen Halt; Jedem war's, als müßte der Andere ihm helfen, als dürfe man ſich jetzt nicht verlaſſen und trennen.

Den frevleriſchen Spott, der mit dem Brunnenbaſche begangen worden, hatten nur Wenige bemerkt.

Großen Verſammlungen theilt ſich leicht wie elektriſch eine gewiſſe gemeinſame Stimmung, ſo zu ſagen eine gemeinſame Wärme mit, ſo daß Niemand kaltes Blut und Ueberlegung genug hat, um, über das

Gemeingefühl ſich erhebend, unbefangen das Vorliegende zu deuten und zu klären.

Jetzt im Freien fühlte ſich Jeder wiederum ſelbſtſtändiger, heller. Es ſcheint mit den Nervenſträngen oftmals ſich zu verhalten wie bei den Saiten eines Inſtrumentes, die ihre Stimmung und Spannung ändern, wenn ſie in eine andere Temperatur gebracht werden. Dennoch konnte Einer den Andern nicht laſſen, ein Gefühl der Geſammtverantwortlichkeit durchbebte ſie.

Der Steinmetz Wendel, der jahraus jahrein Mühlſteine meißelte, Mitglied des Bürgerausſchuſſes war, und zugleich in einer geheimnißvollen Achtung ſtand, weil er Vorſteher der Steinmetzen war, die unter allerlei undurchdringlichen Ceremonien alljährlich ihr Innungsfeſt feierten, dieſer, ein ſchmächtiger Mann, viel gewandert und von anerkannter Klugheit, hatte eine große Gruppe Männer um ſich verſammelt und ſelbſt der Schultheiß hörte ihm zu, zumal Zuhören unverfänglicher war, als ſelbſt reden.

Endlich erſchien der Pfarrer in bürgerlicher Kleidung, er hielt die ſchwarzeingebundene Bibel und das Meßbuch mit der linken Hand auf die Bruſt gedrückt; geſenkten Blickes, ohne aufzuſchauen, ſchritt er durch die Verſammelten, die ſich vor ihm zertheilten; plötzlich ſchien ein Entſchluß ſeinen Schritt zu hemmen, er warf ſeiner Gewohnheit nach den Kopf nach hinten, richtete das Antlitz aufwärts und ſchloß die Augen. Von allen Seiten wurde Stille gerufen und der Pfarrer ſprach:

„Meine lieben Chriſten!“ die Stimme ſchien ihm

zu ſtocken, man ſah, er arbeitete mit aller Macht um Athem, nur zu den nächſten Umſtehenden ſagte er: „Ich bitte um Geduld, ich werde mich gleich faſſen.“ Man hörte es indeß allerwärts, und nach einer Weile fuhr er laut fort, die Hand hoch emporſtreckend:

„Auf! und wenn das Gefäß meiner Seele zerbricht! — Meine lieben Chriſten! Ein Wetter, gräßlicher denn das eure Saaten niederſchmetterte, iſt aus einer Seele voll Nacht und Dunkel niedergeſtürzt, um das Pflänzchen des Glaubens in euch zu begraben. Fluchet nicht dem, von wannen ſolches ausging, er iſt arm genug, und wenn er alle Güter der Erde ſein eigen nennte. Gehet hin, und Jeder bete ſtill um ſein Heil und ſeine Erlöſung durch die Gnade, wie ich es thun werde im ſtillen Kämmerlein auf meinen Knien, mit meinen Thränen. Er iſt mein Bruder, ich laſſ' ihn nicht, und Niemand darf ihn laſſen. Ich ſpreche nicht von der Schmähung, die mir angethan worden. Was bin ich? Ein unwürdiger Knecht deſſen, dem wir alle dienen. Und ſo ihr alſo betet für ihn, wird der Herr euch Macht verleihen und euch begnaden, auf daß der böſe Feind, der umgeht, eure Herzen nicht in ſeine Fallſtricke reiße. Noch eins. Ich ermahne euch zum Frieden. Thuet wohl denen, die euch Böſes thun. Laſſet den gerechten Groll, daß das Heiligthum geſchändet wurde, nicht Ihn entgelten. Will Luzian ein Luzifer werden, beweinet ihn, aber Niemand wage es, der Gerechtigkeit des Herrn der Heerſchaaren vorzugreifen. Ein Jeder muß ſeine Haut ſelber zu Markte tragen, ſagt das Sprüchwort; Niemand wage es, ſie ihm freventlich voraus

zu gerben. Vielleicht will Luzian lutheriſch werden, oder will er gar die neue preußiſche Religion, das Gemächt von dem Bruder Schleſinger. Wir können mit Gebet und frommen Ermahnungen um die Abwehr flehen, aber Niemand wage es, ſeine Hand —"

„Was da?" unterbrach plötzlich eine Stimme. Heute ſchien alles aus Rand und Band zu gehen. Der Steinmetz Wendel fuhr fort: „Mit Verlaub, Herr Pfarrer, ich red' wegen der Schwachen im Geiſt, die könnten ſchier gar meinen, Ihr wolltet aufhetzen, ſtatt abwehren. Nicht wahr, ihr Mannen, es iſt kein ehrlicher Mann im Ort und in der ganzen Gegend, der dem Luzian das Schwarze unter dem Nagel beleidigen möcht'? Hab' ich Recht oder nicht?"

„Hat Recht. Wer will dem Luzian was thun?" ſcholl es aus der Verſammlung, und Wendel ſagte ſchmunzelnd:

„Nun noch ein Wort. Was ihr da wegen der preußiſchen Religion ſaget, iſt auch fehlgeſchoſſen. Wir laſſen uns mit dem Worte preußiſch keinen Pelzmärte mehr vormachen, das iſt vorbei; der Preuß' will ja auch die Religion gar nicht, er klemmt ſie ja wo er kann, der Hauptpreuß', der König, iſt eher euer ...."

„Genug," unterbrach ihn der Pfarrer, „ich wußte es in tief betrübtem Herzen, daß der Verblendete nicht allein ſteht, daß der Zeitungsglaube noch mehr Apoſtel hat. Ich rede nur noch zu euch, die ihr Chriſten ſeid; ein Jeder bete ſtill für den Andern und ſuche ſein eigen Herz zu reinigen. Gott mit euch."

Schnellen Schrittes ging der Pfarrer ſeiner Wohnung zu, und nun ſtob Alles in wilder Haſt auseinander.

Wer geht mit zum Luzian?“ rief Wendel noch. Dieſer Ruf ſchien zu ſpät zu kommen, denn die Meiſten hatten ſich bereits zum Heimgang gewendet, ſie ſchienen vorerſt des Kirchenſtreites ſatt und verſpürten einen andern Hunger. Wendel ging blos von Egidi geleitet zu Luzian.

An dieſem Mittage herrſchte in allen Häuſern eine ſonntagswidrige Ungeduld. Die Männer ſetzten ſich kaum ruhig zum Eſſen nieder und ſtanden bald wieder auf, um ſich mit Nachbarn und Freunden über das Vorgefallene auszuſprechen. Es war nichts Neues zu holen, aber Jeder mußte doch ſagen, wie es ihm zu Muthe war, und Jeder wollte das Ereigniß auf ganz beſondere Weiſe erlebt haben; da waren Umſtände, Vorahnungen und Wahrzeichen, die Niemand außer ihm kannte. Es war wie die Löſchmannſchaft nach einem plötzlich ausgebrochenen Brande, die ſich nun in der Wirthsſtube zuſammen findet; man kann noch nicht in ſein Heimweſen zurück, und Jeder muß berichten, wie und wo er überraſcht ward, und was er als Einzelner im Geſammten vollbrachte.

Was nun zu thun ſei, davon war nirgends die Rede. Sollte die müßige Selbſtbeſpiegelung, dieſe Grundfäulniß im Charakter unſerer Tage, ſich auch hier ſchon eingefreſſen haben?

Es muß ſich bald zeigen.

Ein Herz iſt aufgegangen.

Schließen wir uns an Wendel und Egidi an. Wir treffen Luzian hemdärmelig hinter dem Tiſche ſitzen heitern Blickes dreinſchauend. Die Angehörigen aber ſtanden in der Stube und auf der Hausflur, ſo in ſtarrem Schmerz in ſich gebannt als läge in der Kammer nebenan eine geliebte Leiche, deren ewiger Schlaf wie zu leiſem Auftreten gemahnte. Die Schwiegertochter, die hochſchwangere Frau Egidi's, hielt die Kinder behutſam zum Schweigen an; ſie wußten nicht was all der ſtille Kummer bedeute und ließen ſich's gefallen, daß ſie gegen alle Hausregel kurz vor dem Mittagseſſen ein Butterbrod bekamen. Das Feuer auf dem Herde war ausgegangen und ſchickte ſeine Rauchwolken in die Hausflur und in die Stube ſobald ſich dieſe öffnete; Niemand blies das Feuer an. Die Knechte und Mägde trieben ſich draußen umher, alle Ordnung ſchien aufgelöst.

„Willſt's mithalten, Wendel?“ fragte Luzian den Eintretenden, „von den Meinigen will keins an den Tiſch; ſie meinen, das ſei mein Henkermahl, jetzt gleich nach dem Eſſen werde ich geköpft. Und ich ſag' dir, ich habe einen weltsmäßigen Hunger, ſo hab' ich mein Lebtag keinen geſpürt, grad wie wenn ich über's Hungerskraut gangen wär'. Ich möcht' nur wiſſen, ob die Hauptketzer, die den Pfaffen in's Zeug gefahren ſind, auch allemal ſo einen Hunger gehabt haben, ſo einen grundrührigen. Weißt nicht?“

„Ich hab' noch nichts davon gehört, was der Doktor Luther zu Mittag geſſen hat wie er vom Reichstag in Worms in ſeine Herberge heimkehrt iſt," entgegnete Wendel, Luzian die Hand ſchüttelnd und dieſer begann wieder: „Alſo du mußt mir doch auch Recht geben?"

„Freilich, es iſt genug Heu unten geweſen."

„Du biſt halt der Wendel, du weißt, daß man die Birnen ſchütteln kann," ſagte Luzian aufſtehend. Er ging die Stube auf und ab, in ſeinem Blicke, in ſeiner Haltung lag etwas Hoheitliches, wie wenn er plötzlich zum Feldherrn ausgerufen worden wäre und draußen harrten ſeiner die geſchaarten Völker. Er ſchlug ſich ruhig mit beiden Händen mehrmals auf die Bruſt, als wollte er die ſich bäumende Kraft darin beſchwichtigen. „Alſo wie Ein Mann muß die Gemeinde zu mir ſtehen," ſagte er endlich ſtillhaltend.

„O Luzian!" ſagte Wendel und ſchaute mitleidsvoll zu dem Abgewandten auf.

„Was iſt?" rief Luzian in halber Wendung ſich umkehrend ſprühenden Auges, „was iſt? wollen ſie nicht?" fuhr er in ſcharfem Tone fort, indem er Wendel mächtig ſchüttelte, als wäre dieſer der Unterbefehlshaber der aufrühreriſch gewordenen Truppen.

„O Luzian!" ſagte Wendel kopfſchüttelnd, „lehr' mich die Menſchen nicht kennen. Ich bin nur um ein Jahr älter als du, aber ich bin weit in der Welt herumkommen. Guck, da zerren und bellen ſie das ganze Jahr und wenn Einer heraustritt und er packt die Niedertracht bei der Gurgel und er kommt dafür in die Patſch, hui! da iſt das Kätzle auf der Mauer, da

will Keiner was dabei haben, da duckt ſich ein Jedes und ſagt: ja warum hat er's auch ſo dumm angefangen? warum hat er ſich ſo weit eingelaſſen? Er dauert mich — das iſt noch das Höchſte. Und wenn ſie ja zuſammenhalten thäten, wär' ihnen geholfen, aber da denkt Keiner dran, da —"

„Alſo du glaubſt —" fuhr Luzian auf und ſeine Hand faßte krampfhaft den Sprecher.

„Daß du allein ſchaffſt," fuhr Wendel fort. „Du biſt ein reicher Mann, du kennſt's nicht aus Erfahrung, weißt aber doch: das ſchwerſte Geſchäft iſt — allein dreſchen. Wenn's mehr bei einander ſind, thut ſich's noch ſo ring, es iſt wie wenn der Gleichſchlag den Flegel von ſelber heben thät. Lieber allein tanzen als allein dreſchen. So iſt's recht, lach' nur. Es geſchieht dir auch nicht ſo viel. Der Pfarrer hat in der Predigt auf dich angeſpielt, das darf —"

„Nichts da, davon will ich nichts," entgegnete Luzian. „Er oder Ich. Aber du biſt immer ſo ein Schneeſieber geweſen. Laß du nur mich machen. Egidi! hol jetzt das Bäbi, es ſoll das Eſſen 'rein thun, ich muß bald fort."

Egidi kam nach einer Weile wieder und ſagte, Bäbi ſei in ihrer Kammer eingeſchloſſen, ſie weine, gebe keine Antwort und mache nicht auf.

„Es wird gleich da ſein," ſagte Luzian, die Lippen ſchärfend. Die Frau hielt ihn unter der Thüre feſt und rief: „Um Gotteswillen gieb doch Fried', ich will das Eſſen bringen."

„Nein, das Bäbi muß her."

Er machte ſich los und ging die Treppe hinauf. Droben rief er: „Bäbi! mach auf!“

Keine Antwort.

„Bäbi, ich, dein Vater ruft.“

Man hörte Jemand ſchwer ſich vom Boden aufrichten; ein Riegel wurde zurückgeſchoben.

Luzian ſtand ſelbſt eine Weile erſchüttert beim Anblick des Mädchens.

„Was haſt? was iſt? komm abi,“ ſagte Luzian ſanft.

„Vater, ſchlaget mich todt, aber ich kann mich vor keinem Menſchen mehr ſehen laſſen,“ rief Bäbi ſchluchzend und warf ſich auf das Bett.

„Warum? warum? Gieb Antwort, red', red', ſag' ich.“

„Wenn ich nur todt wäre und der Paule auch,“ ſtöhnte Bäbi endlich.

„Bäbi!“ fuhr Luzian auf, die Haare ſtanden ihm zu Berge, es überrieſelte ihn eiskalt, „Bäbi, ich will nicht hoffen, daß es Eil' hat mit deiner Hochzeit; Bäbi, ich erwürg' dich jetzt da gleich,“ fuhr er zitternd fort, „wenn's an dem iſt. Soll der Pfaff ſagen: ſo geht's bei dem Gottloſen her und ſo ſind ſeine Kinder? Bäbi, red' oder ich weiß nicht was ich thu'.“

„Vater! Ich mach' Euch kein' Schand,“ erwiderte Bäbi.

Unwillkürlich hatte ſie das Wort Ich ſo ſcharf betont, daß es Luzian durchzuckte; er hielt an ſich und plötzlich kam eine ſeltſame Wandlung über ihn. Blitzſchnell kam ihm der Gedanke, daß er ſeinem Kinde Unrecht thue, weil er ſelber in Wallung war. Er ſchalt ſich, daß er ſeinen Zorn an dem unſchuldigen

Kinde auslaſſe und er ſagte: „Verzeih mir Bäbi, ich hab' dir Unrecht than — ich will keinem Menſchen Unrecht thun, ſonſt bin ich verloren," ſprach er wie zu ſich ſelber und fuhr dann fort: „Bäbi, dein Vater macht dir auch kein' Schand."

Dieſe letzten Worte ſprach er wie mit ſtockender Stimme, ſo daß Bäbi allen Kummer aus dem Antlitz wiſchte und wie erhoben zu ihm aufſchaute.

Wie raſch ſchoſſen hier die Empfindungen hin und wieder. Bäbi wäre gern niedergekniet vor dem Vater, der ſich ſo vor ihr demüthigte.

Man muß ſich die machtvollkommene, über Widerſpruch und Einrede erhabene Stellung des Vaters im Bauernhauſe vergegenwärtigen, um zu ermeſſen, was es heißt, daß Luzian ſich ſeinem Kinde wie ein Büßender gegenüberſtellte. Iſt es ſchon in anderen Kreiſen für einen abgeſchloſſenen in ſich ruhenden Charakter ſchwer, ſich zu beugen, Irrthum, Fehl und Uebereilung offen zu bekennen, umgeht man gern das Geſtändniß in Worten und will ſolches ſtillſchweigend aus der nachfolgenden That erkennen laſſen — wie unſäglich mehr war ſolche raſche Reumüthigkeit für den Vater hier. Das empfand Bäbi und es that ihr tief wehe, daß ſie den Vater ſo niedergedrückt hatte.

Heiſcht man auch im augenblicklichen Unmuthe oft ein merkliches Reubekenntniß, ſo wird doch ein edles Gemüth die Beugung raſch aufheben und möchte lieber ſich ſelbſt niederwerfen und um Verzeihung flehen, daß man es ſo weit getrieben.

Wie vieler an Ton und Zeichen gebundener Worte

bedarf es, um dem unendlich raſchen Fluge der Empfindung ſchwerfällig nachzugehen.

Vater und Tochter ſtanden hier einander gegenüber und in ihrer Haltung ſchien nichts erkennbar von der Weichmüthigkeit, dem ſanften Faſſen und Heben in ihrem Geiſte.

Der Blüthenkelch eines Menſchengemüthes öffnete ſich, das, wer weiß wie lange noch, verſchloſſen in ſich geruht hätte.

Bäbi erkannte nur einfach, daß ſie ihrem Vater helfen und beiſtehen müſſe, ſtatt ihn zu härmen; und ſchwingt ſich ein Herz über das eigene Leid hinaus und ſucht fremdes zu heilen, ſo iſt die Erlöſung gefunden.

Zum erſtenmale in ihrem Leben wagte es Bäbi, die Hand ihres Vaters zu faſſen; dann ſagte ſie: „Kommet, ich will das Eſſen auftragen.“

Victor ward herbeigerufen und ſprach das Tiſchgebet. Luzian hörte zu, als vernehme er's zum Erſtenmale, er ſchien jedes einzelne Wort in ſeinen Gedanken zu prüfen.

Wie er verkündet, ſo war's. Luzian hatte in der That einen weltsmäßigen Hunger, wie er's genannt hatte; er war dabei überaus heiter und wohlgemuth. „Mich freut das Eſſen und ich thue ihm ſeine Ehr' und Reſpect an, ich mein' das wär' der beſte Dank gegen Gott,“ ſagte er einmal. Niemand antwortete. Die Frau ſchöpfte ſich auch heraus, aber ſie aß nicht. Egidi war eben ſo lautlos.

Bäbi betrachtete den Vater immer mit freudeſtrahlendem Antlitze, als hätte er ihr eben erſt das

Köſtlichſte und Herrlichſte geſchenkt. Niemand ahnte was in dem Mädchen vorging und ſelbſt Luzian wußte nicht, welch eine Wunderblume neben ihm aufgeſproſſen war. Bäbi, die es ſonſt nie gewagt hatte, bei Tiſche im Beiſein des Vaters ungefragt ein Wort zu reden, ſagte jetzt, lange nachdem der Vater geſprochen hatte: „Ja Vater, laſſet Euch nur nichts zu Herzen gehen.“

Sei ohne Sorg', es geſchieht mir nichts an Leib und Leben,“ erwiderte Luzian ſtaunend, „aber jetzt halt' der Ahne das Eſſen warm und paß auf, daß es nicht anbrenzelt.“

Die Ahne war nämlich bald nach der Morgenkirche in der Kammer eingeſchlafen. Luzian ſchöpfte ihr bei Tiſche zuerſt und das Beſte heraus.

Bäbi ging immer ab und zu, ſie verkoſtete keinen Biſſen, es kam ihr faſt ſonderbar vor, daß die Menſchen durch Speiſe und Trank ihr Leben auffriſchen, ſie betrachtete die Speiſen wie Etwas das ſie gar nichts anginge; ſie war ſo ſatt, ſo tiefgetränkt, daß ſie glaubte, hundert Jahre ſo fortleben zu können.

In dem Hauſe wo ſie geboren und erzogen war, das ſie noch nie verlaſſen hatte, ſchaute ſich jetzt Bäbi um, als käme ſie eben aus der Luft herabgeflogen und hätte ſich nur hier niedergelaſſen; fragend ſchien ſie zu forſchen, wer denn gekocht habe, wer das Haus gebaut und eingerichtet, wie der Menſch ſo vielerlei nöthig habe — ſie wollte doch von Allem nichts; ſie ſchien fragen zu müſſen, ob denn früher ſchon eine Welt da war, während ihr eigen Leben jetzt erſt aufging. Ein neugeboren Kind, das reden könnte, müßte ſo die Welt erfaſſen.

Bäbi ſtand oft ſtill, ſchloß die Augen und ſchaute in ſich. Sie konnte es nicht in Worte und feſte Gedanken ſetzen, aber ſie fühlte es, in dieſer Stunde war ſie zum Bewußtſein ihrer ſelbſt erwacht, wieder geboren. Wie hatte heute am Morgen namenloſer Schmerz ihr ganzes Weſen aufzehren wollen, die ſüßeſte, zuverſichtliche Hoffnung war in unabſehbare Ferne gerückt. Jetzt war's ihr, als ob ein fremder Menſch in all den Klagen gerungen habe, ſie ſelber war ja ſo froh, wie abgelöst aus einer fremden Hülſe. Sie mußte ſich faſt gewaltſam die Erinnerung zurückrufen, daß ſie Braut ſei, daß ſie auf der Schwelle ſtehe, ein eigen Heimweſen zu gründen. Das war ein Kind das ſolches erlebt hatte, wo iſt es hin? Sie wäre gern zu allen Menſchen hingeeilt und hätte ihnen geſagt, daß ſie ihren Vater über Alles liebe, daß er mehr ſei als die ganze Welt. Und Paule? Der war ja eins mit ihr, der mußte ja Alles mit erfahren und gedacht haben wie ſie — oder war's nicht ſo?

Ein Mädchen, das den Vater verlaſſen, beſinnt ſich jetzt erſt in der Entfernung der ſtillen Verehrung, die es für den Würdigen gehegt, ſehnſuchtsvoll öffnet ſich das innerſte Heiligthum des Herzens und hell ſtrahlt das erhabene Bild aller Kraft und alles Edelſinns. Wie ganz anders tritt dann wieder die Tochter dem Vater entgegen.

Bäbi hatte ſich von ihrem Vater mehr als räumlich entfernt und ſie erſchaute ihn jetzt wie einen Heiligen, der ihr geraubt war. Nicht durch äußere Lehre, aus dem innerſten Zuſammenhang der Familie ſollte Bäbi zum höchſten Leben erweckt werden.

Wir werden vielleicht das geheimnißvoll dunkle Walten in der Seele des Mädchens noch näher kennen lernen, wenn es nicht die ſcharfe Wirklichkeit in ſich bricht.

„Was iſt das für ein Lärm?“ rief plötzlich Alles in der Stube. Man ſprang an's Fenſter. Des Schützen Chriſtoph drehte vor dem Hauſe die große „Rätſch,“ das iſt der Kaſten aus geſpannten Brettern, die ein Kammrad in Bewegung ſetzt. Die Rätſch dient ſtatt der Kirchenglocken, wenn dieſe zur Faſtenzeit nach Rom zur Beichte wallfahren. Was ſollte das aber jetzt mitten im Sommer? Ein Theil der Tiſchgenoſſen rannte auf die Straße, um Erkundigungen einzuziehen, die Uebrigen eilten in die Kammer, wo die Ahne von dem plötzlichen Knattern der Rätſch aufgewacht war und laut ſchrie: das Haus ſtürze ein.

Bald erfuhr man was vorging. Der Pfarrer hatte verordnet, daß, weil die Kirche entweiht ſei, keine Glocken geläutet werden dürfen; er wußte wohl, daß die Kirche das Herz der Gemeinde, zumal am Sonntage, und dieſes Herz kehrte er um und um; er ließ den Altar, die Gefäße u. ſ. w. aus der Kirche bringen und im Freien aufſtellen, um dort den Mittagsgottesdienſt zu halten.

„Kannſt du das leſen?“ fragte Luzian den Wendel, als ſie in der Kammer waren und deutete auf die innere Seite der Thüre.

„Ja,“ entgegnete Wendel und las das mit Kreide hingeſchriebene Wort: Thomaſius!

„Komm heraus ich muß dir was erzählen,“ ſagte

Luzian und fuhr dann in der Stube fort: „Guck, wenn ich den Namen wieder ſeh' und hör', da weiß ich's ganz deutlich, wie es bei mir angefangen hat, daß ich den Pfaffen ſo auf den Haken ſitze; die Hexen ſind daran ſchuld und die Ahne drin."

„Wie ſo? Hältſt du denn die Ahne für eine Hex'?"

„Umgekehrt iſt auch gefahren. Ich hab' mir ſo denkt, wenn die Ahne in alten Zeiten gelebt hätt', wer weiß ob ſie nicht verbrannt wär', ſie hat oft ſo gewundrige Sachen an ſich. Und da, da iſt mir's ſiedig heiß eingefallen, wie doch vor Alters die Welt ſo grauſam verdammt dran geweſen iſt. Ich hab' den alten Pfarrer darüber befragt, warum denn die Geiſtlichkeit das ſo lang zugeben hat, und da hat er mir beſtanden, daß man wirklich und wahrhaft an Hexen glaubt hat. Wie ein Blitz iſt mir's da in's Herz geſchlagen: alſo ſo? Euer Sach' iſt auch nicht unfehlbar? Ihr könnet auch den letzen (falſchen) Weg gehen und die Weihe und der heilig' Geiſt hilft nicht? ... Und da hab' ich dem Pfarrer geſagt, warum denn die Lüge von den Hexen und der Zauberei in der Bibel ſteht. Da hat er die Achſeln zuckt und mir ein Priſ' anboten, weißt, wie er oft than hat, wenn er nimmer hat reden dürfen. Er hat hernach wieder ſein' alt' Sach vorbracht, ich ſoll das Bibelleſen ſein laſſen, das paſſ' nicht für einen katholiſchen Chriſten, da kuſpern die Lutheriſchen immer drin 'rum. Wie ich fortgeh', giebt er mir ein Buch mit zum Leſen. Da ſteht Alles drin. Der Hexenglaube iſt ein Beſtandvieh, das der alt' Moſes aus Aegyptenland bei uns eingeſtellt hat und wir müſſen Kälber davon

ziehen, oder aber es mäſten mit dem beſten Futter von unſeren Matten. Die Lügengeſchicht' von den Hexen iſt uns von den Juden und aus der Heidenzeit verblieben. Der Doktor Luther hat dem Teufel auch nicht den Genickfang geben, er hat ihm nur das Tintenfaß an den Kopf geſchmiſſen und er iſt ſchon vorher ſchwarz. Guck, und weil ich jetzt gewußt hab', daß es keine Hexen und keinen Teufel giebt, da iſt Alles bei mir zuſammengepoltert, grad wie wenn man bei einem alten Haus auf der einen Seite eine Wand einreißt und auf der andern fällt's von ſelber ein."

„Was haſt du denn aber mit dem Thomaſius?"

„Ja, der Mann hat dem Faß den Boden ausgeſchlagen. Jetzt horch. Von all den tauſend und aber tauſend Geiſtlichen iſt Keiner dem Lügenweſen vom Teufel und Hexen auf den Leib gangen, Narr, es ſteht ja in der Bibel und ſie brauchen's zum Pelzmärte, der Thomaſius allein hat die Sach am rechten Zipfel gefaßt. Die Geiſtlichen ſind immer mit gangen, wenn man ſo eine arme alte Frau verbrannt hat und haben noch betet aus ihrer Bibel und aus Anderem. Ich hab' dem alten Pfarrer offen beſtanden, daß Vieles bei mir nichts mehr gilt, da hat er nur ſo geſchmunzelt und hat geſagt: das ſei ſchon lang und wird immer ſo ſein, daß die Geſcheiten auf Vieles nichts mehr halten, aber der große Haufe, das Volk kann nicht davon laſſen. Was meinſt, wie mich das grimmt hat? Jetzt wenn ich nicht von ſelber drauf kommen wär', ſo ſteckt' ich auch noch im großen Haufen? Eure verdammte Pflicht und Schuldigkeit iſt's, ihr Geiſtlichen, daß Keiner

in der Geſchichte ſtecken bleibt und an Teufel und Hexen glaubt, die es gar nicht giebt. Da predigen und lehren ſie das ganze Jahr Sachen, von denen ſie ſo wenig wiſſen wie wir, da ſtopfen ſie die Kinder voll mit Zeugs — ich möcht' oft die Wänd' 'nauf, wenn ich hör', was mein Victor Tag für Tag auswendig lernen muß — und wenn ſich das hernach in den Gedanken verhärtet und verbuttet, da ſchreien ſie: man darf dem Volk nicht an ſeinem alten Glauben anrühren. Ja wer hat ihn denn hineingepflanzt? .... Das Volk! das Volk! Weißt denn, wer das Volk iſt? Wenn ich das Wort hör', geht mir allemal die Gall' über. Wer halt nicht mit regiert, geiſtlich oder weltlich, der iſt Volk.

Der neue Pfarrer iſt doch gewiß mein Mann nicht, aber das hat er Recht: was die Herren nimmer mögen, das ſollen wir, das ſoll das Volk auffreſſen. Aber es iſt grad das Gegentheil von dem was er geſagt hat: die Aufklärung iſt's nicht, hingegen aber der Lutſchebrei.

Aber die Bibel? das Wort Gottes? Es ſteht die Geſchicht' von den Hexen und dem Teufel und der Zauberei drin — ich will nichts von der Bibel. Guck, noch jetzt wenn ich das ſag, iſt mir's, wie wenn ich einen Stich mitten durch den Leib bekäm', aber es geht nicht anders. Dazumal bin ich dir Tage und Wochen herumgelaufen, wie wenn mir Einer das Hirn aus dem Kopf genommen hätt'! Es nützt aber Alles nichts, in die Bibel hinein kriegt man mich nimmer."

„Ja, Luzian," ſchaltete Wendel ein, „ich ſeh's wohl, du biſt weit ab vom Fahrweg."

„Freilich, aber ich hab' doch ganz allein den Weg zu unſerem Herrgott gefunden, ganz allein, ohne Pfaff. Ich werd' die Nacht nie vergeſſen, es iſt mir wie wenns heut wär'! Ich bin im Spätjahr in G. und mach' mit dem R. einen Bretterhandel ab, du kennſt ihn ja, er iſt ein geſcheiter Mann, er kämmt ſich ſeinen borſtigen Backenbart allfort mit einem Weiberkämmle und macht viel Späß', er iſt auch beim Landtag. Wie wir nun beim Weinkauf ſitzen, geht mir das Herz auf und ich klag' ihm mein' Noth; da lacht er, daß er ſich am Tiſch heben muß und die Butellen mit wackeln. Ich mag's nimmer ſagen, was er vorbracht hat, und wie er ſieht, daß es mir bitterer Ernſt iſt, klopft er mir auf die Achſel und ſagt: „Luzian, folget mir und ſchlaget Euch die Sachen aus dem Kopf, das Sprüchwort ſagt: es iſt kein Strick ſo lang, man findet ſein End; das iſt aber beim Pfaffenſtrick nicht wahr. Darum muß man in der Religion die Leut' für ſich machen laſſen, was man denkt bei ſich behalten, mögen Andere glauben was ſie wollen. Luzian, ſagt er, Ihr wiſſet ſo gut als ich, man muß das Brett bohren, wo es dünn iſt, aber da ſitzt eine Aſtwurzel, da bricht der ſchärfſte Bohrer. Laſſet Euch ja von Euren Gedanken daheim nichts merken, vor keiner Menſchenſeel'. Wir haben auf Euch gerechnet, Ihr müſſet bei der nächſten Landtagswahl Abgeordneter werden, der Alte, der, wie Ihr wohl wiſſet, das ganze Land im Sack hat, hilft Euch auch, aber von Religion darf dabei nicht die Rede ſein. Es kann Euch nicht fehlen; aber wenn das gemeine Volk merkt, daß Ihr ihm an ſeinen

Glauben wollt, da iſt's aus und Amen ...." So redete der R. Was meinſt Wendel? Wenn mir Eins in's Geſicht geſchlagen hätt', es hätt' mir nicht weher than. Ich hab' ſtill austrunken und bin heim. — So? Alſo auch die Leut', die thun, wie wenn ihnen der Teufel aus der Hand freſſen müßt', die wollen in dem Stück von der Religion nicht 'raus mit der Farb', man fürchtet ſich? Guck Wendel, ich hab' zu gar nichts mehr auf der Welt Zutrauen gehabt. Ich hab' austrunken und bin fort, heime zu, und es iſt mir doch grad wie wenn ich auf der ganzen Welt nirgends mehr daheim wär', es geht mich Niemand mehr was an; ich geh aber die Straß' hin, wie wenn mich Eins fortſchuben thät. Brennend heiß iſt's über mich kommen: ja, ja, es hilft Einem kein Menſch auf der Welt, du mußt dir ſelbſt helfen. Wenn ich nur wüßt' wo ich's anpack'. Jetzt iſt mir's geweſen, wie wenn ich geſtorben wär', die Leut laufen 'rum und wollen mich begraben und ich kann ihnen nicht zurufen, daß ich leb'. Jetzt hab' ich ausdenken wollen, wie's ſein wird wenn ich geſtorben bin, was meine Leut' machen und die Anderen, wie's im Dorf ausſieht, was ſie reden und treiben. Ich bin aber nicht weit kommen, da kann ich nimmer fort mit meinen Gedanken. Alles iſt mit mir gringel'rum gangen, wie dazumal wie ich auf den Straßburger Münſter 'naufgeſtiegen bin und ich gemeint hab', jetzt müſſ' ich mich 'nunterſtürzen; ich hab' laut aufgeſchrien und ich hab' gemeint, ich werd' närriſch. Mein Lebtag hab' ich doch kein' Angſt gehabt und jetzt iſt mir's wie wenn aus jedem Buſch Einer käm' und ſchießt mich todt, da

liegſt du. Jeder Steinhaufen am Weg kommt mir wie ein Unthier vor, das da liegt und nur wartet, bis ich dort bin und dann aufſchnappt. Ich hab' beten wollen und hab' nicht können . . . .“

„Ja, Luzian, das ſind die Geburtswehen, dazumal iſt der alte Luzian geſtorben und der neu' auf die Welt kommen,“ ſchaltete Wendel ein.

„Horch, paß auf,“ fuhr Luzian fort: „Wenn mich jetzt der Tod ſtreckt, hat mir's doch eine Menſchenſeele abgenommen. Es iſt lang Nacht, kein Stern am Himmel und auf allen Zinken und Ecken flimmert ein Licht aus den einzechten Häuſern und wo ich an einem Haus an der Straß vorbeikomm', da hör' ich beten. Ich ſteh manchmal ſtill, und es friert mich und iſt doch gar nicht kalt. Die Hunde bellen und geben kein' Ruh, die Leut' gucken zum Fenſter 'raus und beten weiter und ſchauen was es giebt; fort, fort bin ich wie ein Galgendieb, es war mir wie wenn ich den Leuten was aus ihrem Gebet geſtohlen hätt'. Jetzt fängt es ſachte an zu regnen, es ſäuſelt nur ſo herab, der Kopf hat mir brennt und das hat mich ein bisle abkühlt. Ich bin ſo meines Weges fort und es hat ſich mir ein Lied durch die Seel' geſprochen, das die Mutter ſingt:

Alte Welt, Gott geſegne dich,
Ich fahr' dahin gen Himmelrich.

Ich hab' nun gar nichts Anderes im Sinn gehabt als die paar Worte, die haben ſich immer allein geſungen und es iſt mir geweſen wie wenn mich Eines nach der Weiſung von dem Lied am Leitſeil halten thät, und

da iſt mir's wieder ſterbensangſt worden und ich hab' laut aufgeſchrieen und bin ſelber erſchrocken wie's im Wald widerhallt. Der Regen iſt ſtärker kommen und es hat nur ſo pflatſcht und ich hab' dir kaum einen Fuß heben können, meine Kniee ſind wie abbrochen; ich ſchlepp' mich noch fort bis zu dem Steinbruch, wo du das ganze Jahr ſchaffſt; unter deinem Strohdach dort hab' ich mich auf die Steine hingelegt. Ich hab' kein' Müdigkeit mehr geſpürt, wie ich ſo da lieg', aber doch iſt mir's wie wenn ich von der ganzen Welt ausgeſtoßen wär', ich hab' keine Frau und keine Kinder und kein Haus, nichts, nichts — und unſer Herrgott droben verläßt mich auch. Da hab' ich unſern Herrgott bittet, er ſoll mir ein Zeichen geben, ein Zeichen, was es ſei, daß ich weiß, ich bin nicht auf dem unrechten Weg. Still hab' ich hingehorcht, ob nichts kommt; es läßt ſich aber nichts hören, als der Regen, wie er durch die Bäume rieſelt und rauſcht, wie wenn Blatt und Zweig zu einander ſagen thäten: es ſchmeckt gut und friſch, laß dir's wohl bekommen, ich hab' auch mein Theil. Jetzt ſpricht ſich wieder das alte Lied:

Alte Welt! Gott geſegne dich
Ich fahr' dahin gen Himmelrich.

Wie ein Blitz iſt mir's jetzt aufgangen: das iſt noch alter Aberglaube von dir, daß du ein Zeichen willſt; es iſt erlogen, daß je Einer eins bekommen hat, ſonſt müßt's jetzt auch ſein und da hätt' unſer Herrgott viel zu thun. Was Engel! Giebt's keine Teufel, ſo giebt's auch keine Engel. Sind einmal Wunder geſchehen, ſo

müßten ſie auch jetzt vorkommen, weil aber jetzt keine geſchehen, ſo ſind auch nie keine geſchehen. Sag du, Bibel, was du magſt. Und jetzt wird mir's auf einmal, wie wenn ich in lauter Seligkeit ſchwimmen thät: du willſt rechtſchaffen ſein! hab' ich laut vor mich hingeſagt und Alles hat mir in Freuden gelacht wie lauter liebe Menſchengeſichter, die ich ſeh' und die ich doch mit keinem Aug' erblickt hab', und jetzt hab' ich's ganz deutlich geſpürt: ja ich bin auf dem rechten Weg .... Ich kann dir nicht ſagen, wie mir's war, aber ſo wie wenn mich unſer Herrgott ſelber geküßt hätt', und ich bin aufgeſprungen und hätt' gern jetzt die ganze Welt glücklich gemacht. Ich hab' gewußt und weiß es, ich bin nicht ſchlecht und will nicht ſchlecht ſein. Was will ich denn? Könnt' ich nicht in Fried' und Ehren leben, wenn ich den Aberglauben ſein ließ'? Aber ich darf nicht und will nicht. Ich hab' mich wieder umgelegt, ich mag nicht heim, mir iſt ſo wohl da draußen wie wenn ich vom Tod auferſtanden wär'; ſo glücklich bin ich noch nie geweſen wie da in der Stund."

„Du biſt ja dagelegen wie der Erzvater Jakob auf dem Stein, wo er geſehen hat wie die Engel auf einer Leiter auf und nieder ſteigen vom Himmel," bemerkte Wendel ſchalkhaft; Luzian aber erwiderte ernſt:

„Was! auf und nieder ſteigen von dem Himmel! das iſt ja auch alter Aberglaube, daß auf dem blauen Deckel da oben unſer Herrgott ſitzt. Nein, mir iſt's anders geweſen, rings 'rum um die ganze Welt giebt es Menſchen, freie, gute, die ſind mir lieber als die Engel die auf und abſteigen. Ich bin gleich fertig,

ich muß dir auserzählen. Erſt gegen Morgen bin ich heimkommen und meine Leut' haben nicht gemerkt, warum ich von da an ſo heiter geweſen bin, der Ahne hab' ich's ſo halb und halb berichtet. Ich will mich nichts berühmen, es könnt' ein Jedes bräver ſein, wenn es ſich ehrlich fragt; aber von dem Tag an hab' ich mit Wiſſen und Willen gewiß keinem Menſchen was Leids than und hab' geholfen wo ich kann. Drum bin ich jetzt ſo heiter. Guck, die Pfaffen die plagen Einen immer mit unſerer Sündenſchuld, ja freilich es hat ein Jedes ſein Bündele, aber man kriegt' mehr Kraft, wenn man Einem ſagen thät: freu dich an dem Rechtſchaffenen was du than haſt. Wenn man's betrachtet, will's eigentlich nicht ſo viel heißen und man thut weiter. Guck, das Blut könnt' ich theilen mit meinen Nebenmenſchen und ich ſchäm' mich, wenn ſie ſich für einen guten Dienſt bei mir bedanken, und da ſoll ich mir von dem Pfaff ſagen laſſen: das ſei Alles für die Katz, wenn man den rechten Glauben nicht hat? Nein, und neunzigmal nein. Wenn ich nicht vor mir ſelber ſagen kann, du willſt rechtſchaffen ſein, da bin ich verloren. Erſt heut hab' ich meiner Bäbi Unrecht than und . . ."

In dieſem Augenblick hörte man ein Geräuſch in der Küche. Das Schubfenſterchen, das nach der Stube führte, ging ganz auf, eine Pfanne fiel lärmend auf den Steinboden. Luzian ſetzte nur noch hinzu: „Aber das iſt jetzt vorbei."

„Du guter Kerle," ſchloß Wendel, „du haſt dich hart angriffen und plagt, biſt 'rum gelaufen wie ein

verſcheuchter Dieb und iſt doch gar nicht nöthig geweſen. Narr, was man nicht verheben kann, das läßt man liegen. Ich hab's viel kürzer gemacht. Wie ich zu Verſtand kommen bin und es hat Vieles nimmer 'nein wollen, da hab' ich's halt draußen gelaſſen mit aller Ruh. Mag die Bibel und Alles was da davon herſtammt, ſehen, wo es ein Unterkommen findet, bei mir iſt kein Platz. Ich laſſ' aber die andern Leut' auch treiben, was ſie wollen; ich dürft' nichts anfangen, wenn ich auch wollt'. Ich muß von meinem Handwerk leben und gelte drum nicht viel; du, du darfſt dich ſchon eher an den Laden legen, du biſt der reichſte Mann im Ort."

„O Wendel!" ſagte Luzian mit weicher Stimme, „du kannſt dir nicht denken, wie tief es bei mir geſeſſen iſt; drum darf ich meine Nebenmenſchen nicht laufen laſſen, ich muß ihnen helfen. Und da ſiehſt du's jetzt an dir ſelber wie es in der Welt ſteht, daß man reich oder g'ſtudirt ſein muß, wenn das Wort von Einem was bedeuten ſoll. Wo iſt da die Religion?"

„Ja Luzian, du ſollteſt halt auch auf einem andern Platz ſtehen."

„Nein, ich möcht' gar nichts Anderes ſein. Ich hab' mich auch lang mit dem Gedanken plagt, aber es iſt am Beſten ſo. Guck, was Anders ſein wollen, was man einmal nicht ſein kann, das iſt grad wie wenn man ſich mit dem zukünftigen Leben nach dem Tod abquält. Heut iſt Trumpf, ſagt der Geigerlex, jetzt bin ich da und was ich bin, will ich recht ſein. Von Tag zu Tag iſt mir's heller und klarer worden: es iſt

vorbei, daß man mit alten Säcken neue flickt. Bruderherz! Jetzt geht's los und ich freu' mich drauf, daß das Gebittſchriftel ein End' hat; jetzt Vogel friß oder ſtirb."

„Ich fürcht'," ſagte Wendel kopfſchüttelnd, „ich fürcht', du wirfſt das Beil zu weit 'naus. Du biſt gegen die Franzoſen in's Feld, und dein' Flint' iſt nicht warm worden, es kann dir noch einmal ſo gehen und der Feind jetzt iſt viel ſchwerer zu finden als der Franzos. Glaub' mir, wenn auch die Leut' ihre ſieben Gedanken zuſammenraſpeln könnten, es iſt jetzt grad die unrechteſte Zeit, wo an allen Ecken der Bettelſack 'naus hangt. Ich will aber doch jetzt umſchauen, wie's im Dorf ſteht."

Wendel ging davon und Luzian zur Ahne in die Kammer.

Die Wände haben Ohren. Durch das Schubfenſterchen hörte Bäbi Alles was der Vater geſprochen, ihr ganzes Weſen bebte in ſtiller Freude; ſie ſaß dann lang in Gedanken auf dem Herd und vergaß das Geſchirr zu ſpülen. Als endlich Paule kam, trat ſie ihm mit den Worten entgegen: „Mein Vater iſt der heiligſte Menſch von der ganzen Welt."

Das Haus wankt.

Das war an dieſem Mittag ein Piſpern und Flüſtern im ganzen Hauſe, wo Zwei beiſammen waren: es war, als ob der Holzwurm im Gebälke nage und knappere. Die Knechte und Mägde ſtanden bei einander im Hofe, keines ging aus, trotz des Sonntagmittags. Wie wohl war es ihnen ſonſt, um dieſe Zeit mit Befreundeten nach Luſt und Laune umherzuſchlendern. Das Vieh iſt verſorgt und muß nun warten bis zum Abend, im Hauſe iſt nichts mehr zu thun. Die Mittagskirche iſt vorbei, man iſt nun mit ſeinem Gotte fertig und kann ſich ſelber leben. Wer den abgeſonderten Gottesdienſt nicht mehr kennt, wer ihn in einen Lebensdienſt verwandelt, alle Zeit und aller Orten derſelbe, ohne beſtimmte, an einen Moment gebundene beſondere Anſprüche, der mag ſich kaum mehr das Wohlgefühl des Kirchgängers vergegenwärtigen, der unter Glockengeläute heimkehrt, das Gebetbuch an ſeine ruhige Stelle legt und dann dem Leben und ſeinen hunderterlei Beziehungen ſich hingiebt.

Wie wohlgemuth ſchritten ſonſt die Belaſteten, die die ganze Woche fremdem Willen unterthan waren, um dieſe Zeit dahin: ſie gingen langſamen zögernden Schrittes, ſie wollten ſich auch von der Freude nicht zu Haſt und Unruhe drängen laſſen; die Freude mußte ihnen gehorchen. Heute hielt ſie eine gewiſſe Angſt zu Hauſe. Sie wußten nicht wie es draußen über den

Meiſter herging, ſie konnten zu etwaigen böſen Reden nicht ſtill ſchweigen und wußten auch nichts darauf zu ſagen.

Um den Kindern Egidi's eine beſondere Freude zu machen, ließ der Oberknecht das noch nicht dreiwöchige Schimmelfüllen heraus, die ſchwarzen und weißen Seidenhaſen huſchten von ſelbſt nach, duckten ſich an ſchattigen Plätzen nieder, blinzelten auf und ſchoſſen bald wieder hinein in den ſchützenden Stall; ſie wurden noch dazu von Victor gejagt, weil ſie ſeine Tauben aufgeſcheucht hatten, die von ihrem Schlage auf dem Baumſtamm inmitten des Hofes herabgekommen waren. Victor wollte ſeinen Geſchwiſtern und den andern Kindern zeigen, was für ſchöne Tauben er habe, und erhielt die Erlaubniß, daß man ihm ſchon jetzt Futter für dieſelben gebe. Als alle Körnlein aufgepickt waren, ſchickte Egidi ſeine Frau mit den Kindern heim nach der Mühle, er ſelbſt blieb bei der Mutter auf dem überdachten Treppenaltan; er hatte Viel auf dem Herzen.

„Mutter, warum redet Ihr denn auch kein Sterbeswörtle?“ begann Egidi.

„Ich bin ganz wirbelſinnig worden und ſo krottenmüd, ich mein', es trag' mich kein Fuß mehr. Was haſt denn?“

„Mutter, der Vater iſt gewiß der bravſte Mann unter'm weiten Himmel, aber zu Euch darf ich ja mein Herz ausſchütten, es wird ja nicht verfremdet. Mutter, das thut kein gut, das kann kein gut thun. Der Vater will der Peterling (Peterſilie) auf allen Suppen ſein und da wird man verſchnipfelt, daß zuletzt gar nichts

mehr an Einem iſt. Er möcht' gern Alles rump und ſtump auf Einen Wagen thun, aber man muß nicht über die Leitern laden, ſonſt keit (wirft) man um. Er hat den neuen Pfarrer zum Ort 'naus haben wollen, ich hab' auch mit unterſchrieben, wie nachgar alle im Ort; aber jetzt geht's einmal nicht, die Regierung iſt Meiſter, und jetzt muß man dem Waſſer den Lauf laſſen. Freilich, es hat mich auch gottvergeſſen geſchnellt, wie der Pfarrer auf den Vater angeſpielt hat, daß man's hat mit Pelzhandſchuhen greifen können wen er meint, aber in der Kirch', da iſt doch der Platz nicht, wo man ſo einen Randal verführt."

Die Mutter nickte immer raſch mit dem Kopfe und preßte die Lippen zuſammen, die keine Gegenrede laut werden ließen.

Egidi fuhr fort: „Und was ſoll denn aus den Kindern werden, wenn ſie ſehen, daß man ſo den Pfarrer anſchnurrt und nur noch fehlt, daß man ihm eins in's G'fräß giebt? Da iſt kein' Heiligkeit und kein Glaube und kein Gehorſam mehr. Der Vater iſt mein Vater, aber unſer Herrgott iſt vor ihm mein Vater. Er hat jetzt lauter große Kinder, ich hab' aber vier kleine, ich muß es wiſſen; man kann keine Kinder gut aufziehen ohne Gottesfurcht. Unſer alter heiliger Glaube muß feſt eingepflanzt ſein, es kommt eh' man's verſieht, ſo ſchon Manches davon, wie's nicht ſein ſollt'. Ich ſag's ja, es iſt die Zeit vom Antichriſt, der Sohn muß gegen den Vater ſein. Mutter, jetzt ſo mein' Ich, wie müſſen nun erſt die Anderen denken? Ich ſag' das nur zu Euch. Wir müſſen jetzt zuſammenhalten, Mutter, ſonſt

geht bei ſo ſchweren Zeiten Alles hinterling. Man weiß ja ohnedem nicht, wie man ungeſchlagen über den Berg 'naus kommen ſoll. Drum mein' ich, der Vater muß nachgeben und muß von den unnöthigen Sachen laſſen; er verrechnet ſich, wenn er glaubt, daß die Gemeinde zu ihm ſteht; ich möcht' Alles verwetten, er bleibt allein und Ein Vogel macht keinen Flug. Wir ſtehen in Ehren da, und wir brauchen uns keine Unehre holen wegen anderer Leut'. Wenn nur alle Bücher verbrannt wären, eh' eins über's Vaters Schwelle kommen iſt. Jetzt wie, Mutter? Warum redet Ihr denn nicht?"

„O du!" rief die Mutter, und ſtieß dem Sohn die geballte Fauſt auf die Bruſt, daß er zwei Schritte von ihr wegflog, „o du lummeliger Trallewatſch, du, du ſchwätzſt ja 'raus, wie ein Mann ohne Kopf. Wo biſt denn du her? Du hättſt ja ohne deinen Vater nicht den Löffel in der Tiſchlade verdient. Du willſt über deinen Vater 'raus langen? Er iſt zu gut gegen dich geweſen, er hätt' dir ſollen die Rauſe höher henken, dann wärſt ihm nicht ſo vonderhändig. Du willſt den Frommen ſpielen und deinen Vater zum Nichtsnutz machen? Wer kann ihm was nachſagen? Dein Vater iſt kein ſo pulveriger Hitzeblitz wie du meinſt, du früh=bieriger Katzenmelker du. Er weiß was er thut. Da mußt du ſiebenmal drum 'rum gehen, eh' du den Ver=ſtand davon kriegſt; das darf man nicht ſo leicht weg über's Haus 'naus werfen. O du lieber Herr und Heiland im dritten Himmel droben 'rab, was ſind das für Zeiten! Es giebt keine Kinder mehr. Blut wird nicht zu Waſſer, ſagt man ſonſt, das iſt auch nimmer

wahr; von den eigenen Kindern wird man verſchimpfirt und hat kein Hülf'. Da möcht' man ja Blut greinen; gang mir aus dem Weg du." Sie weinte und ſchluchzte in ihre Schürze hinein.

Egidi ſuchte ſich zu vertheidigen, es half aber nichts, ſie ſagte immer: „Gang mir aus dem Weg. Was thuſt du da? du gehörſt nicht daher."

Da Egidi Männertritte von der Stube her vernahm, ging er davon; er konnte doch jetzt ſeinem Vater nicht vor Augen treten.

Während dies auf dem Treppenaltan ſich zutrug, hatte Bäbi in der Küche eine ganz andere Unterredung mit Paule. Dieſer hatte ſchon unterwegs noch im Hengſtfelder Walde die Angelegenheit des Tages erfahren, da ihm Einer aus dem Orte begegnete, der ihn mit den ſchonenden Worten ſtellte: „Weißt auch ſchon von deinem Schwäher?" Zum Tode erſchrocken vernahm Paule das Ereigniß, und eilte dann ſo raſch über den zur Zeit verbotenen Wieſenweg, daß ſich kaum das Gras unter ſeinen Füßen bog. Er ſtellte ſich die Sache und ihre Folgen noch viel ſchlimmer vor; er wußte nicht wie, und war nun beruhigter, Alles in gewohntem Gleiſe zu finden; daß aber durch das unterlaſſene Aufgebot die Hochzeit heut über acht Tage nicht ſtattfinden konnte, machte ihn ganz wild. Er wollte ſogleich zum Pfarrer und ihn bitten, noch am Mittag das Fehlende nachzuholen, Bäbi aber hielt ihn zurück, indem ſie ſagte:

„Bleib', er thut's doch nicht und du kriegſt nur auch noch Händel, und ich möcht' auch um die Welt nicht

ſchon jetzt fort und meinen Vater verlaſſen. Ich könnt' mir alle Adern ſchlagen laſſen für ihn, er iſt jetzt mein Einziges."

„Und ich? ich gelt' gar nichts?" fragte Paule.

„Paule, du bekommſt jetzt ein ganz ander Weib. Ich kann dir's nicht ſo ſagen. Könnt' ich nur mein Herz aufmachen und dich 'nein ſehen laſſen, aber ich weiß wohl, das ſind Gedanken, die kann man nicht ſehen. Du wirſt's aber ſchon erfahren. Ich möcht' jetzt ein' ganz andere Sprach' haben, ganz andere Wort', ich weiß nicht wie, ich kann gar nichts reden. Guck, bis heut Nachmittag bin ich ein Kind geweſen, und da bin ich auf einmal aufgewacht, wie wenn ich mein' Lebtag geſchlafen hätt'! Du mußt nicht lachen, ich kann halt nicht reden; und wenn's auch hinterfür 'raus kommt, es iſt doch nicht ſo. Die alt' Bäbi, die findeſt du nirgends mehr, aber du machſt doch einen guten Tauſch."

„Laß dich beſchauen," entgegnete Paule, die zur Erde Blickende am Kinn faſſend, „du biſt doch noch die Bäbi, die uralt'; wenn mir recht iſt, ich mein' ich hätt' dich ſchon einmal geſehen, geht dir's nicht auch ſo? Ich weiß nur nicht, wo ich dich hinthun ſoll. Aber du ſiehſt ja heut ſo glanzig aus, wie geſchmälzt, ich will's einmal verkoſten."

Er küßte ſie gewaltſam, aber Bäbi ſchüttelte ſich, als ob ſie's grauſele, dann rief ſie: „Um Gotteswillen Paule, mach' jetzt keine Späß!"

„Hu, man wird dich doch anrühren dürfen," entgegnete Paule, „du thuſt ja, wie wenn dir ein Froſch in's Geſicht geſprungen wär', du verwunſchene Prinzeſſin.

Wenn du mich nicht magſt, kannſt mich noch laufen laſſen. Ich will dir nicht überläſtig ſein.“

„Paule, verſündig' dich nicht. Ich kann jetzt halt gar nichts mehr denken als meinen Vater, der iſt jetzt mein Einziges.“

„So heirath' deinen Vater,“ entgegnete der Zornige und wendete ſich ab.

„Paule,“ bat Bäbi wieder, „wenn ich dich beleidigt hab', verzeih mir's, ich will ja keinen Menſchen kränken, und dich gewiß nicht, bittet ja ein Vater ſein Kind ... Paule, guck um, ſieh mich an; es iſt ſündlich wenn man nur eine Minut' einander weh thut, verzeih mir, da haſt meine Hand.“

Paule hatte wahrſcheinlich noch Weiteres erwartet, daß Bäbi auf ihn zukomme und ihn umhalſe; als ſie das nicht that, verließ er, trotzig mit den Füßen ſchleifend, die Küche, und begann ein Lied zu ſummen. Weil ihn Bäbi um Verzeihung gebeten hatte, glaubte er, ſie habe ihm ſchwer Unrecht gethan, und er wußte doch nicht recht was. Er wollte gleich wieder heim, im Hofe aber beſann er ſich eines beſſern, muſterte den Stall und unterhielt ſich mit den Knechten.

So war auf zwei Seiten im Hauſe Mißhelligkeit ausgebrochen, Luzian allein ſaß ruhig bei der Ahne.

„Du mußt jetzt das Herz in all' beide Hände nehmen,“ ſagte ſie, „ſchick' du mir nur die Leut' her zu mir, ich will's ihnen ſchon ausreden, was man mit ſo einem Pfarrer anfangt. Wenn nur mein Vater noch leben thät, der wär' der Mann für dich, aber mein Vater iſt todt und der Kaiſer Joſeph iſt vergiftet.“

Luzian wollte hier das Ende der Mittagskirche abwarten, aber er war so voll Jast, daß er nicht ruhig auf dem Stuhle sitzen konnte; er ging daher fort. Als er auf der Treppe seine Frau so betrübt sah, sagte er: „Sei ruhig, Margret, es ist noch nicht Alles hin, das Bettelhäusle steht noch. Wo ist der Egidi?“

„Laß ihn laufen, er ist in's Dorf.“

In der Frau war eine seltsame Wandlung vorgegangen. Anfangs war sie böse auf ihren Mann und gar nicht gewillt, ihm beizustimmen: wer Haus und Kinder hat, hat Sorgen genug, was braucht der sich Anderes aufzuladen. So dachte sie. Als aber Egidi sich so viel herausnahm, durfte sie das von dem Kinde nicht dulden. Was anfangs Widerspruch gegen das Kind war, das schien nach und nach sich als ihre Meinung festzusetzen. Wenn die Welt gegen ihren Mann sein sollte, dann war sie gewiß auf seiner Seite.

Ob dieser Stand wohl aushalten wird?

Luzian ging durch Scheune und Stall und sah Allem nach. Als er hier Paule traf, sagte er: „Wo hast denn das Bäbi?“

„Es ... Es will sich anders anziehen,“ entgegnete Paule stotternd.

„Laß dich's nicht verdrießen,“ sagte Luzian, „daß deine Hochzeit 'nausgeschoben wird; von deßwegen sind wir doch lustig und es ist ohnedem besser, daß wir jetzt bis nach der Ernte warten.“

„Mir pressirt's nicht,“ erwiderte Paule.

Luzian ging durch die Scheuern nach dem Bienenhaus. Dort war sein Lieblingsplätzchen.

Es regt ſich im Dorfe.

Die Stimmen der Gemeinde, die heute Morgen noch zu verflattern ſchienen, ſammelten ſich jetzt in Chören, in denen Einzelne ſelbſt den Akkord angaben.

Wir können die Gruppe nicht übergehen, aus der Lachen und Johlen herausſchallt; der über Alles hinauſige Brunnenbaſche führt das große Wort; hört nur, wie er ſchreit:

„Katzenhirn habt ihr gefreſſen, wenn ihr noch was mit den Schwarzkitteln zu thun haben wollt; nichts, gar nichts, mit gar keinem, da trifft man den rechten gewiß. Das kann man ja an ſeinen ſieben Simpeln abnehmen, daß man's nicht braucht; es iſt doch Alles verlogen. Drum muß man's machen wie ſelber Bauer, dem ſagt Einer: Euer Hund iſt mager — Er frißt nicht, giebt er zur Antwort — warum? — Ich geb' ihm nichts — Warum? — Ich hab' nichts — So muß man —"

Allgemeines Gelächter übertoste die Moral, die hieran geknüpft wurde. Ein junger Burſche, der eine Soldatenmütze trug, fragte den Brunnenbaſche: „Warum habt denn Ihr den Pfarrer nicht auf's Korn genommen?"

Der Brunnenbaſche trat zwei Schritte zurück, drückte die Augen zu als ob er zielte und ſagte dann: „Weil ich mein Pulver nicht an Spatzen verſchieß'. Comprenez-vous, Monsieur? ſagt der Franzos."

Wenn der Baſche zu wälſchen anfing, dann ging's

erſt recht los, da kamen dann die Dinge vor, trotz deren Gemeinkundigkeit die geiſtliche Gewalt noch ungeſchmälert fortbeſteht. Die Zuhörerſchaft wurde heute ſelbſt von den ſaftigſten Geſchichten nicht gefeſſelt, und wir wollen uns auch weiter umſchauen.

Wendel war im obern Dorfe dem Schmied Urban begegnet, ſie reichten ſich unwillkürlich die Hand wie zum Willkomm. Wenn ein folgenſchweres Ereigniß eingetreten iſt, ſo wird die Trennung einer Stunde zu einem langen Zeitraum; man trifft ſich wieder wie nach großer Abweſenheit, ſchließt ſich auf's Neue an einander an, und der Händedruck ſagt, daß man zuſammenhalte.

„Was macht der Luzian?“ fragte Urban.

„Er iſt daheim und wird bald kommen, wir müſſen vor ſchauen, wie's ſteht.“

Sie gingen mit einander nach dem Rößle. Vor dem Wirthshauſe ſtanden die angeſehenſten Mannen im Schatten des Brauhauſes. Natürlich war Luzian und ſeine That Mittelpunkt des Geſprächs. Wendel und Urban horchten ſtill hin, nur allgemeine Redensarten wurden laut, wie: das iſt ein ſchlimmer Handel u. dgl. Wurde die Sache eingänglicher betrachtet, ſo bezeichnete man ſie nur als eine Sonderangelegenheit Luzians. Manche bedauerten in der That aufrichtig, daß er ſich eine ſo böſe Geſchichte auf den Hals geladen.

„Drum müſſen wir ihm helfen tragen,“ ſagte der Schmied Urban, und hob die breiten Achſeln als wollte er ſich bereit machen, ein gut Theil aufzunehmen.

„Freilich,“ hieß es drauf, „der Luzian hat ſich der Bürgerſchaft immer am meiſten angenommen.“

Und nun ging es zur Hin- und Widerrede:

„Wir kriegen den Pfarrer nicht weg, das geht einmal nicht.“

„Was iſt denn da zu machen? die Zeit verzetteln und auf's Oberamt für nichts und wieder nichts.“

„Der Luzian bringt allfort das Dorf in Ungelegenheit, er möcht' gern den Herrn über Alle ſpielen.“

„Das iſt verlogen. Sei's was man braucht, der Luzian hilft Einem aus, aber wer Einmal ſein Wort nicht gehalten hat, von dem will er nichts mehr. So iſt's.“

„Wie kann die Geſchichte nur ausgehen?“

„Wie wir ſie 'naus führen.“

„Der Pfarrer muß fort, das freie Wahlrecht muß her.“

„Das kriegen wir nicht.“

„Wenn nur der Pfarrer ſelber abdanken thät', da wären wir am beſten erlöst; wir ließen ihn über das Samenfeld 'neinfahren, nur fort.“

„Ja, kauf' du der Katz den Schmer (Speck) ab.“

„Wir haben an dem Hagelwetter genug zu leiden, wir können keine neue Händel brauchen.“

„Es ſollen ſich jetzt auch einmal andere Gemeinden um das freie Wahlrecht annehmen; wir haben unſer Schuldigkeit than.“

„Jetzt, wenn die Sach' nochmal vor Gericht kommt, da will ich nichts davon; ich hab' kein' übrige Zeit.“

„Ich auch nicht.“

„Und ich auch nicht.“

„Ich bin kein reicher Bauer, ich hab' keine Knecht', die für mich ſchaffen.“

„Vor's Oberamt geh' ich auch nicht."

„Ja, man iſt froh, wenn man nicht dran denken braucht wo die Oberamtei ſteht."

In dieſem Widerwillen gegen die amtlichen Schereien und Verzettelungen ſchien zuletzt ſogar bei den Beſten ſich die Stimmung feſtzuſetzen. Eher wären Alle für die Sache ihres Mitbürgers und im dunkeln Drang nach Freiheit und Selbſtändigkeit in einen blutigen Kampf auf Leben und Tod gezogen, aber oft vor Gericht zu gehen, nein, das iſt zu viel.

Wendel ſchien es an der Zeit, mit ſeinem Hauptgrunde hervorzutreten. Lächelnd rief er:

„Jetzt giebt's jeden Sonntag eine ſtaatsmäßige Metzelſuppe."

„Wie ſo?"

„Ich verſäum' gewiß kein' Kirch' mehr. Für heut iſt der Luzian geſtochen, aber nicht hergerichtet und geſchmälzt worden, der iſt nicht mager, nahezu drei Finger hoch Speck. Das hat gut protzelt im eigenen Schmalz, ein paar Stückle hat man eingeſalzen und das ander' hängt man in Rauch. Der Pfarrer verſteht's, das Metzgen und das Haushalten. Nächſten Sonntag kommſt du dran, Lukas, du biſt auch ſpickfett, dir rutſcht's gut auf die Rippen. Und du laßſt mir doch auch ein rechtſchaffenes Würſtle zukommen, wenn er dich an's Meſſer kriegt? Ho! Und wenn's erſt an den Schultheiß geht, da ſchlecken alle die Finger darnach bis an den Ellenbogen. Ich komm' auch dran, aus mir macht er ein G'ſelchts, wie ſie im Bairiſchen ſagen. Den Säukübel hat uns der Hochwürden ſchon

unter die Naſe gehoben. Jetzt werden wir nach und nach ſo Alle in die Kirche geſchlachtet, wir laufen nur einſtweilen ſo ungemetzget 'rum. Und wenn das Ochſenfleiſch ausgeht, kommen die Weiber dran. Kuhfleiſch gilt auch einen Batzen. Das ſind jetzt Zeiten, wo ein Jedes mehr ſchaffen muß. Sonſt iſt der Hochwürden Hirte von ſanften Lämmlein geweſen oder gar Seelenhirt; unſer Herr Pfarrer, es iſt ein Erbarmen, der gut' Mann muß Sauhirt und Metzger und weiß noch was Alles ſein. Wenn ich hexen könnt', ich thät' unſerm Pfarrer einen Sauſtall auf den Buckel hexen."

Niemand lachte, der Zorn ballte die Fäuſte Aller.

„Das darf man nicht leiden."

„Der Pfarrer muß 'naus, wir wollen doch einmal ſehen, wer Meiſter wird."

„Diesmal hat er ſich die Finger verklemmt."

„Wir wollen ihn gleich fortjagen."

„Nein, wir wollen warten bis heut Abend."

„Nichts da, keine Gewaltthätigkeit."

So ſchrie wieder Alles durcheinander. Als es Ruhe gab, ſagte der Lukas von über'm Steg: „Der Pfarrer hat ja deutlich verkündet, daß er niemand Beſondern mit meint."

„Du machſt kein' Katz', wenn man dir auch die Haar' dazu giebt," erwiederte Urban, „merkſt denn nicht? Das iſt ja grad der Pfiff; das hat er than, daß man ihm nicht bei können ſoll. Wir können aber Alle beſchwören, daß er den Luzian gemeint hat. Nicht wahr?"

„Ja, ja."

Durch das ganze Dorf toste und brauste ein allgemeiner Unmuth. Die Stimmung schien für Luzian und seine Sache günstig, obgleich eine Spannung von außen sie hervorgebracht.

„Jetzt gehen wir zum Luzian.“

„Zum Luzian, ja,“ riefen Viele, und ein großer Trupp bewegte sich nach dessen Hause.

Ein Kämpfer in ſeinen Gedanken allein.

Luzian weilte indeß einſam im Garten. Wie das Blut durch das Zuſtrömen der eingeathmeten Luft neu belebt zurückfließt in's Herz, ſo auch erſtarken die Gedanken, wenn ſie ausgeſprochen wieder einkehren in die Seele.

Luzian fühlte ſich befreit, „hopfenleicht," als er in den Grasgarten hinter der Scheune trat.

Wie war hier Alles ſo friedſam. Baum und Gras wußten nichts von den Kämpfen des Menſchen; das wuchs ſtill fort im brütenden Sonnenſchein. Die kleinen und großen Heuſchrecken ſprangen ſo luſtig wie ſelbſtbewegte Grasgelenke, in den Bäumen zwitſcherten und ſangen die Vögel ſo hell und die Bienen ſummten ſo emſig von Blume zu Blume. Halm und Blatt und Blüthenkelch mag den ſchwerfälligen Thieren zum Futter verbleiben, die Biene holt ſich vorab ihren ſüßen Saft. Wer weiß wie manches Blumenherz in ſich verkäme, wenn nicht die Bienenlippen es berührten. Wer weiß was es zur Entwicklung der Blume beiträgt, daß die Biene den Honig aus ihr auffaugt, wie manche Triebkraft dadurch gelöst wird; und der Blüthenkelch des Menſchengemüthes, wer kann beſtimmen, welche bisher gebundenen Mächte frei aufſchießen, wenn ihm die Welt den ſtill bereiteten Honigſeim innerer Selbſtvergeſſenheit entzieht.

Durch den Garten hin wandelt gackernd eine weiße

Henne; ſie wirft den Kopf mit dem rothen Kamm oft hin und her, ſie geht den Weg nach ihrem heimlichen Neſte dort im Zaune bei den Brombeeren, wo die Grille ſo laut ſchrillt. Die undankbare Henne! Sie läßt ſich füttern im Hauſe und verſchleppt die Eier.

Luzian verfolgte ihren Weg mit feſtem Auge, er wollte ſeine Frau mit dem Fund überraſchen und wartete nur, um den warmen Brütling von heute gleich mitzubringen.

Nun iſt Luzian doch wieder in der kleinen, ſichern Welt. Er weiß es ſelbſt kaum mehr, daß er derſelbe, der heute vor wenigen Stunden einer uralten Macht ſich entgegenwarf, und deſſen ganzes Weſen die höchſte Erſchütterung erfaßt und gehoben hatte. Als er ſich jetzt nach dem Bienenhauſe wandte, bemerkte er dort einen ſeltſamen Schmuck. Es iſt ein alter Glaube, daß wie nur in einer friedlichen Familie die Bienen gedeihen, man dieſe auch von Allem, was im Hauſe vorgeht, benachrichtigen muß. Stirbt Jemand im Hauſe, ſo müſſen die Stöcke von ihrer Stelle gerückt werden, und ſchwarzer Flor wird über die Luke geheftet; iſt Freude, ein Hochzeitfeſt im Hauſe: hier ſehen wir die Zeichen, hochrothe Läppchen über die Luken geſteckt.

Lächelnd dachte Luzian: „Das Bäbi hat's nicht vergeſſen wollen, den Bienen zu ſagen, daß Hochzeit im Haus iſt; aber die Bienen verſtehen dich nicht, armer Menſch, und du verſtehſt auch nicht, was unter dir iſt. Um eine Biene, ein Schaf zu verſtehen und von ihnen verſtanden zu werden, wie ihnen und dir zu Muthe iſt, müßteſt du dich in ſolch ein Thierlein verwandeln ...

Und Gott, der nur Geiſt iſt, und der Menſch, der nicht blos Geiſt iſt, ſie können einander auch nicht verſtehen, wenn Jedes bleibt, was es iſt. Darum iſt Gott Menſch geworden . . . Aber die Mutter Maria, die Wunder und der Teufelsglaube —“

Schwer wiegte Luzian das Haupt, und hier war er nun wieder mitten in den Wirren des Tages. Sein Geiſt war ein lang ausgeruhter Boden. Wie ſoll er nun die ſchwellende, wogende Saat gewältigen?

Müde ſetzte er ſich auf das Bänkchen vor dem Bienenhauſe.

Die Bienen kennen ihren Herrn und umſchwärmen ihn ohne Beunruhigung. Nicht ſo der Schwarm von Gedanken, der umherſchwirrt.

„Dieſer Immenſtock! Es iſt, wie wenn die hundert und aber hundert Thierchen nur ein einzig Geſchöpf wären, ſo feſt gehören ſie zuſammen und können nicht auseinander. Je größer die Thiere werden, um ſo mehr hat ein Jedes ſeinen Willen und kann für ſich hinlaufen und machen, was es mag. Menſch, wo läufſt du hin? Du kannſt über's Meer ſchwimmen, aber Einmal mußt doch bleiben; da iſt dein Feld, das kannſt nicht mitnehmen, du haſt's nicht wie die Imme, die überall offene Blumen, nicht wie die Schwalbe, die überall Mücken und Waſſer findet; du haſt deinen Acker, du mußt ſäen und ernten . . . Aber der erſte Same iſt wild von ſich ſelbſt gewachſen . . . Du triffſt überall Menſchen. Halt' dich zum Nachbar. Ihm iſt die Liebe in's Herz gepflanzt, wie dir. Sie iſt auch einmal wild gewachſen, jetzt mußt du ſie ſäen und ernten, und da

giebt's tauſendfach mehr aus ... Gewiß, gewiß, die heiligen Menſchen, die die Liebe gepredigt, haben Recht gehabt. Wenn die Liebe uns nicht zuſammenhält, ſind wir ja dümmer dran als ſo ein Immenſtock; der bleibt von ſelbſt bei einander. Wozu braucht man aber das Buch? Ja heilig und wahr iſt's: Gott iſt die Liebe! Das nehm' ich 'raus und das Andere verbrenn' ich; den Teufeln und den Hexen drin ſchadet ja das Feuer nichts ... Ich möcht' nur wiſſen, warum die Geiſtlichen den Menſchen die Wahrheit nicht ſagen. Was haben ſie denn davon? ... Herr Gott! Herr Gott! Was geht an ſo einem Sonntag vor in deiner Welt... Jetzt läuten ſie drüben in Hengſtfeld und droben in Eibingen aus der Kirch'. Was habt ihr denn kriegt?... Freilich wohl, es giebt viele Geiſtliche, die ſelber den alten Glauben für gewiß und wahr halten und treulich dran hangen, und iſt ihnen auch Manches nicht eben, meinen ſie doch, das Volk kann nicht ohne das ſein. Aber die vielen Tauſend Andere? O! der Herrſch- und Regierteufel, der iſt's. Mein Victor iſt ſchon ganz glücklich, wenn er ſeine Buben auf der Straße kommandiren kann ..."

Luzian gedachte jetzt des alten Pfarrers, der zuletzt an der Spitze der Gemeinde eine Eingabe an den Biſchof eingereicht hatte, daß eine Synode aus Geiſtlichen und Laien berufen werde zur Abſchaffung der Mißbräuche. Der gute alte Mann folgte der Aufforderung ſeines Obern, ſtellte ſich zur Verantwortung im Franziskanerkloſter ein, und das Gerücht ging, daß er dieſer Tage reumüthig geſtorben ſei. „Wär' es ihm nicht

wohler geweſen als armer Taglöhner? Was hat er zu Stande gebracht?“ Das überdachte Luzian, und er ſaß in tiefer Trauer auf dem Bänkchen. Er hatte die Hände gefaltet zwiſchen die Knie gedrückt; in allen Fingern klopften Pulſe.

So trafen ihn die Männer aus dem Dorfe. Er richtete ſich auf, ſeine Lippen waren bleich und bebten.

„Luzian, iſt dir was?“ fragte Wendel.

„Nein, was giebt's?

„Wir ſind da,“ begann Urban, „wir halten zu dir, der Pfarrer muß aus dem Ort.“

„Und weiter?“

„Und das freie Wahlrecht müſſen wir haben.“

„Und weiter? Nein,“ ſprach Luzian ruhig, drückte eine Weile mit der Hand die Augen zu und fuhr dann fort: „Ich bin ein Erzſchelm, ein Lügner, verdammter als ein räudiger Hund, wenn ich nicht Alles ſag'. Ich, ich will gar nichts mehr von dem Pfarrer wiſſen, von dem nicht und von keinem andern, von keinem alten und von keinem neuen, von gar keinem. Ueber die Schrift hinaus, da gehet ihr doch nicht mit?“

„Was ſagſt? wie?“

Luzian hob die Arme mit geballten Fäuſten raſch empor und ſchleuderte ſie nieder, indem er rief: „Ich glaub' nicht an die heilig' Schrift, das Wort Gottes, wie ſie's heißen. Gott hat nie geſchrieben und geſprochen. Die Pfarrer ſind nur Bauchredner und machen, wie wenn die Stimm' von oben käm'. Ja, ja,“ lachte er krampfhaft, „Bauchredner, ſo iſt's; ſie reden, daß ſie nur was in den Magen kriegen. Nun? wie? haltet ihr noch zu mir?“

Die Blicke Aller ſenkten ſich. Urban raffte ſich zuerſt auf, er trat auf Luzian zu, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter und ſagte: „Luzian, mußt jetzt keine Späß' machen, du biſt doch ſonſt nicht ſo. Wir haben's jetzt mit dem Pfarrerle da, da ſitzt der Putzen."

Raſch ſchüttelte der Angeredete die aufgelegte Hand von der Schulter und rief: „Ich fürcht' dich nicht, Urban, und noch ſo zehn wie du; wer noch einmal ſagt, daß ich Späß' mach', den ſchlag' ich ungeſpitzt in den Boden."

„Was haſt denn?" fragte Wendel beſänftigend, „wenn man dir was ſagt, ſo iſt's grad', wie wenn man Schmalz in's Feuer ſchüttet."

„Laſſet mich unkeit (unbehelligt) mit eurem Glauben, ganz weg muß er," ſchloß Luzian und ſtieß die beiden Ellbogen hinter ſich, als entferne er das ihm Störſame.

Still ſchlichen die Mannen davon, nur Wendel blieb und ſagte:

„O Luzian, du haſt viel verdorben, mehr als du in zehn Jahren wieder gut machſt. Wer Alles ſagt, was er weiß, dem wird das kalte Waſſer im Bach zu heiß. Jetzt nutzt dich all' dein Anſehen von früher nichts mehr. Die Mannen haben ſich Alle zuſammen than, wie ein Sack voll Nägel; er iſt ſchneller ausgeſchüttet, als wieder zuſammengeleſen. Was haſt denn nöthig gehabt, das Alles zu ſagen?"

„Weil ich's los ſein will, Alles los ſein will. Jetzt bin ich frei. Den Anderen kann ich doch nichts helfen, es iſt mit Lug und Trug und Hinterhalt doch nichts

geholfen. Wenn ich jetzt Nachts in's Bett steig', legt sich ein ehrlicher Kerl."

„Und was hilfst du damit?"

„Jeder muß sich selber helfen."

„Nein Luzian, du hätteſt viel 'naus führen können im Dorf und in der ganzen Gegend. Wer weiß wie's nach und nach gegangen wär', man muß nur abwarten. Jetzt haſt du die Flint' in's Korn geworfen mit Pulverhorn und Kugeltaſche. Was haſt denn ausgeführt?"

„Ich bin ehrlich und aufrichtig, ich kann mir alle Aederle aufſchneiden laſſen, es iſt nichts Verſtecktes mehr drin."

„Ich ſag' noch einmal Luzian: man muß kein unrein Waſſer ausſchütten, bis man reines hat."

„Das Glas muß leer ſein."

„Ich ſeh' wohl, es battet nichts. B'hüt dich Gott, Luzian. Ich muß nach und will ſorgen, daß die Mannen kein falſches, unnöthiges Geſchrei machen. B'hüt dich Gott! Ich wünſch', daß du nie Reu haben mögeſt, von wegen dem, was du than haſt."

Luzian ſchaute dem Weggehenden lange nach, er hatte die Arme auf der Bruſt über einander geſchlagen; er hielt nichts mehr als ſich ſelber.

Endlich riß er ſich aus allem Denken heraus, ging in den Stall, ſattelte den Braunen und ritt zum Dorf hinaus. Wohin? Nur fort, fort.

Wie endet der Sonntag!

Während Luzian auf ſchnaubendem Roſſe in's Weite ſtürmte, kehrte Egidi bedächtigen Schrittes in's väterliche Haus zurück. Die Scheltworte der Mutter gingen ihm wenig mehr zu Herzen, denn er gedachte des balſamreichen Spruches: „Es iſt ſo ernſt gemeint, wie ein Mutterfluch.“

Die Stimmung Egidi's hatte ſich im Hinhorchen da und dort bereits verändert. Faſt das ganze Dorf iſt auf Seite des Vaters und gewiß mit Recht; es iſt ja ſonnenklar, daß der Pfarrer ihn beſchimpfen wollte. Egidi, der an Autoritäten hing, ließ die allgemeine Meinung des Dorfes als ſolche auf ſich wirken, ja er ſchien ſchon faſt geneigt, die Kraftäußerung des Vaters ſich zum Stolze anzurechnen. Zwar ſtieß ihn noch ein Etwas von der Theilhaftigkeit am Ruhme zurück, aber es geht damit leicht wie mit dem Gelde; wer es überkommt, fragt nicht leicht, wie es erworben worden. Egidi war in jeder Beziehung ein Erbe. Er trat oft nur ſcharf und beſtimmt auf, um ſeine Unſelbſtändigkeit vor ſich und Anderen zu verdecken; er wollte ein Mann ſein und ſich namentlich ſeinem Vater gegenüber als ſolcher hinſtellen, weil er deſſen Uebermacht zu ſchwer fühlte; er ſchloß manchen ungeſchickten Pferdehandel ab, ohne ſeinen Vater dabei zu Rathe zu ziehen, ſo gern er das auch innerlich ſich wünſchte; er wollte

allein den Meiſter zeigen. In ſeinen Reden und Gedanken hielt ſich Egidi gern an Sprüchwörter u. dgl., das waren ja auch Erbſtücke von unwandelbarem Gepräg und Werth. Luzian ließ den Sohn ganz für ſich gewähren, als er dieſe gewaltſame Ermannung wahrnahm, beſonders hatte er bis jetzt jede Einwirkung in religiöſen Dingen unterlaſſen, da das wohl abzuwarten war, und Luzian ſelber geſtand ſich kein Recht zur Bekehrung Anderer zu, ſo lange er ſelbſt nicht ganz offen war.

Egidi hatte ein frommes, weiches Gemüth, überdies gehörte er zu jenen Menſchen, die als geborene Unterthanen erſcheinen; es war ihm wohl dabei, wenn man ihm die Laſt der Selbſtregierung vorweg abnahm, je wenn man ihn nie dazu kommen ließ. Unſichere Naturen lieben es, wenn ein Arzt bei Tiſche iſt und ihnen ſagt, daß dieſe und jene Speiſe ihrer Leibesbeſchaffenheit nicht unverträglich, ja ſogar förderlich ſei; mit der innerſten Luſt der Sorgloſigkeit geben ſie ſich dann dem Genuſſe hin, und tritt einmal eine Störung ein, der Heilkünſtler hat ja Mittelchen genug, er weiß zu helfen. In religiöſen Dingen iſt es für Viele noch anmuthender, ſich auf Lebenszeit eine Diät vorſchreiben und in außerordentlichen Fällen nachhelfen zu laſſen; die oft halsverdrehende Selbſtbeobachtung, die beſchwerliche Selbſtgeſetzgebung, mit ihrem Gefolge der eigenen Verantwortlichkeit, iſt dadurch beſeitigt.

Egidi ſagte ſich's nie deutlich, aber er war ganz froh und wohlgemuth, daß die Geiſtlichen für Alles vorgeſorgt hatten, daß es da beſtimmte Pflichten zu

üben, beſtimmte Gebete zu ſprechen gab. Wenn er nun dennoch für freie Wahl der Geiſtlichen ſtimmte, ſo lag ihm ſo wenig, wie den Meiſten, die Folgerung davon offen, daß die Mitwirkung auf das Innere der Lehre ſich nothwendig daran anſchließen müßte. Vorerſt dachte er, wie die Anderen, nur an die freie Wahl der Perſon; warum ſollte der Geiſtliche nicht ebenſo aus freier Wahl hervorgehen, wie der Schultheiß?

Noch auf dem Wege nach dem elterlichen Hauſe hatte Egidi allerlei Bedenkliches über den Vater rumoren gehört, aber er glaubte nicht daran, es war nur Unverſtand und Böswilligkeit, die ſo Gottloſes ausſprengen konnten. Still ſetzte er ſich zur Mutter auf die Laube.

„Der Gaul, der zieht, auf den ſchlägt man; ſo geht's auch beim Vater," ſagte er endlich.

„Warum? was haſt wieder?"

„Nichts Schlimmes. Der Vater muß halt am Meiſten ziehen von den Gemeindeangelegenheiten, die Anderen, die lottern mit all' ihrem Reden doch nur ſo neben her und ziehen keinen Strang an. Der Vater hätt' ſollen ſtudirt haben, das wär' ſein Platz, ihm käm' Keiner gleich."

Die Mutter nickte lächelnd, ſie ſah in den verſöhnlichen Worten Egidi's nur die Folgen ihrer ſcharfen Zurechtweiſung, und freute ſich dieſer Bekehrung. Schnell vergaß ſie Alles, was vorgegangen war; ihr Mutterherz hatte es ja nie geglaubt, daß der Sohn mißtreu gegen den Vater werde. Sie ließ ſich gern von Egidi erzählen, wie Alles im Dorfe vom Lobe

Luzians überſtröme, und ſie ſagte einmal ganz ſelig: „O redet nur, es kennt ihn doch Keines ſo wie ich. Wenn man jetzt bald dreißig Jahr' mit einander haust, da iſt man wie Ein Menſch; ich, ich kann ihn nicht loben, es wär' mir wie Eigenlob.“

Es war ihr ſo wohl zu Muth, daß ſie nach einer Weile begann: „Und jetzt ſpür' ich's erſt, daß ich zu Mittag keinen Biſſen über's Herz bracht hab'. Wart' ein bisle, ich lang' einen Moſt 'rauf, wir wollen ein bisle veſpern. Du ißſt doch auch gern ein Mükele kalten Speck? Ja ich bring'.“

Die Ahne war auch herzugekommen, ſie jammerte, daß Luzian auf und davon ſei, ohne Jemand was geſagt zu haben; man wiſſe jetzt gar nicht, wohin man ihm in Gedanken nachgehen ſollte.

„Es iſt auch nicht gut,“ ſagte ſie, „wenn man außer dem Hauſe mit ſich in's Reine kommen will; was man daheim nicht findet, iſt draußen verloren. Aber mein Luzian iſt brav, das iſt das Beſte.“

Egidi wollte die Rückkunft des Vaters abwarten; es wurde indeß Nacht, Frau und Kinder harrten ſeiner, er ging heim zur Mühle. Als er vor dem Dorfe war, läutete die Betglocke, er zog die Mütze ab und wandelte betend durch das Feld.

Unterdeſſen hatte Bäbi den Paule aufgeſucht. Sie war keineswegs frei von mädchenhafter Selbſtherrlichkeit, die in jedem Falle unbewegt zuwartet; aber ſie wußte und wollte heute nichts davon. Sie fand Paule im Stall und bat ihn flehentlich, den Fuchſen zu ſatteln und dem Vater nachzureiten. „Du biſt ihm lieber

als der Egidi," ſagte ſie, und ſprach damit deutlich genug aus, wie er ſo unzertrennlich zum Hauſe gehöre. Eine trübe Ahnung hatte ſich in der Fürſorge um den Vater ihrer bemächtigt, ſie war daher froh, als Paule ſagte, der Vater werde nach der Stadt geritten ſein, um den Pfarrer dort bei Gericht anzuzeigen. Nun hatte ſie doch einen Halt in ihrer unſteten Angſt.

„Ihr Männer ſeid doch immer geſcheiter," ſagte ſie. Das begütigende Wort that keine Wirkung.

Paule blieb mürriſch, und Bäbi war zu bräutlichem Koſen nicht aufgelegt. Sie war Paule gegenüber ſeltſam befangen; ſie lobte ihn nur, weil ſie ſich in Gedanken ſtolz und überhebend dünkte, ihr war's als ſei ſie mit hundert Lebenserfahrungen und Veränderungen von einer großen Reiſe zurückgekehrt, und müßte ſich erſt an die bekannten Menſchen und ihr Gebaren wieder gewöhnen. Darum war das Zuſammenſein heute verfremdet und der Abſchied froſtig. Paule wollte, daß ſie ihn, wie ſonſt immer, ein Stück Weges heim geleite, Bäbi aber wollte heute das Haus nicht verlaſſen, nicht unter fremde Menſchen gehen; ſie fürchtete den alleinigen Rückweg und das Geſchwätz der Begegnenden.

„Du könnteſt wohl jetzt auch einmal unter der Woche kommen," rief Bäbi dem Weggehenden nach.

„Wenn's ſein kann," erwiderte Paule und trollte ſich grollend fort.

In ſcharfem Trab war Luzian von Hauſe weggeritten, er wußte ſelbſt kaum wohin; erſt auf dem Wege

faßte er die Stadt als Ziel in's Auge, er wollte ſogleich zum Oberamtmann. Unweit der Stadt überholte er eine Kutſche, darin ſaß der Pfarrer. Luzian hielt an, ſtellte außerhalb der Stadt in der Krone ein und kehrte, ohne Jemand geſprochen zu haben, wieder nach Hauſe.

Schlafenszeit war ſchon lange da, aber auch die Ahne blieb auf, um ihren Luzian zu erwarten. Endlich kam er, der Gaul ging im Schritt und kaum hörbar, als ob er Socken an den Hufen hätte und kein Eiſen. In der That hatte er auch eines verloren, aber Luzian trug es in der Taſche, denn trotz alles Sinnens und Denkens hatte ſein ſcharfes Ohr bald gemerkt, daß der Gleichlaut des Schrittes unterbrochen war; er kehrte daher nochmals um, und ſein ſpähendes Auge fand in dunkler Nacht das verlorene Hufeiſen.

Luzian übergab das Pferd dem Oberknecht mit der Weiſung, daß es morgen beſchlagen werden müſſe. Als er eben dem Hauſe zuſchritt, hörte er, wie der Oberknecht zum zweiten Knecht ſagte: „Das iſt einmal kein Sonntag geweſen.“

„Wo kein Glaube iſt, iſt auch kein Sonntag,“ lautete die Antwort. Luzian wollte eben umkehren, um den Beiden beſſere Anſichten beizubringen, da rief die Frau von der Laube:

„Biſt du da? komm.“

„Man muß nicht nach allen Mücken ſchlagen,“ dachte Luzian, und ging die Treppe hinan.

Mit unſäglicher Freude wurde er bewillkommt, Jedem war er wie neu gewonnen, ein Jedes wollte ihm etwas abnehmen, ihm zur Erleichterung und ſich zur

freudigen Gewißheit, daß er da ſei. Bäbi brachte die Pantoffeln, kniete nieder und wollte dem Vater die ſchweren Stiefeln ausziehen, Luzian wehrte ab, indem er ſagte:

„Seit wann brauch' ich denn einen Bedienten?"

Luzian drang darauf, daß Alles bald zur Ruhe komme, er ſelber aber lag noch lange unter dem offenen Fenſter und ſchaute hinein in den funkelnden Sternenhimmel; er hatte keinen feſten Gedanken, ihm war's ſo leicht und flügge, als ſchwebte er mit den Sternen dort im unendlichen Raum. Unwillkürlich faltete er die Hände und betete das einzige herrliche Gebet, das ihm geblieben war: Vater unſer, der du biſt im Himmel — aber ſchon hielt er inne. „Gott im Himmel?" ſprach er, „das iſt ein Wort, im Himmel; Gott iſt überall." ... Er hörte auf zu beten, und doch konnte er die Hände nicht auseinander falten. Wo die eigene Kraft dich verläßt und zur Neige iſt, wo du nicht mehr faſſen, wirken und ſchaffen kannſt, da fügen ſich die Hände ſtill in einander, und dieſes Sinnbild ſpricht: ich kann nicht mehr, waltet ihr, ihr ewigen Mächte! So verharrte Luzian unbewegt, Nichts regte ſich in ihm, Alles lautlos, wie draußen in der ſtillen Nacht, und jetzt ſtieg das Wort des Knechtes zu ihm herauf: „Wo kein Glaube iſt, iſt kein Sonntag." Nein, nein, feiern wir denn darum den Sonntag, weil Gott in ſechs Tagen die Welt geſchaffen und am ſiebenten geruht? Braucht denn Gott Tage zum Schaffen und Tage zum Ruhen? Die Menſchen ſetzten ſich einen Tag, an dem ſie der Arbeit ledig ſein wollten. Wird

aber dieſer inne gehalten werden ohne Religion? Er muß. Und was ſollen wir an ihm beginnen? Uns freuen und zu aller gegenſeitigen Hülfe beſtärken.

Es ſchlug zwölf. Fahr' hin alter Sonntag, es kommt ein neuer!

O Schlaf! Du ſchirreſt aus die ſtraffen Bande der ſchaumſchnaubenden, ſtaubſtampfenden Gedanken; du läſſeſt ſie flugbeſchwingt hinſegeln, hoch in ſanft kühlende Wolken; du führeſt ſie zu unſichtbaren Quellen und tränkeſt die Seele mit neuer Kraft, und badeſt ſie in ſüßem Vergeſſen. Wer könnte ſie tragen die unaufhörliche Laſt des Gedankens, erſchienſt du nicht, einziger Erlöſer!

Und in mondbeglänzter, geiſtdurchwebter Nacht ſprießt der Thau am Blüthenkelch, ſprudelt der Quell im Felſengrund, den Leib zu heilen, zu reinen; biſt du der ſtrahlende Bruder des Schlafes, du allbelebendes, reinendes Waſſer?

Sühneverſuch und neuer Zerfall.

Am Morgen hatte Luzian die zufällige Entdeckung von geſtern nicht vergeſſen; er machte ſeine Frau ganz glücklich, indem er ihr die fünfzehn Eier aus dem verborgenen Neſt brachte. Die undankbare weiße Henne wurde darauf von Bäbi im Hofe müde gejagt, ſie flog manchmal über den Kopf der Verfolgenden weg, ſank aber doch endlich ermattet nieder, wurde gefangen und blieb fortan eingeſperrt.

Luzian führte den Braunen zum Schmied Urban und ließ ihm dort das Eiſen wieder aufſchlagen. Er hielt den Huf empor, faſt die ganze Laſt des Thieres lag auf ihm; da kam der Schütz und ſagte: „Luzian, du ſollſt auf's Rathhaus kommen, vor den Kirchenkonvent.“

„Ich muß mir vorher ein Eiſen aufſchlagen laſſen, daß der Schinder auch was 'runter reißen kann, wenn er mich auf den Anger kriegt. Sag nur, ich komm' gleich.“

„Luzian, es iſt kein gut Zeichen, wenn man ſo wilde Späß' macht. Es wär' bös, wenn das die ganze Kunſt vom Unglauben wär',“ ſo ſagte der Schmied Urban. Der Angeredete ſchien betroffen, und erſt nach geraumer Weile erwiderte er lächelnd: „Wer ſich mauſig macht, den frißt die Katz. Nicht wahr?“

Luzian hatte des Kämpfens eigentlich ſchon übergenug, zumal da er das nächſte faßbare Ziel ſich ſelber

entrückt hatte. Es war doch nur ein einziger Tag, seitdem er in offenem Kriege oder besser im Zweikampfe stand, aber es dünkte ihn schon eine unermeßlich lange Zeit, so viel hatte er durchgemacht.

Wenn nicht eine Schaar von Genossen den Kämpfer umgiebt und in ihrer eigenen Entflammung die Kampfeslust immer neu vor Augen führt und im Urheber anfacht, wenn nicht sichtbar von außen der Brand, den man geworfen, in Flammen fortlodert, so glaubt der Einzelne leicht, er könne Alles ändern, noch sei es in seine Hand gegeben; es ist vorbei, wenn er sich selbst zurückzieht. Er vergißt im Gefühl des Rechts und der Großmuth, daß er den Feind zur Gegenwehr gereizt, die sich nicht mehr halten läßt.

In allerlei Gestalt tritt die Versuchung auf. Sie sagt oft kaum nachdem der erste Streich gefallen: laß ab, du hast genug gethan, du hast deiner Ueberzeugung willfahrt, du dringst doch nicht durch."

So war Luzian in seltsam friedfertiger Stimmung nach dem Rathhaus gegangen; er machte sich keine Vorstellung davon, wie denn wieder Alles in's alte Gleise kommen könne, genug, er war in sich begütigt. In der kleinen Rathsstube nickte er den Versammelten, worunter auch der Pfarrer, unbefangen zu, und sein „Guten Tag beinander" tönte so fest und hell, daß man nicht wußte, was darin lag.

Der Pfarrer winkte dem Schultheiß deutlich mit der Hand, er solle reden, und dieser begann:

„Der Herr Pfarrer hat heute wieder Meff' in der Kirch' gelesen, von Entweihung ist demnach kein' Red'

mehr. Jetzt Luzian, ſei nicht vonderhändig, der Herr Pfarrer will's chriſtlich mit dir machen. Thu's wegen dem Ort, wenn du's nicht wegen deinem Seelenheil thuſt. Denk' nur, wie wir wieder im ganzen Land verbrüllt werden, wenn die Sach' auskommt. Der Herr Pfarrer will's jetzt im Stillen abmachen. Du haſt ja ſonſt immer ſo auf das ganze Ort und auf unſer Anſehen gehalten —"

„Ja wie? was ſoll ich denn machen? Was will man denn von mir?"

„Du wirſt ſchon merken. Nicht wahr Herr Pfarrer, es wird glimpflich ſein? du ſollſt dir halt eine Kirchenbuß' auflegen laſſen."

„Spei' aus und red' anders."

„Luzian, man weiß ja gar nicht mehr, was man dir ſagen ſoll; bigott, du biſt ein Fetzenkerl, und man ſollt' ja mit dir umgehen wie mit einem ſchaalloſen Ei, beim Blitz, und du biſt doch ſonſt ein ausgetragenes Kind."

„Genug, genug. Sag deinem Herr Pfarrer, er ſoll vor Gott verantworten, was er predigt und lehrt, und ich will auch verantworten, was ich than hab' und noch thu'. Ich brauch deinen Herr Pfarrer mit ſeiner Buß' nicht zum Schmußer[1] zwiſchen unſerm Herrgott und mir, wir finden ſchon allein einander und werden handelseins. So iſt's, aus und Amen."

„Sie ſehen, meine Herren," begann der Pfarrer mit ruhiger, faſt bittender Stimme, „Sie ſehen, ich habe keinen Verſuch zur Ausſöhnung unterlaſſen; ich

[1] Unterhändler, ein von den Juden entlehnter Ausdruck.

bitte das gehörig der Gemeinde zu verkünden, wenn die Sache nun wider meinen Willen den gerichtlichen Lauf geht."

„Gut, beſſer als gut," erwiderte Luzian. „Es iſt kein Strick ſo lang, man findet ſein End'. Ich will nichts mehr reden, es wird jetzt Alles in eine andere Schüſſel eingebrockt. B'hüt's Gott."

In feſtem, ſiegesfrohem Kraftgefühle verließ Luzian das Rathhaus; jetzt ging der Tanz erſt von Neuem an, er freute ſich deſſen. So wogte es hin und her im Gemüthe, bis der Kampf ein faßlich perſönlicher wurde.

Es klingt erhaben und rein, einen Kampf blos um der Idee, wie man's nennt, des Principes willen zu beginnen und auszufechten, ſich ſelbſt und den Gegner dabei aus dem Spiele zu laſſen; aber erſt dann gedeiht die lebendigere Entſcheidung, wenn du aus allgemeiner Ueberzeugung oder durch eine wirkliche Thatſache dich perſönlich angegriffen fühlſt durch den herrſchenden gegneriſchen Gedanken.

Luzian war jetzt erſt recht aufgelegt zum unnachgiebigen Kampfe, er fühlte ſich durch die Zumuthung der Buße gekränkt und angegriffen. Wir dürfen hoffen, daß er das Allgemeine darin nicht verkennt, aber jetzt erſt ging's Mann gegen Mann.

Wie emſig arbeitete er im Felde. Dort hatte er mit Händen Etwas zu faſſen. Leicht, als wäre das ein Kinderſpiel, ſchwang er die Garben auf den Wagen, band er den Wiesbaum feſt. Keiner der Knechte wagte Einhalt zu thun und zu bemerken, daß wohl überladen ſei. Beim Abfahren erwies ſich's nun doch, daß etwas

hoch geladen war; Luzian ließ daher den Oberknecht auf den Sattelgaul ſitzen, er ſelber ſtemmte ſich ſammt dem zweiten Knechte mit der Gabel gegen die aufgethürmten Garben; bei mancher Biegung hatte er ſich ſcharf anzuſtrengen, damit er nicht von der reich geladenen Frucht überſtürzt würde. An einem abſchüſſigen Hügel machte das Schimmelfüllen, das los und ledig neben her ſprang, faſt die ganze Fuhre über den Haufen fallen; es ſprang unverſehens den Pferden vor die Füße, dieſe ſcheuten; ſchnell beſonnen fuhr der Knecht in einen Steinhaufen am Wege, der Wagen ſtand ſtill, wenn auch ſchwankend und überhängend. Ohne Unfall, wenn auch mit heißer Noth, gelangte man endlich nach Hauſe.

Als Luzian eben die Stubenthür öffnete, hörte er noch wie ſeine Frau dem Victor einſchärfte: „du darfſt dem Aehni nichts davon ſagen," ſie wuſch dem Knaben dabei eine große Stirnwunde aus, Schiefertafel und Lineal lagen zerbrochen neben dem heftig Schluchzenden.

„Was? was nicht ſagen?" frug Luzian, „Victor, die Ahne hat's nicht ernſt gemeint. Du weißt, du kriegſt kein Schläpple von mir wenn du die Wahrheit berichteſt; frei heraus: was iſt geſchehen?"

„Ja ... ich ſag's, ich ſag's." Und nun erzählte Victor, immer von Schluchzen unterbrochen: „Der Herr Pfarrer hat halt die Religionsſtund heut ſelber geben und da hat er viel davon geſagt, daß der Teufel die Gottloſen holt und daß er ſie Nachts im Bett mit Gedanken verkratzt wie tauſend und tauſend Katzen, und da haben ſie in der Schul Alle nach mir umgeſchaut und des Hanneſen Chriſtoph, der neben mir ſitzt, hat

nur ſo piſpert: das iſt dein Aehni! Und da hab' ich geheult und da hat der Pfarrer geſagt, ich ſoll ſtill ſein, es geſchieht Niemand nichts, der fromm iſt und zu den Heiligen betet. Nun müſſet Ihr noch wiſſen, daß in einer früheren Stunde einmal die Bank knackt hat und da hat der Pfarrer geſagt, das wär' der Teufel, der die Bank knackſen macht, damit wir nicht aufpaſſen auf die guten Lehren; der Teufel treibe allerlei Poſſen, damit man an andere Sachen denkt. Jetzt wie der Pfarrer gerade red't, macht des Wendels Maurizle, der vor mir ſitzt, die Bank knackſen und ſagt ſo leislich: der Teufel iſt wieder im Spiel. Der Pfarrer hat aber nichts davon gemerkt und hat uns befohlen, jeden Abend beim Einſchlafen und jeden Morgen beim Aufwachen ein Gebet für die armen Sünder zu beten und des Wendels Maurizle hat in der Bank vor mir geſagt: ich kann für keinen Andern beten, das muß er ſelber thun. Wenn ich für einen Andern bet', kann ich auch für ihn eſſen. Jetzt hat der Erſte das Gebet an die Tafel ſchreiben müſſen, wie's ihm der Pfarrer vorgeſagt hat und wir haben's Alle abgeſchrieben; da ſteht's auch auf meiner Tafel, es iſt aber faſt ganz ausgelöſcht."

Victor hob die Schiefertafel auf und zeigte ſie vor.

„Victor! Wie biſt denn zum Raufen kommen?" fragte Luzian.

„Jetzt wie die Schul' aus iſt, da ſchreien ſie Alle auf mich 'nein: morgen haſt du keinen Aehni mehr, den holt der Teufel und ſo. Des Wendels Maurizle hat mir aber geſagt: der Pfarrer weiß auch nicht Alles.

Geſtern Nacht hab' ich noch gehört, wie mein Vater zum Schmied ſagt: der Luzian iſt doch bräver als alle Pfarrer. Und jetzt ſind alle Buben auf mich 'nein und haben geſchimpft: Teufelsenkele! und da hab' ich des Hanneſen Chriſtoph einen Tritt geben, er muß ihn noch ſpüren, und da ſind ſie auf mich los, aber der Maurizle iſt mir beigeſtanden, und ſie haben doch auch ihr Theil kriegt, bis der Lehrer kommen iſt. Da, da hab' ich noch den Stein, den mir eines an den Kopf geworfen hat; den zeig' ich dem Pfarrer."

Victor zeigte das Genannte vor und Luzian ſagte: „Victor, ſchmeiß den Stein weg; von heut' an, hörſt du? gehſt du nicht mehr in die Schul'. Hörſt du? Und wenn dich Eins fragt warum? da ſagſt du, ich hab's geſagt." Am Fenſter ſtehend ſprach dann Luzian vor ſich hin: „Ich bin doch ein ſchlechter Kerle, daß ich nicht die Axt nehm' und dem Pfarrer das Hirn einſchlag'."

Kaum war dem Victor das weiße Tuch um den Kopf gebunden, als er behend auf die Straße ſprang und jubelnd ſeinen Kameraden verkündete, daß er nun gar nicht mehr in die Schule gehe.

Heute hatte Luzian keinen „weltsmäßigen Hunger," obgleich ihm die Frau aus dem aufgefundenen Schatze Rühreier gemacht hatte.

Die Pferde waren im Felde, Luzian ging zu Fuße nach der Stadt.

Als er ſich dem Pfarrhauſe näherte, ſah er wie die Fenſter aufgeriſſen wurden, mehrere Geiſtliche drängten ſich in denſelben und Luzian hörte hinter ſich rufen: „der iſt's."

Luzian geht ſo langſam, daß wir wohl einen Seitenſprung hier in das Pfarrhaus machen können. Wir wollen uns nur ſo lange aufhalten als man einem Vogel am Wege zuhört.

Fünf nachbarliche Amtsbrüder hatten ihren ſtreitenden Genoſſen heimgeſucht; ſie hatten ſich's wohl munden laſſen, das bezeugte die Zahl der Flaſchen auf dem Tiſch, die die Zahl der Köpfe überſtieg; der jüngſte Amtsbruder, der die Würde am wenigſten zu achten ſchien, war in Hemdärmeln, möglichſt aufgeknöpft waren Alle. Eine alte Magd brachte den Kaffee, der Ortspfarrer zündete ein Licht an und reichte Cigarren.

Wer je in einer Geſellſchaft abſchließlicher Leutenants war, wie ſie etwa in der Wachtſtube unter ſich über einen kecken Civiliſten losziehen, der da und dort ihre Standesehre und allſeitig nothwendige Uebermacht in Wort und That zu erſchüttern wagte — wir ſind hier bei anders Uniformirten in gleicher Geſellſchaft.

„Fridolin," ſagte der Jüngſte, Hemdärmelige zum Ortspfarrer, indem er ſich über den Tiſch bog und die Cigarre anbrannte, „Fridolin, ſei froh, daß du einen ſolchen Häretiker oder Apoſtaten unter der Gemeinde haſt. Du kannſt Kirchengeſchichte an ihm ſtudiren."

„Laß ihn laufen," rief ein Anderer, „wie der Baron Felſeneck einen emballirten Hammel bei ſeiner Heerde laufen hat, damit er weiß, welche Schafe bocken wollen."

Man lachte über dieſen Vergleich bis ein Gefährte mit hochblonden, rothen Löckchen begann: „Ich bleib' dabei, Fridolin, du verfehlſt es beſonders, weil du ein Ariſtokrat biſt, politiſch unfrei. Abgeſehen von der Zeit-

und Vernunftwidrigkeit deiner politiſchen Anſicht reizeſt du dadurch unnöthig gegen die Kirche. Schon aus Politik müßteſt du dich auf Seite der Freiheit ſtellen. Schau nur auf Belgien hin, auf Frankreich; und ſelbſt der heilige Vater iſt uns hier ein Vorbild. Der Zug der Zeit geht auf politiſche Freiheit.“

„Eine renovirte ſchwarz-roth-goldene Rede,“ unterbrach ihn ein vierſchrötiger Mann mit fettem Doppelkinn, der ſehr nach Kampher roch; „Rollenkopf, man merkt dir ſtets an, daß du bei der Tübinger Burſchenſchaft affiliirt warſt. Ich halte nun einmal dieſes Hätſcheln der politiſchen Freiheit qua talis für eine Verblendung, die uns traurige Früchtlein bringen kann. Man muß weiter ſehen. Selbſt das weltliche Regieren muß als Prieſterthum feſtgehalten werden. Nicht umſonſt iſt's, daß im heiligen römiſchen Reich der Kaiſer geſalbt wurde. Die Obrigkeit iſt von Gott eingeſetzt. Giebt man dem Volke zu, daß der Regent nicht mehr von Gottes Gnaden iſt, ſo muß man folgerecht auch den Schritt weiter; auch der Prieſter iſt dann nicht mehr von Gottes Gnaden, iſt Gleicher unter Gleichen. Das selfgovernment hat dann eben ſo viel Recht in kirchlichen und religiöſen wie in politiſchen Dingen. Das Volk, das ſich ſelber Geſetze giebt und ſeine Herrſcher einſetzt, bildet ſich dann auch ſeine Religion und ſeinen Gott. Die franzöſiſche Revolution war conſequent, wenn ſie Gott zu- und abdecretirte.“

„Als vereinigter preußiſcher Landſtand wäreſt du ſehr am Platze,“ entgegnete der Ortspfarrer Fridolin Schwander.

„Das Köſtlichſte von Allem," ſagte der Hemdärmelige wieder, „iſt was die Zeitungen bringen, daß der König von Preußen alle bisher von den Deutſchkatholiken geſchloſſenen Ehen für null und nichtig, für Concubinate erklärt. Jetzt ſind dieſe Sektirer von innen heraus geſprengt. Ich ſeh's, wie Mann und Frau von einander laufen wie's ihnen beliebt. Dadurch iſt nun die ſittliche Abfaulung eingeätzt, und dieſe Religions-Zigeuner ſind von innen heraus getödtet."

„Und ich muß bekennen," rief der Rollenkopf und ſchlug dabei auf den Tiſch, „daß dies ein potenzirtes, hundertfach empörendes Seitenſtück zum Koburger Gelde iſt; es iſt ganz ähnlich: eine Herabſetzung und Entwerthung deſſen, was man ſelbſt geprägt und anerkannt hat. Ein unauslöſchliches Brandmal wird die Geſchichte den Urhebern —"

„Hoho! du machſt dir's bequem, du hältſt das Sacrament der Ehe nur für ein ſtaatliches Gepräge wie bei der Münze," ſchaltete der Hemdärmelige ein und brach ſeine Cigarre mitten entzwei, weil ſie keinen rechten Zug hatte. Rollenkopf ſetzte die weitere Verhandlung in leiſem Zwiegeſpräch fort. Während deſſen zog der Kamphermann ein gedrucktes Blatt aus der Bruſttaſche und ſagte zu unſerm Ortspfarrer: „Hier in den Mainzer Sonntagsblättern iſt eine Recenſion über deine Schrift: Die Trennung von Kirche und Staat. Du biſt über das Bohnenlied hinaus gelobt."

„Ich werde gegen dich ſchreiben. Es iſt eine verkehrte Welt jetzt. Man verlangt Fürſorge des Staats für die materielle Arbeit und die geiſtige ſoll ganz ohne

Oberaufſicht ſein? Unſere Zeit ſchwankt zwiſchen Omnipotenz und Impotenz des Staats," ſo ſprach Rollenkopf, über die Achſel gewendet.

Unſer Ortspfarrer ſchaute nur lächelnd, ohne zu antworten, von dem Blatte auf, deſſen Inhalt ihm wohl zu thun ſchien. Jeder Kreis und jede Meinungsſchattirung hat ſeine öffentliche Krönung.

Ein kluges Wort kam jetzt aus einem Munde, der bisher noch nicht geſprochen.

„Hat's ein gutes Bier im Rößle?" fragte einer der Jüngeren.

Der Ortspfarrer bejahte, und man brach auf zu Kegelſpiel und Bier.

Suchen wir vorher die Thür zu erreichen; mit etwas raſchem Schritt holen wir Luzian ein, wir treffen ihn noch auf der Straße im Neuenſteiger Walde. Der Fußſteig über den Berg iſt näher, aber Luzian liebt das Bergſteigen nicht, zumal in der Mittagshitze, auch begegnen ihm auf der Straße mehr Menſchen. Er hat ſeinen Rock über die Schulter gehängt und ſchreitet leicht und feſt dahin; iſt ihm aber doch ſchwer und ſchwankend zu Muthe, denn in ihm ſpricht's: „Was haſt du gethan? Hätteſt du's nicht können bleiben laſſen? Haſt dir und all den Deinigen den Frieden verſcheucht und für was? Schau, da ziehen die Menſchen hin: der ſchafft ſein Holz aus dem Wald an die Straße, der führt am Horn ſeine rindernde Kuh zum Sprunge, der holt Bretter aus der Sägmühle und der führt ſein Korn heim. Ich möcht' hinrennen und ſie rufen: kommet mit, Alle mit, ich geh' für euch; ficht's denn euch gar

nichts an? Wacht auf, faßt ein Herz und ſeid frei! Wenn ich nur auf einen einzigen Tag Allen die Augen aufmachen könnte. Freilich, der Wendel hat Recht, ich hab' das Beil zu weit 'naus geworfen. Ich hab' nicht anders können. So iſt's."

Wie man berichtet, ſo wird gerichtet, ſagt ein inhaltreiches Sprüchwort; darum wollte Luzian heute kein Hinderniß anerkennen, er mußte nach der Stadt, um ſelber ſeine Sache vorzubringen.

In der Oberamtei mußte er lange warten ehe er den Amtmann ſprechen konnte. Er wurde freundlich begrüßt und gebeten, übermorgen wieder zu kommen.

„Ich hab' wollen" — ſagte Luzian.

„Ich weiß ſchon Alles, der Steinmetz Wendel war heute in aller Frühe da und hat mir den ganzen Hergang erzählt; kommen Sie von übermorgen an wann Sie wollen, auch außer den Amtsſtunden."

„Nur noch ein Wort," ſagte Luzian, „iſt mein' Sach criminaliſch?"

„Keineswegs. Sie brauchen auch keinen Advocaten, es iſt reine Polizeiſache. Entſchuldigen Sie —" und fort wiſchte der Oberamtmann wieder.

„Es ſoll aber criminaliſch ſein!" ſagte Luzian vor ſich hin, als der Amtmann ſchon längſt verſchwunden war. Dann verließ er, ſchwer den Kopf ſchüttelnd, die Oberamtei.

Wir werden wohl ſpäter erfahren, was Luzian mit ſeinem abſonderlichen Gelüſte wollte; jetzt war es ihm nur überläſtig, daß er wieder Tage warten und ſtill herumlaufen ſollte, ohne daß Etwas geſchah. Auf dem

Heimweg ſchlug er oft mit den Armen um ſich, aber wo war's? was ſollte er faſſen?

Auf das theilnehmende Herz und den hellen Geiſt des Oberamtmanns hatte Luzian viele Hoffnung geſetzt. Das geſtand er ſich jetzt erſt, als er ſo leer wie er gekommen war, davon ging. Warum hat er auch nicht ein ermunterndes, muthiges Wort geſprochen?

Ein Herz, das die Folgenſchwere eines Ereigniſſes oder einer freien That in ſich trägt, verlangt oft zu ſehr nach Handreichung, aber die Menſchen um dich her ſind Alle mit ſich und tauſend anderen Dingen beſchäftigt, ſie ſehen und verſtehen deinen bittenden Blick nicht. Erwarte keine Hülfe von außen, ſei ſtark in dir.

Luzian kehrte nicht mehr die Straße heimwärts, er ging den Waldweg; dort war es ſtill und feierlich, und ſeine Gedanken beteten inbrünſtig zu Gott, daß ihn die Kraft nicht verlaſſen möge, die ganze volle Wahrheit zu bekennen und ihr Alles zu opfern. Gern hätte er ein Gebet in Worten gehabt, aber er fand keines.

Tief im Waldgrunde ſang ein Burſch, der wohl neben einem beladenen Holzwagen herging, ein „einſames" Lied. Luzian ſtand ſtill horchend:

O Bauerenſohn, laß die Röslein ſteh'n,
Sie ſein nicht dein,
Du trägſt noch wohl von Neſſelkraut
Ein Kränzelein.

Das Neſſelkraut iſt bitter und ſau'r
Und brennet mich;
Verloren hab' ich mein ſchönes Lieb,
Das reuet mich.

Es reut mich ſehr und thut mir
In meinem Herzen weh,
Behüt' dich Gott, mein holder Schatz!
Ich ſeh dich nimmermehr.

Zwiſchen jeder Strophe knallte der Burſch mit der Peitſche, daß es weithin widerhallte. War das nicht die Stimme Paule's, der alſo ſang? Was hatte der zu klagen? Nein, der kann's wohl nicht ſein . . .

Im Weitergehen dachte Luzian: „Der Burſch hat das Lied auch nicht ſelber geſetzt, und es erleichtert ihm doch das Herz; ſo auch hat der eine Menſch Gebete für andere gemacht."

Die zahlloſen Gebetbücher entſtanden und waren gerechtfertigt vor dem Geiſte Luzians.

Still und gedankenvoll ſchritt er dahin, es begegnete ihm Niemand.

Das Gewitter vom vorletzten Sonntag hatte ſich hieher verzogen und auch hier noch arg gehaust; da war ein Baum ganz entwurzelt, dort ein anderer mitten geſpalten wie zerfleiſcht, und dort hingen abgeknackte Aeſte, ſelbſt die jungen Schäleichen waren in zahlloſer Menge zu Boden gebeugt, der Fußſteig war oft unwegſam. Hinter Neuenſteig umging Luzian eine gewaltige Eiche, die quer über dem Weg lag; er gerieth dadurch in einen Sumpf, wo Erlen ſtanden und rettete ſich nur mit ſchwerer Mühe daraus.

Kaum war Luzian wieder hundert Schritte auf trockenem Wege, da begegnete ihm ein Mann; es war der uns bekannte, Rollenkopf genannte Pfarrer. Man begrüßte ſich beiderſeits mit einem „guten Tag" und

ging an einander vorüber. Luzian ſtand bald ſtill. Sollte er den Pfarrer nicht vor dem Sumpf warnen? Der Pfarrer überlegte gleichfalls bei ſich, ob er nicht den Häretiker, den er wohl wieder erkannt hatte, anſprechen und ein gutes Wort beibringen ſollte. Plötzlich rief Luzian: „Heda!“ Hinter dem Ruf tönte es wie ein Echo, und doch war's keines, denn der Pfarrer hatte im ſelben Augenblicke den gleichen Ruf gethan.

„Seid Ihr nicht der Luzian Hillebrand von Weißenbach?“ rief der Pfarrer aus dem Thale herauf, von den Bäumen verborgen.

„Ja freilich, aber ich hab' Euch doch was zu ſagen. Dort unten, wo die Eiche liegt, müſſet Ihr rechts ab, ſonſt kommet Ihr bei den Erlen in den Sumpf.“

„Wartet ich komm',“ tönte es wieder, und Luzian ging dem Rufenden entgegen, weil er ſich nicht verſtanden glaubte, er wollte es genauer bezeichnen oder ſelber mit zurückkehren. Der Pfarrer hatte ihn aber verſtanden und begann nun mit ihm über den Kirchenſtreit zu ſprechen. Anfangs war Luzian mißtrauiſch, ſelbſt die freien Worte Rollenkopfs ſah er nur wie einen Spionenkniff an, aber was lag ihm an allem Auskundſchaften! Er hörte darum mit einer gewiſſen Ueberlegung zu. „Du haſt Vieles zu verhehlen, Ich nicht,“ dachte er. Als aber Rollenkopf ſchloß: „Wie geſagt, es regt ſich ein freier Sinn in der Kirche, der ſiegen muß. Darum müſſen aber auch die freien Männer innerhalb der Kirche bleiben, ſich nicht davon trennen. Wenn die Freien ausſcheiden, was bleibt uns? Die träge, verſtandloſe Maſſe, der ewige faule Knecht.“

„Soll das auf mich gesagt sein?“

„Gewiß. Ihr müßt in der Kirche bleiben und helfen, sie rein und frei zu machen.“

„Ich glaub' aber nicht an Gottes Wort und brauch' kein' Kirch'.“

„Aber Eure Brüder bedürfen ihrer und Ihr seid verpflichtet, sie nicht zu verlassen.“

„Ich hab' kein Amt und kein' Anstellung in der Kirch.“

„Eure Menschenpflicht ist Euer Amt, und Euer Gewissen Eure Anstellung.“

„Alles schön und gut, aber ich müßt' lügen und heucheln, und das kann einmal kein Mensch mehr von mir verlangen.“

Der Pfarrer suchte noch Späne abzuhauen, aber den eigentlichen Klotz konnte er nicht bewältigen. Man schied mit freundlicher Handreichung, und auf dem stillen Heimweg dachte Luzian: „Der ist grad' wie der Amtmann; dem wär's auch lieber heut als morgen, wenn man die ganze Verfassung mitsammt dem König über den Haufen schmeißen thät, und doch bleibt er im Amt. Ich thät ja lieber schaffen was es wär', daß mir das Blut unter den Nägeln 'rauslauft; halb satt zu fressen wär' besser als so ein Amt, das man eigentlich nicht haben darf.“

Stolz und groß erhob sich Luzian in diesem seinem Selbstgefühle.

Ein Kind bleibt, und ein Kind geht.

Als Luzian nach Hauſe kam, trat ihm Bäbi entgegen mit den Worten: „Vater, Ihr ſollet gleich in's Rößle kommen, es iſt ſchon zweimal ein Bot' da geweſen, es ſei Jemand da, der nöthig mit Euch zu reden hat."

„Wer denn?"

„Des Rößleswirths Bub' weiß es nicht, oder will's nicht ſagen."

Luzian ging nach dem Wirthshauſe. Er traf hier den Vater Paule's von Althengſtfeld, der hinter dem Tiſche ſaß und ihm zuwinkte ohne aufzuſtehen und ohne die Hand zu reichen.

„So? biſt Du auch hier?" fragte Luzian, „haſt Du mich rufen laſſen?"

„Ja. Rößleswirth! Iſt Niemand in deiner hintern Stube? Ich hab' da mit dem Luzian ein paar Worte zu reden. Können wir 'nein?"

„Ja."

„Was haſt denn? Kannſt's nicht da ausmachen? Oder komm' mit mir heim," ſagte Luzian.

„Nein," entgegnete Metard, „es iſt gleich geſchehen."

Die beiden Schwäher gingen nach der Hinterſtube; alle Anweſenden ſchauten ihnen nach.

„Was giebt's denn ſo Heimliches?" fragte Luzian.

„Gar nichts Heimliches. Du weißt, ich bin frei 'raus, drum, Luzian, guck, du biſt jetzt im Kirchenbann und vielleicht noch mehr, du kommſt mit denen Sachen nicht ſo bald 'raus, wie mir unſer Pfarrer geſagt hat und die Pfarrer alle, die heut da geweſen ſind. Drum wird dir's auch recht ſein, wenn man jetzt ausſpannt."

„Ja wie? was?"

„Ha, du verſtehſt mich ſchon. Mit deinem Mädle und mit meinem Paule da laſſen wir's jetzt halt aus ſein. Wir ſind von je gut Freund geweſen, Luzian, nicht wahr! Und das bleiben wir von deßwegen doch. Es iſt ja Chriſtenpflicht, daß man keinen Haſard auf einander hat und Alles in Gutem bleibt."

„Ja, ja, freilich, ja," ſagte Luzian, die Hände reibend, „und was ich hab' ſagen wollen? . . . Ja, und dein Paule iſt auch mit einverſtanden? Du redeſt in ſeinem Namen?"

„Ha, ich bin ja der Vater. Ich laſſ' mich nicht ausziehen, ehe ich mich in's Bett leg', das Sach' iſt mein und ich geb' die Geißel noch nicht aus der Hand, du auch nicht. Was wahr iſt, iſt wahr; mein Paule hat dein Mädle gern gehabt, ja rechtſchaffen gern, es iſt ihm hart 'nangangen. Er hat dem Pfarrer aber beſtanden, dein Mädle ſei wie ausgewechſelt, es hab' ihm kein gut Wort mehr gunnt, und es hab' halt auch Deine Gedanken Luzian. Recht ſo, iſt ganz in der Ordnung; die Kinder müſſen zum Vater halten und mein Paule hält zu mir. Du haſt ja ſelber gewollt, daß wir keinen Reukauf ausbedingen, und Schriftliches

haben wir auch nichts gemacht, da brauchen wir auch nichts verreißen. Mein Bub hat deinem Mädle einen ſilbernen Fingerring geben, er hat zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer koſtet, kannſt nachfragen beim Silberſchmied Hübner neben der Oberamtei. Jetzt kannſt den Fingerring wieder 'rausgeben, oder es iſt beſſer du giebſt das Geld, hernach kann ihn dein Mädle behalten; kannſt das Geld dem Rößleswirth da geben, ich bin ihm noch was ſchuldig für Kleeſamen. Dein Mädle, das bringſt du ſchon noch an, brauchſt's nicht in Rauch aufhängen, und mein Bub der ſetzt den Hut auf die link' Seite und iſt der alt'. Es hat halt jetzt den Schick nimmer zwiſchen unſern Kindern, und es wär' gegen Gott geſündigt, wenn man da wieder was anhäfteln wollt'. Jetzt wie? was ſiehſt du ſo unleidig? Stehſt ja da wie ein Stock und machſt kein Gleich (Gelenk)? Hab' ich dich verzürnt?"

Luzian war in der That wie erſtarrt, er ließ den Metard an ſich hinreden und hörte Alles wie im Halbſchlaf; der Schweiß trat ihm vor ängſtlichen Gedanken auf die Stirn; er nickte endlich und ſagte: „Ja Metard, ich ſchick' dir den Fingerring gleich 'rauf, kannſt drauf warten."

„Preſſirt nicht ſo. Jetzt ſei mir nicht bös, bei dir iſt gleich dem Himmel der Boden aus. Wir bleiben doch die alten guten Freund', nicht wahr?"

„Das Kind iſt todt, die Gevatterſchaft hat ein End'."

Mit dieſen Worten verließ Luzian die Kammer und trat in die Wirthsſtube. Neugierig richteten ſich die

Blicke Aller auf ihn; er ſah verſtört aus. Mit ſeltſamem Lächeln ſagte Luzian: „Rößleswirth, weißt was Neues? Mein Bäbi iſt kein' Hochzeiterin mehr. Grad hat mir der Metard aufgeſagt.“

„Es wird doch das nicht ſein?“ tröſtete der Wirth.

„Frag' nur den Metard,“ endete Luzian, die Thür in der Hand, und fort war er.

Luzian hatte ſich eingebildet, er ſei auf Alles gefaßt und doch überraſchte ihn dieſer Zwiſchenfall ſo, daß er nicht wußte, wo aus noch ein. Offen geſtanden, dachte er im erſten Eindruck faſt gar nicht an ſeine Tochter, ſondern nur an ſich ſelbſt. Hatte er ſeine Ehre verloren? Wo war landauf und landab ein Bauersmann, der ſich's nicht zur Ehre angerechnet hätte, mit ihm verſchwägert zu ſein? — Darum hatte er noch die Aufſage ſelbſt verkündet, die Schande ſollte zurückfallen auf Metard, er warf ſie zurück mit dem ganzen Stolz ſeines Anſehens; aber galt dies auch noch? Kämpfte er nicht mit leerer Hand, während er die zweiſchneidige Waffe ſich in die Fauſt träumte?

Im wilden Ringen des Kampfes reißeſt du dir oft eine Wunde, du weißt es nicht, bis nach ausgetobtem Streite das Rinnen des Blutes und der Schmerz dich daran mahnt. Kein Pflaſter und keine Salbe ſtillt das Blut, wenn nicht das ausgetretene gerinnt und ſtockt, und ſo ſich ſelbſt die ſchützende Decke zur Wahrung des in dir ſtrömenden bildet. Es geht mit den Wunden deiner Seele ebenſo.

Müd und ſchwer, als ob ihm ein Schleiftrog an den Beinen läge, ging Luzian nach Hauſe.

„Iſt es wahr? iſt mein Schwäher im Rößle?“ Mit dieſen Worten kam ihm Bäbi wiederum entgegen.

„Dein Schwäher? Nein, aber des Paule's Vater,“ entgegnete Luzian. „Komm her Bäbi, gieb mir dein' Hand, brauchſt nicht zittern, du ſollſt weiter nichts als den Fingerring abthun, du biſt kein' Hochzeiterin mehr; der Paule hat dir aufgeſagt. Meine Händel mit dem Pfarrer ſollen dran Schuld ſein, oder haſt du auch was mit dem Paule gehabt? Es iſt jetzt eins. Du biſt ſchon noch eine Weile bei uns gut aufgehoben. Zitter' nur nicht ſo.“

„Ich zittere ja nicht,“ entgegnete Bäbi; es war ihr gar wunderſam zu Muthe, noch nie hatte ihr Vater ſo ihre Hand gefaßt und gehalten, „ich zittere nicht,“ wiederholte ſie, „laſſet nur los, ich will den Ring abethun.“

„Thut dir's weh? Es iſt doch eigentlich meinetwegen.“

„Nein, das iſt's nicht, und wenn's auch wär', mein' Hand könnte ich mir für Euch abnehmen laſſen, Vater, und nicht nur ſo einen Ring abethun. Wenn mich der Paule nimmer mag, hat er mich nie gemögt; ich bin ihm nicht bös. Und die Schand' wird auch noch zu ertragen ſein.“

„Du kriegſt ſchon noch den Mann, der dir beſcheert iſt,“ ſagte Luzian, ohne durch irgend eine Liebkoſung oder ein freundliches Wort die gepreßte Rede Bäbi's zu erwidern. Dieſe aber ſchloß: „Mein lediger Leib iſt mir nicht feil. Da iſt der Ring.“

„Der Knochen, der einem beſcheert iſt, den trägt kein' Katz' davon,“ bemerkt noch die Ahne.

„Wo iſt der Victor? Er ſoll den Ring gleich in's Rößle tragen," ſagte Luzian. Die drei Frauen ſahen einander verlegen an. Die Frau Margret nahm ſich zuerſt ein Herz, faßte den Rockärmel ihres Mannes, zog daran und ſagte: „Thu zuerſt den Rock aus, du laufſt ja den ganzen Tag 'rum wie ein Soldat auf dem Poſten. So, jetzt iſt dir's leichter, ſo, jetzt ſetz' dich auch, daß man auch ordentlich mit dir reden kann."

„Wo iſt der Victor? Ruf' ihn," wiederholte Luzian.

Die Frau hing den Rock auf und ſagte dabei: „Er hört mich nicht, ich kann nicht ſo arg ſchreien; er iſt auf der Mühle."

„Der Egidi hat ihn geholt und der Victor hat geheult," ergänzte Bäbi.

„Jetzt ſeid Alle ſtill, ich will's erzählen," begann die Ahne, „da, rück' her Luzian, noch näher. Jetzt guck, du biſt noch kein' Büchſenſchuß weit vom Haus weg, da kommt der Egidi und fragt nach dir, aber mit einem Geſicht wie ein Bub', dem die Hühner ſein Butterbrod weggefreſſen haben; und da träppelt er 'rum und kann das Maul nicht finden. Endlich ſagt er, ob wir ſchon gehört haben, was die Leut' von dir reden; ich ſag', du kannſt den Leuten die Mäuler nicht verbinden."

„Was ſagen ſie denn über mich?" fragte Luzian.

„Du ſeiſt gottloſer als ein Heid und ein Jud, und du habeſt gar kein' Religion. Ich ſag' aber dem Egidi: deines Vaters ſeine Gutthaten ſind ſeine Religion und das iſt die beſt'! Da ſchreit er über mich 'nein wie ein Flözer; und ich ſei auch ſo, und ich ſtehe doch mit

einem Fuß im Grab, und ich wiſſ' nicht, wann ich vor Gott ſtünd', und ich ſollt' dich Luzian eher zurückhalten als noch aufſtiften und drein hetzen. Wenn ich mich nicht vor mir ſelber geſchämt hätt', ich hätt' dem Egidi eins in's Geſicht geſchlagen, daß er nimmer gefragt hätt', wo ſind mehr. Ich ſag' weiter nichts als: junge Gänſ' haben große Mäuler. Wie wir ſo reden, kommt der Victor 'rein, ich ſchick' ihn fort, er ſoll nicht hören was ſein Vater für ein Latſchi iſt. Eine Weile drauf kommt der Schütz und bietet dem Egidi, er ſoll in's Pfarrhaus kommen. Ich ſag: du gehſt nicht zum Pfarrer, eher läß'ſt dir all' beid Bein abhacken. Da ſchlägt er auf den Tiſch und ſchreit: ich bin Meiſter über mich, und ich thu' was ich will. Wart Schütz, ich geh mit. Mein Vater iſt mein Vater, aber unſer Herrgott iſt vorher mein Vater, und ich laſſ' mir meinen Glauben nicht nehmen und ich laſſ' ihn mir nicht nehmen. — So rennt er fort."

„Ja der Victor, was iſt denn mit dem?" fragte Luzian abermals.

„Ich erzähl's ja, wart' nur. Vergeht kein' Stund, iſt mein Egidi wieder da, er hat den Victor an der Hand und heißt ihn ſein Schulſach zuſammenpacken, und da ſchreit er über das Kind 'nein, daß es nicht weiß, iſt es taub oder hat es ſonſt was than. Ich ſchick' den Victor fort, er ſoll mir für einen Kreuzer Kandelzucker holen, und wie er fort iſt, ſag' ich: Egidi, du verſündigſt dich. Ich weiß wohl, es geht Einem ſo, wenn man ſieht, daß Leut' ein Kind verziehen, ſo wird man auf das Kind bös und grimmzornig; es iſt

aber nicht recht. Es ist mir mit unseren Nachbarsleuten, mit des Bäckers Christle auch so gangen. Wenn du meinst, daß wir deinen Victor verziehen, mußt deinen Zorn nicht an ihm auslassen, das ist eine schwere Sünd'. Was Sünd'! schreit da der Egidi. Eine Sünd' gehört so wenig da 'rein wie eine Sau in's Judenhaus. Da sind ja lauter Heilige. Ich bin nun halt ein sündhafter Mensch und mein Victor ist mein Kind und soll auch so werden, er muß wissen, daß man Buße thun muß. Ich komm' vom Schulconvent und da hab' ich gehört, daß der Vater meinem Victor die Schul' verboten hat, und jetzt geht er mit mir und kann sich ein schlecht' Beispiel an mir nehmen. Ihr habt den Victor einmal euer Erzenkele geheißen, wir wollen dafür sorgon, daß er kein Erzteufele wird. — Luzian, ich kann dir nicht sagen wie schandgrob der Egidi gewesen ist, und er hat das Kind mit fort, und das hat geweint. Und mir thut's so and (bang) nach dem Kind, ich möcht' auch schier greinen. Jetzt hab' ich aber ein' einzige Bitt' an dich, Luzian, du folgst mir gewiß gern: verzeih dem Egidi seinen Unverstand, ich vergeb's ihm auch, und man muß ihm zeigen, daß Gutheit Trumpf sein muß, nachher sei Religion was für woll'. Gelt Luzian, du versprichst mir's, glimpflich mit ihm umzugehen?"

Ein Kopfnicken antwortete. Es bedurfte dieser letztern Ermahnung kaum, denn wie das so geht bei rasch auf einander folgenden Schicksalsschlägen: das persönliche Leid fühlt sich kaum mehr, und man erhebt sich in ihm zu Allgemeingedanken. Darum sagte auch Luzian aufstehend:

„Ihr habt mir ein gut Wort geſagt Ahne, man iſt oftmals auf ein Kind bös, weil ſeine Eltern es verziehen. Es geht Einem auch oft ſo mit ganzen Dörfern und Ländern; man darf den Menſchen nicht bös ſein, weil ihre Vormünder, die Pfarrer und Beamten, ſie verzogen haben und noch verziehen.“

Luzian ging nach der Kammer. Die Frauen ſahen verdutzt einander an, ſie hatten einen mächtigen Ausbruch der Leidenſchaft von Luzian erwartet, und jetzt redete er, daß man ihn kaum verſtand.

„Was hat er?“ fragte die Mutter ſo vor ſich hin. Niemand antwortete.

Mit dem Rocke bekleidet kam Luzian wieder heraus, nahm den Hut und ſagte mit einer ganz fremden Wehmuth im Antlitze:

„Ich mach' heut' auch meine Stationen, ſie ſind ein bisle weit und die Schritte nicht abgezählt, aber mein Kreuz iſt mir noch nicht zu ſchwer. Ich will nur zum Egidi, daß er mir das Kind nicht verdirbt. Könnet ohne Sorgen ſein, er iſt der Vater, ich werde ihm kein bös Wörtle geben.“

Wieder verließ Luzian das Haus.

Ueber ſich hinaus.

Zum zweitenmal nach mehrſtündiger Abweſenheit ging Luzian heute an Stall und Scheunen vorüber, ohne einzuſchauen; wie iſt das nur möglich? Das gedachte er jetzt, als er ſchon eine Strecke entfernt, ſich nach ſeinem Heimweſen umwendete.

„Es muß Alles verlumpen," dachte er, und eine ſeltſame Bitterkeit prägte ſich auf ſeinem Antlitz aus. „Sie haben Recht, die Herren von Staats- und Kirchengehalt, tauſendmal Recht: ſo ein unruhiger Kopf, ſo ein Schreier, der ſich um Sachen annimmt, die ihm nichts eintragen und die ihn, genau beſehen, eigentlich nichts angehen, nicht mehr als andere Leut' auch, das muß ein Lump ſein oder Einer werden. Am beſten, er iſt's von Haus aus. So ein Menſch, der Alles was er hat auf dem Leib trägt und dem kein Geldbeutel in der Hoſentaſch' zittert vor Angſt, nach dem Niemand fragt: wo biſt und wo bleibſt? der kann wie der Soldat im Feld leben oder wie die Bettelleut'."

Ein altes Schelmenlied mit endloſen Strophen kam ihm hier in den Sinn, und im Weitergehen pfiff er die Weiſung vor ſich hin:

Bettelleut han's gut, han's gut,
Bettelleut han's gut,
Bricht ihnen kein' Ochs das Horn,
Frißt ihnen kein Maus das Korn u. ſ. w.

Der Mund, der ſich zum Pfeifen ſpitzt, kann ſich nicht mehr ſo leicht griesgrämlich verziehen, und doch verfinſterten ſich die Züge Luzians bald wieder. Er ging jetzt eben in's Feld, da die Menſchen von demſelben heimkehrten. Er ſah in dem Gruße der Begegnenden etwas Gepreßtes, Niemand blieb ſtehen und Niemand fragte, wie ſonſt bräuchlich, wohin noch ſo ſpät?

An der Halde, dort am Rand des Berges wo drunten im Thale der Waldbach rauſcht und die Mühle ſchrillt, nicht lauter vernehmbar als das Zirpen des Heimchens hier neben im Brombeerbuſche, dort ſaß Luzian auf dem Markſtein und ſtarrte hinein in die untergehende Sonne. Wie allmälig iſt ihr Aufgehen und wie raſch ihr Untergang! Dort ſteht der glührothe Ball noch über dem jenſeitigen Berge, und jetzt iſt er hinab und der ganze Himmelsbogen ſteht in gluthbrennenden Flammen. Der Aufgang und der Niedergang der Sonne macht die Welt ringsum in blutig grellen Flammen erglühen, nur wo das helle Licht herrſcht, ſchaut dich die Welt mannigfarbig an. Getroſt! der helle Tag kommt immer wieder.

Wie ſchwarze Schlangenbilder jetzt vor dem Auge Luzians vorüber huſchten, ſo ſtieg auch vor ſeiner Seele ein dunkles Leid auf, das ſich zum nächtigen Ungeheuer zu geſtalten drohte.

„Nichts nutz, Lumpenbagage iſt die ganze Welt, und vorweg gar dieſe da meine Grundbirnenbäuerle, nicht werth, daß man ſich einen Finger für ſie naß macht. Sie müſſen in alle Ewigkeit hinein Dreck

freſſen, es ſchmeckt ihnen ja wie Zuckerbrod. Denen da die Wahrheit verkünden? Das iſt g'rad, wie wenn man einem blinden Gaul winkt. Sie ſind nichts beſſeres werth als was ſie ſind.

So dachte Luzian vor ſich hin, und ſprach es faſt laut aus. Die Grundſuppe, in der alle Niedertracht der Gegenwart zuſammenbrodelt, ſchien auch hier aufzukochen in dem Herzen eines Mannes, der mitten in den Reihen des Volkes ſtand. Denn was iſt es anderes das die Wahrheit hemmt, ſich über alle Welt zu ergießen? Es iſt mit einem Worte die Volksverachtung. Der Hexenkeſſel in dem dieſe gebraut wird, ſteht auf dem Dreifuß der Amtirungsſucht, dem dünkelhaften Hochmuth der Alleinweiſen, und auf der verletzlichen Zimperlichkeit der Wohlmeinenden. Sollte auch Luzian dem ſelbſtherrlichen Dünkel der Alleinweiſen verfallen?

Wer draußen ſteht, ſich allein dem Volke gegenüber ſtellt, dem mag es leicht werden, ſich dem Volke zu entziehen, indem er ihm nie die Kraft der vollen Wahrheit zutraut oder beim erſten Verſuche ſich verächtlich von ihm abwendet. Das Volk iſt ihm geſtaltloſe Maſſe. Anders iſt es bei Luzian. Er lernte die Menſchen nicht als Maſſe kennen, ſondern als Einzelne; ihm war es nicht gegeben, die mannigfaltigen Sinnesweiſen verſchiedener Menſchen mit einem einzigen in Maſchen verſchlungenen Begriff, mit einem einzigen Wort einzufangen.

Wenn man mehrerlei Waldvögel in Einen Käfig ſperrt, verlieren ſie ihren Waldſchlag, keiner von Allen

ſingt mehr, und ſie zwitſchern nur noch faſt ſo ängſtlich und unbeſtimmt wie lallende Küchlein.

Luzian konnte nicht wie Andere vom Volke und dergleichen reden, er kannte die Einzelnen, und die waren meiſt gut und getreu. Wie im Fluge ſchweifte ſein Geiſt im eigenen Dorfe und in dem und jenem benachbarten von Haus zu Haus. Da und dort wohnt ein kernfeſter Ehrenmann; er kannte ihn von Jugend auf, und doch war er nicht auf dem Wege, den er jetzt ging.

„Nein," ſprach es in ihm, „ich bin nicht beſſer, als der und jener und dieſer da. Aber warum greifen ſie nicht mit an? Warum ziehen ſie ſich zurück von dir? Sie ſind eben jetzt noch da, wo du ſelber vor ein paar Jahren noch geweſen biſt. Das ſind lauter alte Luzians, die da 'rumlaufen, thu' ja Keinem nichts und halt' mir ihn in Ehren, du biſt's ſelber. Wie hätt' dir's gefallen, wenn dazumal Einer wie du jetzt dich mit grimmigen Augen von oben 'rab angeſehen hätt'? Nein, ihr ſeid Alle meine Brüder! ihr ſeid ſo geſcheit wie ich, es iſt nur noch nicht heraus. Herr! Wenn ich da Alle hätt', da auf dem Acker, und ich ſtünd' auf dem Markſtein und thät' ihnen das Herz aufſchließen und ſie mir, das wär's, das müßt's ſein. Warum dürfen wir nicht zuſammenkommen? Wer kann uns hindern? Die Soldaten? Das ſind unſere Buben und Brüder. Es muß ſein. Herr! Wie ſind wir an Hand und Fuß gebunden. Bricht's denn nicht einmal?" Luzian richtete ſich raſch auf, und nächſt dem Gedanken an eine große Verſammlung, gegen den Willen des

Beamten und Pfarrers erquickte ihn noch innerlich das ſtille Bewußtſein eines Sieges über ſich ſelber, über Hochmuth und Empfindlichkeit. Er hatte die echte liebende Duldung gefunden. „Lauter alte Luzians,“ ſagte er im Weitergehen noch oft vor ſich hin, „mir wird das Gebot jetzt leicht: liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt, jetzt verſteh' ich's. Wenn du auf Einen grimmig biſt, denk', du wärſt der, der dich verzürnt, du könnteſt ja auch ſo ſein ... Es iſt doch viel Schönes in der Bibel, aber auch viel Anderes.“

Es war Nacht geworden. Luzian kannte jeden Baum und Strauch hier am Wege; wandelte er ja dieſen Pfad ſchon mehr als dreißig Jahre. Im raſchen Weitergehen, ſo im Vollgefühle der Kraft mit dem Schlehdornſtock in der Luft fuchtelnd, verſpürte er wieder eine alte Luſt, die ſich heute ſchon mehrfach regte, ſich aber nicht unverhüllt aufthat.

Im Menſchengemüth ebbt und fluthet es wunderſam. Luzian wollte dreinſchlagen, zuerſt den Pfarrer, dann den Metard, und dann ſeinen eigenen Sohn Egidi und ſo fort tüchtig mit ungebrannter Aſche einreiben, damit ſie ihre gebührende Strafe bekommen und endlich einſehen, daß Recht und Vernunft ihm zur Seite ſtehen.

Wie bald ſucht der Menſch die geiſtige Beweisführung zu verlaſſen und den leibhaften Nachdruck dafür einzuſetzen. Sich ſo mit der ganzen Schwere des Weſens auf den Gegner zu werfen und ihn zu zermalmen, darin liegt nicht blos rohe Gewaltthätigkeit, ſondern auch ein Beſtreben, damit thatſächlich darzuthun daß

man bereit ſei, das ganze Daſein daran zu ſetzen und den Gegner anzurufen, daß er bewähre, ob die Macht des Gedankens in ihm ſo ſtark ſei, auch äußerlich die Gewalt zu erringen.

Darum greifen Völker und Parteien ſo gern zum Schwerte. Es gilt als letzte Beweisführung, die Lebenskraft einzuſetzen.

Mitten auf dem Wege, an der großen Buche wo die vielen Namen eingeſchnitten ſind, merkte Luzian plötzlich, daß drunten im Thale die Sägmühle geſtellt wurde. Der ſchrillende Ton war dahin, und das Waſſer rauſchte plätſchernd über die unbewegten Räder. Dieſes plötzliche Aufhören des weithin kreiſchenden Pfiffes machte Luzian verwundert aufſchauen. Was ging dort unten vor? Er ſchritt raſch der Mühle zu. Die Bäume über ihm rauſchten ſo wunderſam, das tönte und klang in nächtlicher Stille heller als am Tage; dieſes Säuſeln und Rauſchen in den Wipfeln floß immer weiter und weiter hinab, tief in den Wald, und ſtill war's eine Weile in der Nähe; jetzt erhob ſich wieder ein neuer Klang zu Häupten in den Zweigen, er ſchwoll immer mächtiger und mächtiger an, und brauste dahin. Wie wohlig lauſcht ſich's allvergeſſen in ſtiller Sommernacht dem ewigen Wogen des Waldes. Du kannſt nicht ſagen und deuten, was ſich da ſpricht im Flüſtern der Zweige, und doch erquickt dir's das Herz und durchſtrömt dich mit ſüßen Schauern.

Wie wenn die toſende Tagesarbeit ſchweigt, du ſtill hinhorchſt auf das Weben und Walten in deiner Bruſt, ſo war es hier als ob das Ohr, an den Mühlenton

gewöhnt, nun bei deſſen Verſtummen ſchärfer und voller das raſtloſe Wogen der weiten Natur in ſich aufnähme.

Friedſam als ob nirgends in der Welt Kampf und Widerſtreit wäre, und ein Menſch dem andern die Luſt des Lebens gönnte wie ein Baum des Waldes dem andern, ſo ſchritt Luzian dahin.

Unweit der Mühle zieht ſich der Weg einen dachjähen Hügel hinab. Luzian ſtand hier plötzlich ſtill, denn er hörte wie vor dem Hauſe auf dem Sägbalken ſitzend, zwei Männer mit einander ſprachen, oder vielmehr der Eine redete.

„Wie ich Euch ſage, Egidi, es giebt nur zwei Wege: entweder fromm und ſtreng an unſere heilige Kirche halten, oder — an gar nichts glauben: nicht daß der Menſch eine Seele habe, nicht daß es einen Gott gebe, nicht daß wir der Erlöſung bedürfen. Wie geſagt, entweder gut katholiſch oder ein Gotteslängner, man kann nur zwiſchen dem Einen und dem Andern wählen; mitten drin ſtecken bleiben wie das Lutherthum, halb an die Bibel, halb an die Vernunft glauben, das iſt, wie mein alter Lehrer in Freiburg geſagt hat, nichts als Feſtungsfreiheit; man iſt in der Feſtung eingeſperrt, darf jedoch innerhalb der Ringmauer frei umhergehen. Nichts davon. Entweder muß man alle Gelüſte und Begierden ausgeſchirren und ſie im freien Felde rammeln laſſen wie die Haſen, oder man muß ſie feſthalten mit Zaum und Gebiß der ewigen Glaubensgeſetze. Ich weiß Egidi, Ihr ſeid von Grund aus ein fromm Gemüth, darum ſchließe ich Euch mein Herz auf. Von der Stund' an, da auf das ſchalloſe

Haupt des Neugebornen das heilige Waſſer herniederträuft, bis zu dem ſchweren Augenblicke, da die lebensmüden Füße des Sterbenden geſalbt und geſegnet werden, die nun ihren Erdengang vollendet haben: unabläſſig hält die Kirche leitend, ſchirmend uud ſegnend die Hand über ihre Angehörigen. Unglückſelig, wer ſich ihr entzieht und ſie von ſich ſtößt. Ihr könnt in Eurer Mühle Verbeſſerungen finden, neue Räder anwenden, die Waſſerkraft ſorgfältiger benützen; in göttlichen Dingen aber iſt Alles vom heiligen Geiſte offenbart, und erbt ſich unabänderlich fort von Geſchlecht zu Geſchlecht. Gäbe es hier eine neue Wahrheit, die nicht in dem Geoffenbarten läge, ſo wäre ja Gott der Allgütige ein Stiefvater gegen die vergangenen Geſchlechter geweſen, die ſolcher Heilslehre nicht theilhaftig waren. Der Heiland und ſeine Lehre war in ihm und mit ihm vom Anbeginn der Welt. Wehe dem Armen, der ſeinen Weg allein gehen will, du folgſt dem Irrlicht in den Sumpf.

„Glaubt mir, Egidi, es iſt ein ſchweres Amt, einzutreten in die heilige Schaar, die das Erlöſungswerk forterbt; ich bin nichts, nur die Gnade wirkt in mir, ich bin nichts für mich, ich kenne nicht Vater nicht Mutter ſo ſie nicht in dem Herrn wandeln, ich kenne nicht Weib nicht Kind, ich ziehe ſpurlos über die Erde, ein zerbrechlich Gefäß, das der Herr zerſchmettert am Ende ſeiner Tage. Aber weil ich dem Herrn diene, ſo fürchte ich die Menſchen nicht, ſie müſſen dem Herrn gehorſamen. Da bin ich für euch Alle zu jeder Stunde bereit zu rathen, zu helfen und zu erheben zum Herrn.“

Der Mond trat aus den Wolken, und Luzian ſah neben ſeinem Sohne den Pfarrer.

„Ich kann's aber nicht leugnen," entgegnete Egidi ſchüchtern, „mir thut es doch weh um meinen Vater, und es wird ihm arg weh thun, daß ich ihm den Victor weggenommen."

„Aergert dich dein Auge ſo reiß' es aus," rief der Geiſtliche halb zornig, „Egidi, Ihr ſeid hochbegnadigt, daß Ihr zum Theil ein prieſterlich Opfer bringen könnt. Ihr müßt Euer Herz tödten dem Herrn, auf daß es in ihm auflebe. Oder wollt Ihr mit Eurem Vater zur Hölle fahren und Euer unſchuldig Kind mitreißen? Nicht ruhen und nicht raſten dürft Ihr, bis Ihr ſeinen ſtolzen Sinn demüthig macht. Das ſag' ich Euch," rief der Pfarrer aufſtehend und ſtreckte ſeine Hand aus wie ein ſtrafender Prophet, „die erſte Strafe, die der Herr über Euren gottloſen Vater verhängt, iſt die, daß ſich ſein eigen Kind wider ihn empören muß. Ihr ſeid das auserleſene Werkzeug des Herrn. Das wird ihm auf dem Herzen brennen, Ihr müßt . . ."

Der Pfarrer konnte ſeine Rede nicht vollenden, denn eine gewaltige Fauſt drückte ihm die Gurgel zu.

Mit der Schnelle eines Habichts, der auf ſeine Beute ſchießt, war Luzian herbeigeſprungen und warf den Pfarrer über die Sägeklötze hin, daß es knackte.

„Ich will dich . . . ich muß auch . . . ich hab' auch den Arm des Herrn," unter dieſem Ausrufe ſchlug er auf den Geiſtlichen los, daß ihm das Blut aus Mund und Naſe rann.

Egidi ſuchte abzuwehren, aber es gelang ihm nicht,

den rieſenſtarken Luzian loszubrechen. Der Pfarrer ſpie dieſem das Blut in's Geſicht, er biß ſich mit den Zähnen in ſeinen Arm ein, doch Luzian rief: „Spei' nur Gift, beiß' nur, ich will dir den Wolfszahn ausreißen."

Egidi ſchrie um Hülfe, und riß endlich den Vater von ſeiner Beute los. Luzian wandte ſich um und ſchlug Egidi auf die Bruſt, daß er taumelnd zurückſtürzte.

Unterdeß richtete ſich der Pfarrer auf, er war kein Schwächling; er faßte Luzian im Nacken und warf ihn nieder, daß es dröhnte, faſt wie wenn man einen Baum fällt. Jetzt knieete der Pfarrer auf den Gefallenen und während er ihn heimlich mit Füßen trat und ihm die Augenwimpern ausraufte, rief er laut, daß es im Walde widerhallte und das Gebell der Hunde im Hofe übertönte: „Thue Buße, ich will dir vergeben; ich vergelte dir nicht, kein Schlag ſoll dich treffen."

Die Frau Egidi's ſchrie Feuerjo zum Fenſter heraus, die Mühlknechte eilten herbei, ſie folgte ihnen. Ueberdieß hatte ſich Luzian wieder befreit, und ein gewaltiges Ringen zwiſchen ihm und dem Pfarrer hatte begonnen.

„Mein Egidi iſt todt!" ſchrie plötzlich die Frau und ſank neben ihrem Mann nieder. Das war ein Schrei, der die Bäume im Wald erſchüttern konnte.

Luzian ließ ab vom Ringen, kniete neben ſeinem Sohn nieder und ſchrie: „Mein Kind! Mein Kind! Pfaff, da haſt dein Opfer."

„Und du biſt der Mörder," entgegnete der Pfarrer.

Luzian ſchnellte wieder empor, zückte ſein Seitenmeſſer, faßte den Pfarrer und rief: „Wenn ich geköpft werden ſoll, will ich's wegen deiner, du . .“

Man riß ihn mit unſäglicher Mühe los.

Die Frau lag über ihren Mann hingebeugt, das ſtille Thal tönt wieder von ihrem Jammern und Klagen.

Egidi wurde in's Haus getragen, und als man ihm dort das Weihwaſſer das neben der Thürpfoſte hing über das Geſicht ſchüttete, ſchlug er die Augen auf. Kaum hatte Luzian dies geſehen, als er wiederum den Pfarrer ergriff und mit den Worten: „'naus mit dir!“ ihn aus der Stube drängte.

Das war eine traurige Nacht hier in der Waldmühle. Egidi gelangte bald wieder zu vollem Bewußtſein, und als er dann ruhig einſchlummerte, ließ Luzian nicht nach bis Alles ſchlafen ging, er ſelber aber wachte am Bett ſeines Kindes, deſſen Stirn und Hände er oft befühlte. So ſaß er und ſtarrte unverwandt hinein in das matt flackernde Licht, bis dieſes endlich verloſch. Er ſah dem Abſterben des Lichtes zu, obgleich das für todesgefährlich gilt.

Mit dem Verlöſchen des Lichtes erwachte Egidi plötzlich, und hier in ſtiller Nacht, wo der Mond ſein fahles Licht in die Stube warf, beſprachen ſich Vater und Sohn, daß Niemand mehr wußte, wer eigentlich den Andern beleidigt hatte. Egidi wollte mit aller Macht ſeinen Vater bekehren, aber es gelang nicht, und Luzian verſprach, nicht den leiſeſten Groll gegen ihn zu hegen, wenn er das thue was aus ihm ſelber käme, aber nicht was der Pfarrer ihm einimpfe.

Luzians einziger Wunſch war, daß er den Victor wieder bekäme; er und die Ahne könnten nicht ohne das Kind leben, er wollte es gerichtlich adoptiren. Egidi ſchien hingegen hartnäckig, jedoch nur ſo, daß er nicht ausdrücklich willfahrte; was etwa geſchehen werde, das konnte er nicht hindern.

Gegen Morgen kam eilig eine alte Magd des Hauſes und verkündete, die Frau ſei durch den nächtigen Schreck ſo, daß man bald der Wehmutter bedürfe. Egidi ſprang raſch aus dem Bett, er wollte nach dem Dorf, aber Luzian verſprach Alles zu beſorgen; er ſprang raſch hinauf in die Kammer, kleidete den ſchlaftrunkenen Victor an und trug ihn auf den Armen dem Morgenrothe entgegen, hinauf in's Dorf. Der Weg durch den Wald war hier und dort mit Blutſpuren bezeichnet.

Verlaſſen und verſtoßen.

Im Hauſe Luzians war dieſe Nacht nicht minder überwache Verſtörtheit. Bäbi ſaß allein in der Küche und befühlte ſtets mit dem Daumen die Stelle des Fingers, wo der Brautring geſeſſen; eine zart empfindliche Haut hatte ſich hier unter dem breiten ſilbernen Ringe gebildet, und Bäbi war's oft als ob ſie ein Stück von ihrer Hand verloren habe. Noch unbewußter hatte ſich unter dem anerkannten äußern Verhältniß ein geſchütztes Gedankengebiet in der Seele des Mädchens aufgethan, das war jetzt Alles dahin, der unbeſtimmten rauhen Wirklichkeit preisgegeben. Bäbi konnte nun ſtill in ſich hinein weinen. Sie glaubte jetzt erſt zu wiſſen wie ſehr ſie den Paule geliebt; iſt's denn möglich, daß er jetzt daheim umhergeht, ohne ihrer zu gedenken? Gewiß nicht. Sie wünſcht ſich Flügel, um ungeſehen ſchauen zu können, was er jetzt treibe, wo er jetzt ſei.

Ach Scheiden immer Scheiden,
Wer hat dich doch erdacht?
Haſt mir mein junges Herze
Aus Freud in Trauern bracht.
Ade zu guter Nacht.

So ſang ſie und ſann dann wieder ſtill hin und her, ob es denn möglich ſei, daß Paule ſie verlaſſen habe. „Wie wird er denn leben können? wird derſelbe

Mund einſtmalen zu einer Andern ſprechen können: du biſt mir das Liebſte auf der Welt, du einzig und allein? O! die Männer ſind falſch, aber der Paule doch nicht. Freilich, er muß bald heirathen, er hat keine Mutter, es muß bald eine Frau in's Haus. Er iſt Wittwer und ſein Vater auch, und ich bin auch eine Wittwe. Wenn man nur wüßte, wen er heimführt; es wär' doch Schad' um ſein gut Herz, wenn er ſich jetzt in der Eil' überrumpeln thät, ich möcht' ihm helfen eine Frau ſuchen. Nein, wir thäten keine paßliche finden, es gefiele mir doch keine. Und ich? Werd' ich denn einmal wieder einen Liebſten finden? Werd' ich denn einmal wieder Einen küſſen und umhalſen können wie den Paule, daß man ſchier vergehen möchte vor lauter Lieb' und Freudigkeit? Nein, es giebt nur Einen Paule und keinen mehr ſo ohne Falſch und ſo grundgetreu; das kommt nicht mehr wieder. Und ſoll ich einmal wieder einen andern Schatz kriegen, wo ſteckt denn der Kerle jetzt? Am beſten wär's er käm' jetzt gleich, jetzt könnt' ich ihn am nöthigſten brauchen, ich bin jetzt ſo traurig und ſo einödig, jetzt könnt' er mir über Zaun und Hecken helfen. Wenn ich einmal wieder von ſelber heiter und luſtig bin, da brauch' ich dich nimmer, da kann ich ſchon allein fort. Komm jetzt, gleich, wenn du einmal kommen thuſt. Und wenn er ſo wär' wie der Paule, wär' mir's nicht recht, ich thät mich vor ihm fürchten wie vor einem Geſpenſt, ich thät hundertmal Paule zu ihm ſagen und wenn er nicht ſo wär' wie der Paule, wär' mirs auch nicht recht . . . Ich mein', ich müßt' meinem Paule mein Herzeleid klagen,

er iſt mir der Nächſte von all den Meinigen und er iſt's doch wieder, der von mir fort iſt und über ihn hab' ich zu klagen ..."

„Ich laſſ' den Strick auf den Boden laufen, ich heirath' gar nicht." Mit dieſen letzten, faſt laut geſprochenen Worten ſtand Bäbi auf und ſuchte die Gedanken zu verſcheuchen die unſtet hin und her flatterten. Gewaltſam heftete ſie wieder ihren Sinn auf die Hoheit ihres Vaters: „Ihn kränkt's von meinem Paule gewiß noch mehr, oder doch ſo viel als mich. Und was werden die Leute ſagen? Ich ſeh' ſchon wie ſie allerlei Bedauern mit mir haben, und hinterrücks iſt doch Manche ſchadenfroh, daß es mir ſo geht. Aber das leid' ich nicht, daß mir Eines in's Geſicht hinein auf meinen Paule ſchimpft; es geſchieht mir kein Gefallen damit, im Gegentheil."

Faſt in demſelben Augenblicke als Luzian im Geiſte von Haus zu Haus wandelte, um zu erkunden wie man von ihm und ſeinem Kampf denke, ſchweifte auch der Sinn Bäbi's zu allen Freundinnen und Geſpielen; aber ſie hatte ihre Rundſchau noch lange nicht beendet, als die Ahne plötzlich rief. Bäbi eilte zu ihr und die Ahne klagte faſt zum Erſtenmal bitterlich, wie man ſie allein laſſe und Alles verkehrt und rückſichtslos verfahre. „Ich weiß nicht," ſagte ſie, „hundertmal geredt iſt wie keinmal, und du machſt auch kein' Thür zu und man iſt ja in dem Haus wie vor einem Blasbalg und nirgends kein' Ruh' und Alles iſt fort. Dein' Mutter heult mir auch den Kopf voll und du gunnſt mir auch das Maul nicht und red'ſt kein Sterbenswörtle. Wenn

halt mein Luzian nicht da iſt, da hat der Himmel ein Loch.“

Die ſonſt ſo anſpruchsloſe Ahne, die nie Jemand gern zu ſchaffen machte, war heute krittelig, hatte allerlei zu befehlen und zu wünſchen, und doch war ihr nichts recht.

Bäbi ſchloß der Ahne bald ihr Herz auf, wie tief weh ihr zu Muthe ſei.

„Laß das Sinniren ſein,“ entgegnete die Ahne, „man bringt doch nicht 'raus wie's morgen ſein wird; jeder Tag ſorgt für ſich ſelber. Wenn man heut' ſchon wüßt' was morgen wird, braucht' man ja morgen nicht leben. Zeit macht Heu. Mir iſt's, wie wenn meinem Luzian ein ſchwer Unglück über den Hals käm'; wenn er ſich nur nicht an dem armen Schelm, am Egidi vergreift.“

„Ich will dem Vater nach in die Mühle.“

„Nein, will denn Alles fortlaufen? Da bleibſt.“

„Ich mein' ich hab' grad des Paule's Stimm' gehört,“ ſagte Bäbi wieder und wurde feuerroth.

„Kann mir's denken. Dir geht ſein' Stimm' im Kopf 'rum. Was könnt' er denn da bei uns ſuchen? Haſt du noch ein Geſchenk von ihm?“

„Nein, aber vielleicht hat er's mit ſeinem Vater in's Reine bracht oder ſo, und er iſt da und will —“

„Du kennſt den alten Metard nicht, dem iſt, mit Gutem ſprich, die Seel' in den Leib geroſtet. Dein' Mutter die ſchimpft auf den Paule und das leid' ich nicht. Wer geſtern brav geweſen iſt, der kann nicht — Plumpſack da bin ich — heut auf Einmal ein

Nichtsnutz ſein; wenn er auch einen Unſchick begangen hat, er iſt doch der Alt'. Wen man geſtern gern gehabt hat, den kann man nicht heut' über alle Häuſer 'nausſchmeißen wie einen alten Schlappen. So iſt's. Der Paule geht ſeinem Vater nicht von der Hand; er thut beſſer dran als der Egidi, der Latſchi, der thut ja ſo übergeſcheit als ob er auf ſeines Vaters Hochzeit geweſen wär'."

„Ja, bei ſeinem Vater bleiben muß man, mein Paule hat's grad ſo gemacht wie ich —"

„Gewöhn' dir die Red' ab; du kannſt nimmer ſagen: mein Paule" warf die Ahne ein; Bäbi ſchien es kaum zu hören, unverrückt in's Licht ſtarrend fuhr ſie begeiſtert fort: „Ich hab' heut' faſt die ganze Nacht nicht geſchlafen, vor lauter Gedanken. Sonſt iſt ſo ein Sonntag 'rum gangen wie ein Tanz ſo ſchnell, man weiß nicht wo er hinkommen iſt. Aber was haben wir geſtern nicht Alles verlebt! Ich hab' ſonſt nie gewußt, daß man vor Gedanken nicht ſchlafen kann, aber geſtern hab' ich's erfahren. Da hab' ich halt auch darüber gedenkt: wozu braucht man denn auch einen Pfarrer bei der Trauung? Wär's nicht viel ſchöner und heiliger, wenn in der Kirch', wo die ganze Gemeind' bei einander iſt, der Vater vom Burſch und der Vater vom Mädle da vor ihnen ſtünd' und Einer nach dem Andern thät das Paar einſegnen und trauen? Der Vater iſt doch eigentlich der Stellvertreter von Gott bei ſeinem Kind, und ſo eine Trauung vom Vater wär' doch erſt recht heilig. Und mein Vater könnt' beſſer ſegnen als alle Pfarrer auf der ganzen Welt, und ich mein' ein

jeder Vater, wenn er da auf dem Platz stünd', müßt' ein gut Wort vorbringen können. So ein Pfarrer ist doch ein fremder Mensch und mein Vater ist mein und ich bin sein bis zu der Stund."

Die ganze erhobene Liebe Bäbi's zu ihrem Vater brach flammend auf. Die Ahne sagte verwundert: „Bäbi, du redest ja, man kennt dich gar nicht mehr."

„So pfeift mein . . . der Paule, ja, ja, das ist das Lied vom Nesselkranz," sagte Bäbi plötzlich vor sich hin, auf die Straße hinaushorchend, „aber ich warte bis er 'rauf kommt."

Bäbi hatte in der That recht gehört, Paule war da und wollte vor Allem mit Luzian sprechen, er strich um's Haus umher, ob er nicht Bäbi doch zufällig treffe. Endlich ging er zum Wendel und wollte dort die Ankunft Luzians abwarten. Erst spät in der Nacht kehrte er heim.

Lange besprach sich noch Bäbi mit der Ahne, bis diese endlich einschlief; auch die Mutter ging zu Bett und still war's ringsum. Bäbi holte sich noch eine Näharbeit, die zur Vollendung ihrer Aussteuer gehörte; hatte es mit dieser nunmehr auch keine Eile, so hielt die Arbeit doch wach. Kaum eine Stunde aber hatte Bäbi emsig und still bei der Oellampe gesessen, als ihr die Hände in den Schooß sanken und sie ermüdet einschlummerte. Das erste Pochen an der Thüre erweckte sie, denn in dem wachbereiten Schlafe ist das Ohr jedes Tones gewärtig.

Ohne daß man Jemand kommen hörte, öffnete sich der Riegel, Bäbi sah ihren Vater vor sich stehen und

blickte ſtaunend in ſein verwildertes Antlitz. Luzian aber ſagte raſch: „Gut, daß du auf biſt, lauf' hurtig zur Hebamm', ſie ſoll gleich zu des Egidi's Clor (Clara) kommen und dann ſag's ihrer Mutter. Lauf tapfer, ich will ſchon drin im Haus wecken."

Luzian ging mit Victor in's Haus und Bäbi rannte in den Strümpfen ohne Schuhe pfeilſchnell das Dorf hinauf.

Frau Margret machte ſich raſch auf den Weg, und als Luzian nach einer Weile in den Hof ging, ſah er den Oberknecht, der die beiden Braunen an den Wagen ſpannte.

„Haſt Recht, daß dich früh aufmachſt," ſagte Luzian, „willſt Klee holen?"

„Nein, ich hab' noch genug für heut' von geſtern Abend. Ich hab' noch zwei Fuhren Dinkel im Speckfeld, die müſſen 'rein und hernach will ich zackern."

Luzian nickte zufrieden und half eingeſchirren. Stillſtehend ſchaute er dann dem Wagen nach, der davon fuhr; das Schimmelfüllen ſprang neben her, ſich noch ledig tummelnd im friſchen Morgenhauch. Luzian dünkte es ſchon ein Jahr, daß er ſich nicht um ſein Sach' angenommen hatte. Dieſe unabläſſige Stetigkeit des Arbeitens trat ihm jetzt in ihrer ganzen Erquickung vor die Seele; ihm war die ganze Welt aus den Fugen gegangen, hier aber verlief Alles regelmäßig, das kannte keinen Wirrwarr und konnte keinen ertragen. Die Natur arbeitet in ſtiller Unabläſſigkeit und der Menſch, der in ihr wirkt, muß wie ſie raſtlos ſich rühren; das hat ſeine feſten Zeiten, die nicht verabſäumt werden

dürfen, Sonne und Regen warten nicht bis du mit deinen anderweiten Anliegen fertig biſt. Du magſt den Hammer in der Schmiede, die Axt auf dem Zimmerplatz, den Hobel in der Schreinerwerkſtatt ruhen laſſen, eine Weile unausgeſetzt anderen Dingen, Gemeinzwecken nachgehen, du kannſt Alles leicht wieder aufnehmen, wie am Tage wo du es verlaſſen. Anders der Bauersmann. Die Sonnentage, die über dem Felde ſeiner harrten, kann er nicht wieder heraufrufen. Darum eignet ſich der Bauersmann ſo ſelten zur Verfolgung von Anforderungen, die abſeits dem von Kreislauf ſeiner Thätigkeit liegen. Des Herrn Auge macht das Vieh fett; wie leicht verkommt Alles, wenn der Herr fehlt. Muß es Dienende geben, unabläſſig belaſtet mit der Hände Arbeit, während der Herr den höheren Anliegen der Menſchheit nachgeht, iſt kein Zuſtand möglich, in dem ſich Beides vereinigt?

„Wenn du wieder kommſt, geh' ich mit in's Feld," rief Luzian dem Knechte nach, und kehrte in's Haus zurück.

Die Ahne war ganz glückſelig, beim Erwachen ihn wieder zu ſehen.

„Mir hat heut' Nacht träumt," erzählte ſie, „du biſt Pfarrer worden. Ich hab' dich predigen ſehen, aber in einer ganz fremden Gegend, ich hab' alle deine Worte gehört, o! es war prächtig. Und du gäbeſt erſt noch einen guten Pfarrer. Mein Vater hat's mehr als hundertmal geſagt: wenn's mir nachging', dürft mir Keiner vor dem fünfzigſten Jahr Pfarrer werden. Ein Pfarrer braucht nicht ſtudirt haben und kein Examen machen,

er muß ſich in der Welt umthan haben mit offenen Augen, und ſei er meinetwegen Holzhacker geweſen, er kann doch der beſt' ſein, beſſer als alle Bücherpfarrer. Woher wollen denn die aus dem Seminare mitreden und Einem Troſt und Hülf' geben? Sie haben ja ſelber nichts erfahren. Mein Vater, das war der geſcheiteſte Kopf auf dem je ein Hut geſeſſen iſt, der kaiſerliche Rath hat's auch oft geſagt."

„Heut' giebt's noch ein Urenkele," ſagte Luzian, „die Clor wird eines bringen."

„So? Ja von deßwegen biſt auch die Nacht nicht heimkommen. Wir haben lang' auf dich gewartet."

Luzian war ſtill, die Kehle war ihm wie zugeſchnürt. So oft die Ahne das Wort Pfarrer ausſprach, ging ihm ein Stich durch's Herz; er konnte ihr jetzt nicht ſagen, was vorgegangen war. Wird es ihr aber verborgen bleiben und iſt's nicht beſſer, ſelber Alles zu bekennen? Einſtweilen muß man abwarten und Ruhe ſuchen.

Still ſich vergrämend ſaß Luzian da. Von allen Qualen, die den Menſchen heimſuchen können, iſt die Selbſtverachtung die höchſte, freilich nur für ein ehrlich Gemüth, denn die zahlloſen anderen kommen nie dazu, ſich ſelbſt die volle Wahrheit zu geſtehen. Ueber den Aufrichtigen aber kommt die Pein doch nur vorübergehend, denn eben in der Aufrichtigkeit liegt ſchon die Gewähr, daß die Selbſtverachtung eine unberechtigte iſt.

Luzian erkannte ſchwer, wie durch ſeine letzte That ſein ganzes Streben verkehrt und verwüſtet war.

„Was haſt du jetzt? Raufhändel und weiter nichts. Und du biſt nicht mehr allein für dich . . ."

Mit dieſen Worten erkannte er jene bindende Allverantwortlichkeit, die in der ſelbſterweckten oder überkommenen Sendung für das Allgemeine liegt; das ganze Thun und Laſſen hört damit auf ein eigenes, beliebiges zu ſein.

„Mich dürfen ſie für einen Lumpen halten, da läg' mir nicht viel dran, aber jetzt heißt's: Alle, die nicht an die Pfaffen glauben, ſind Raufbuben, man ſieht's ja. Das thut mir in der Seele weh. Jetzt hat der Pfaff Oberwaſſer. Ja, ich paſſe nicht zu einer ſolchen Sach', nein."

Hiemit betrat Luzian eine neue Stufe des Märtyrerthums: den Zweifel und die Verzweiflung an ſich ſelbſt. Tauſendmal iſt dieß nur Beſchönigung der Ruheſucht, feiges Abſchütteln einer unumgänglichen Aufgabe, aber hier war's die bitterſte innere Zerknirſchung. Luzian hielt ſich in der That ſeines hohen Vorhabens unwürdig, die letzte That zeigte dieß für ihn und Andere. Tiefe Sehnſucht ſtieg in ihm auf, daß doch ein gewaltiger erhabener Menſch erſtehe, der ſtark und heilig die Welt auf's Neue erlöſe; wie gern wollte er ihm dienen, ihm Alles opfern, jedem Wink ſeiner Augen gehorchen, wenn es ihm nur vergönnt wäre, in den Reihen ſeiner Kämpfer zu ſtreiten.

Ich bin kein bisle mehr als ein gemeiner Soldat und dazu noch ein recht wilder, unbändiger.

Darin ſprach ſich's aus, was er wünſchte. Das tiefe Verlangen und Sehnen des Jahrhunderts gab ſich auch hier kund. Wird ein gewaltiger Führer erſtehen, der das Zauberwort findet, um die zerſtreuten zahlloſen

Streitmuthigen in geſchloſſenen Reihen zu ordnen und ſie die große Bahn zu einem neuen Leben zu führen?...

Als Luzian durch das Dorf ging, grüßte er Niemand, er wartete den zuvorkommenden Gruß ab; man ſolle nicht glauben, er demüthige ſich oder ſuche jetzt einen beſondern Anhang. Menſchen, an deren Urtheil ihm ehedem ſo wenig lag, daß er gar nie daran dachte, dieſen ſah er jetzt ſcharf in's Geſicht; ſie ſollten und mußten ein Wort, einen Blick für ihn haben, er mußte ſicher ſein, was ſie von ihm denken. Manchmal wurde er in der That zuvorkommend gegrüßt, aber er fragte ſich wieder, ob das nicht durch die Nöthigung ſeines ſcharfen Anblickes geſchehen ſei. Wenige bemerkten ſeine Unruhe und die ſie bemerkten und darüber nachdachten, vermutheten einen entgegengeſetzten Beweggrund, ſie glaubten herausfordernden Stolz zu erkennen. Wo Zwei oder Mehre beiſammen ſtanden und Luzian ging vorüber, waren ſie plötzlich ſtill, gewiß hatten ſie von ihm geſprochen. Der Rößleswirth ſah zum Fenſter heraus und als er Luzian kommen ſah, zog er ſich zurück und machte das Fenſter raſch zu. Luzian war feſt überzeugt, daß Alles auf ihn gemünzt ſei, er, der ſonſt in ſich ſo Feſte, ſah ſich auf Einmal abhängig von den Mienen und dem Behaben eines Jeden. Dem Dieb brennt der Hut auf dem Kopf, ſagt das Sprüchwort, und ähnlich erſchien ſich Luzian wie ein offenkundiger Verbrecher, der ſich Wohlwollen und Anerkennung zuſammenbettelt, die er vordem ſelbſtverſtändlich inne hatte. Luzian wollte ſich Alles aus dem Sinn ſchlagen und es gelang ihm, aber dieſes Vergeſſen war doch nur wie der

Schlummer eines Krankenwärters, eines Harrenden; das leiſeſte Geräuſch weckt taumelnd auf.

In der Schmiede, wohin nun Luzian ging, ward auch Alles plötzlich ſtill, als er eintrat. Urban begann indeß: „Gelt, jetzt ſind die Karten anders gemiſchelt? jetzt ſchenkt der Pfarrer dir die Trümpf', die du früher gehabt haſt?“

„Wie ſo?“ fragte Luzian.

„Du wirſt doch nicht läugnen, du haſt vergangene Nacht bei deinem Egidi den Pfarrer todtſtechen wollen und haſt ihn blutig geſchlagen, aber der Pfarrer hat heilig geſchworen, daß er nichts davon bei Gericht angeben will; er verzeiht dir's. Jetzt frag' um im Dorf, laß ausſchellen: wer dir noch Recht gibt, ſoll ſich melden.“

„Du haſt Glück,“ ſagte der Brunnenbaſche, „du haſt Glück wie jener Mann, der hat einen Floh fangen wollen und hat eine Laus gefunden.“

„Mit dir red' ich gar nicht,“ erwiderte Luzian und verließ die Schmiede in ſchweren Gedanken.

Als er ſo in ſich gekehrt, den Blick zur Erde geheftet hinwandelte, fühlte er plötzlich einen mächtigen Fauſtſchlag auf dem Rücken. „Heilig Millionen,“ knirſchte er ſich umkehrend und nach dem Schläger faſſend. „Ah, du biſt's,“ ſagte er und ließ ab als er Wendel ſah, „du haſt mich grauſam erſchreckt, es iſt mir durch Mark und Bein gefahren.“

„Warum? ſeit wann biſt du ſo zimpfer?“

„Guck, ich weiß nicht, ich bin dir ſo ängſtlich im Herzen, es iſt eine Schande, ich mein', die ganze Welt

iſt gegen mich, ich möcht' ſie Alle vergiften, und da kommſt du hehlings und giebſt mir einen Schlag wie vom Himmel 'runter."

„Biſt denn eine ſchwangere Frau? Schäm' dich. Wenn du auch Eins kriegt haſt, es iſt nur eine Abſchlagszahlung von nächt Abend."

„Weißt auch ſchon."

„Ja, und jetzt ſpielt der Pfarrer den Gutedel. Hab' ich dir's nicht geſagt, du wirfſt das Beil zu weit 'naus? Dein Sach' iſt bis daher eine reine, thauklare geweſen, und jetzt iſt geronnen Blut drin."

„Mach' mir keine Vorwürfe, ich weiß Alles, ich weiß ja; von dir hätt' ich am Erſten verlangt, daß du mir Troſt einredeſt, ſtatt daß du mich jetzt auch noch ſchändeſt."

„Ich ſchwätz' dir kein Loch in den Kopf, wer biſt denn? Kopf in die Höh! daß man den alten Luzian zu ſehen kriegt. Narr, du haſt nicht geſchlafen, ich ſeh dir's an, du biſt mauderig wie ein Vogel, der ſich mauſert. Jetzt laß dich nur nicht unterkriegen. Was du einmal than haſt, dabei mußt du bleiben."

„Ich hab's aber nicht gern than, ich bin in der Wildheit dazu kommen. Ich ließ' mir einen Finger abhacken, wenn ich den Pfarrer nicht geprügelt hätt'."

„Luzian, das hab' ich nicht gehört, das haſt du nicht geſagt, das darfſt du nicht ſagen, keinem Menſchen. Vor der Welt mußt hinſtehen, daß Alle die Augen unterſchlagen, wenn du ſie anguckſt. Möchteſt gerne Troſt haben? Was Troſt? Wer nichts nach der ganzen Welt fragt, nach dem fragt die Welt am

meiſten. So biſt du und ſo mußt du ſein, und ſo biſt du morgen am Tag."

„Ich weiß wohl, ich bin nichts nutz, aber das thut mir weh, mein' Sach' iſt doch gut."

„Freilich, freilich, da dran halt' dich. Laß den Schlag ein paar Monat verſurren, da hat das Ding ein ander Geſicht. Wir wollen zu Michaeli davon reden, wenn die Sach' bis dahin nicht iſt wie der ferndige (vorjährige) Schnee.

Dieſer Zukunftstroſt verfing bei Luzian nicht, denn er entgegnete: „Führ' du im Frühjahr einen Hungrigen auf den Kornacker und ſag: da friß dich ſatt. Lug Wendel, ich mein' es iſt ein Jahr, aber es iſt erſt geſtern geweſen, daß ich den alten Luzian hab' vor mir herumlaufen ſehen, aber den Luzian von über'm zukünftigen Jahr, den kenne ich noch nicht, von dem weiß ich noch nichts und der hilft mir noch nichts. Sag du mir hundertmal: ich werde ein anderer muthfeſter Kerl ſein, jetzt bin ich's noch nicht und jetzt bräucht ich's. Ich hab' dir eine Angſt faſt zum Davonlaufen und weiß nicht wovor und weiß nicht wohin."

„Das Stündle bringt's Kindle, ſagen die Hebammen. Luzian horch auf, ich will dir was ſagen. Sei kein Narr; im Gegentheil, ſieh dir die Welt als ein Narrenſpiel an, mach dich luſtig darin ſo gut als es geht und ſo lang als es hält. Du biſt geſund, haſt Vermögen genug, laß dir dein Leben bekommen, es iſt bald genug aus, eh man ſich's verſieht; und es dankt dir's kein Teufel, wenn du jetzt deine beſten Jahre verkrimpelſt und verbuttelſt für nichts und wieder nichts,

blos weil dir was einredeſt. Ich kann dir in ſieben Worten all' meine Weisheit ſagen: für was man die Welt anſieht, das iſt ſie Einem. Wenn ich du wär', ich wollt' mir ein ander Leben herrichten. Ich wünſch' dir nur meinen Leichtſinn, den geb' ich dir nicht für deinen beſten Acker. Jetzt muß ich heim, es wartet ein Staatsmittageſſen auf mich, ein Herreneſſen, der König hat nicht mehr, es kommt in Allem nur darauf an wie man's anſieht: ich hab Geſottenes und Gebratenes. Die untern Kartoffeln im Hafen (Topf) die ſind geſotten, und oben wo das Waſſer einkocht iſt, da ſind ſie braten."

Man war am Hauſe Wendels angelangt und dieſer ging hinein.

Ein neues Familienglied.

Als Luzian heimkam, hörte er ſchon vor der Hausthür, daß die Frau Egidi's ein Töchterchen geboren hatte.

Aus der Küche trat ihm die ſporenklirrende Fidelität entgegen.

„Guten Tag Herr Doctor," ſagte Luzian.

„Guten Tag Herr Schwiegerſohn," lautete die Antwort.

Faſt möchte man's bedauern, daß in den zehn Tagen, die wir jetzt ſchon in dem Hauſe verweilen, im Dorfe Alles körperlich wohlauf war, wir lernen dadurch das heitere Naturell erſt jetzt kennen. Es iſt aber noch immer Zeit.

Der Doctor Pfeffer von G., ein junger Mann mit geröthetem Antlitz, das die Kreuz und die Quer durchſäbelt war, kam nie in's Dorf, ohne das Haus Luzians oder vielmehr die Ahne zu beſuchen. So oft man das Reitpferd des Doctors am Wirthshaus angebunden ſah und er nicht dort zu treffen war, ſuchte man ihn bei der Ahne auf, wo er ſcherzend und lachend ſaß. Die Leutſeligkeit und frohe Laune des luſtigen Bruders hatte ihn auf allen umliegenden Dörfern beliebt gemacht. Auf der Univerſität war der forſche Studio als der große Baribal hoch berühmt und angeſehen, ein Meiſter auf der Menſur und in der Kneipe. Er behielt ſich auch dieſe Würde faſt über das doppelte Quadriennium

hinaus. Endlich, als das ganze Vermögen verſtudirt war, ließ ſich der Menſurheld zum Examen einpauken, und halb aus wirklichem Glück, halb aus Rückſicht der Profeſſoren, die ihn endlich von der Univerſität los ſein wollten, beſtand er das Examen. Er ließ ſich nun in G. als praktiſcher Arzt nieder, erhielt bald darauf die Stelle eines Unteramtschirurgus und befleißigte ſich hauptſächlich der Dorfpraxis. Eine gewiſſe Geſchicklichkeit in der Operation, wozu ihn beſonders ſein Muth und eine handliche Fertigkeit befähigten, war ihm nicht abzuſprechen; er traute daher auch nur dem operativen Theile ſeines Berufes, von der neuen Errungenſchaft der innern Heilkunde beſaß er als weſentliches Ergebniß nur die Skepſis. Das praktiſche Leben faßte er oft wie die Fortſetzung einer ulkigen Studentenſuite. Reiten und Fahren, ſeine alte Liebhaberei, war jetzt ein Theil ſeines Berufes; das ging nun hin und her über Berg und Thal, und die Welt iſt ſo weiſe eingerichtet, daß es auch in dem kleinſten Dorfe, wo die Füchſe einander gut' Nacht ſagen, nicht an einem kühlen Trunk Wein fehlt, der ſpricht da mit demſelben Geiſte wie in der Geſellſchaft aller Weltweiſen. Wenn unſer Doctor noch ſo lange bei'm Glas geſeſſen, hielt er ſich doch immer feſt zu Pferde wie eine Katze, ja die Leute behaupteten, er ſei von Nachmittag an, das heißt, wenn er ſchon ein bischen angeriſſen war, noch weit geſcheiter und geſchickter als Arzt. Er trank unabänderlich nur halbe Schöppchen, damit der Wein allzeit friſch vom Faſſe komme. War das Fläſchchen leer, ſchlug er es mit einem Daktylus auf den Tiſch, und die Wirthe in der

ganzen Umgegend kannten dieſes Zeichen zum Auffüllen. Im Sommer gab es da und dort topfebene Kegelbahnen, wo unſer Arzt hemdärmelig mit einigen Pfarrern und ſonſtigen Honoratioren der edeln Kegelkunſt oblag. Mit allen Menſchen jeglichen Standes war er im beſten Einvernehmen, und man nannte ihn allgemein einen braven Kerl, denn er war gleich liebreich und unverdroſſen gegen Hülfeſuchende, Arme wie Reiche. Er, der als Studio über alle Schranken der bürgerlichen Einpfählung ſich hinweggeſetzt, hatte ſich damit auch, wie man ſagt, ausgetobt; er vertrug ſich jetzt mit allem Beſtehenden und deſſen Vertretern. Stimmte er auch manchmal mit ein in ſcharfen Tadel über dieſe oder jene Staatseinrichtung, ſo galt ihm das mehr zur Uebung ſeines Witzes und zur Verwendung eines Kraftausdruckes aus Olims Zeiten. Er war mit allen Beamten in dem Städtchen ſmollis, und ſtand mit allen Pfarrern des Oberamts auf gutem Fuß. Viermal des Jahrs communicirte er, wie ſich gebührt, und verließ am Abend vorher ſchon Punkt zehn Uhr das Wirthshaus.

So fehlte dem Doctor zu einem gemachten Manne weiter nichts als eine Frau, und in der That ſuchte er auch eine ſolche, aber ſie mußte reich ſein, mindeſtens ſo reich, daß man fortan bequem zweiſpännig leben konnte.

Kluge Leute behaupteten, er habe es auf Luzians Bäbi abgeſehen, und dieſe Annahme war nicht ohne Grund. Er war weit davon entfernt, daß ihm die Bildungsſtufe Bäbi's als ein Hinderniß erſchien; er verlangte von einer Frau weiter nichts, als daß ſie eine

gesunde Mutter, eine tüchtige Wirthschafterin sei, und ein erkleckliches Einbringen habe.

Luzian mit seinem heftigen Eifer für Umgestaltung des Lebens war ihm eine anziehende Erscheinung, und dem Bauersmann gegenüber hatte er wissenschaftliche Fettbrocken genug, um seinen einfachen Verstand damit zu spicken und so sich in Geltung zu setzen. Die Ahne, die er stets mit Heirathsanträgen neckte, war ihm von Herzen gut; so oft er kam, sie hatte ihm stets etwas über ihr Befinden zu klagen und zu befragen, er hörte es geduldig an und half ab. Ganz glücklich machte er sie einst, als er ihr das Bildniß Kaiser Josephs unter Glas und Rahmen überbrachte.

Paule allein wußte es, daß der Doctor auf einen förmlichen Heirathsantrag eine abschlägige Antwort von Bäbi erhalten hatte. Als sie Braut geworden, unterließ er seine Besuche dennoch nicht; vielleicht wollte er damit seine frühere regelmäßige Einkehr verdecken. Bäbi ging ihm stets aus dem Wege, sie meinte, er müßte ihr böse sein, weil sie ihn beleidigt habe; er wußte aber nichts von Groll. Das zeigte sein heutiges Thun.

Unser Doctor war Menschenkenner genug, um zu wissen, wie weich und empfänglich ein verlassenes Mädchenherz ist, wie halb Verzweiflung halb Sehnsucht leicht einen kühnen Freier aufnimmt; er erneuerte daher jetzt frischweg seinen Antrag bei Bäbi, aber mit so viel Schonung, daß die abweisende Antwort des Mädchens nur als zögernder Aufschub erscheinen konnte. Er hatte so eben, Bäbi's Hand fassend, ihr versprochen, nicht mehr von der Sache zu reden, bis sie selbst davon

anfinge. Es war als ob er mitten im Brande des Hauſes das verlaſſene Mädchen ſich erobern würde, als eben Luzian hereinkam; vor ihm ſcheute er ſich jetzt mit ſeinem Anerbieten hervorzutreten, er ging mit ihm nach der Stube und ſetzte ſich mit einer gewiſſen heimiſchen Art, die Luzian dahin mißdeutete, als ob er zeigen wolle, er thue dem geächteten Hauſe durch ſeinen Beſuch eine Ehre an.

Die Ahne hatte verweinte Augen, auch aus der Küche vernahm man durch das Schiebfenſterchen bisweilen das Schluchzen Bäbi's. Luzian bemerkte wohl, daß ſeine Raufhändel hier bekannt worden waren, aber er dachte ſtill: „Ihr müßt euer Theil eben auch haben.“

Das war jetzt ein Hausweſen, ſo verſtört und aufgeſcheucht, als ob es nie eine Heimat ruhiger Menſchen geweſen wäre.

Nach einer Weile ſagte Luzian: „Herr Doctor, kommet mit zum Egidi, ſehet einmal nach der Kindbetterin.“

Der Doctor beſtieg ſein Pferd und Luzian ging neben ihm her den Waldweg nach der Mühle. Luzian fühlte ſchwer, wie einem Menſchen zu Muthe iſt, der immer hin und her getrieben von einem Orte zum andern, nirgends eine ſichere Ruheſtätte und häusliche Erquickung hat.

Als die beiden Männer fort waren, kam Bäbi in die Stube und ſagte: „Ahne, Ihr dürfet den Doctor nicht ſo oft wiederkommen heißen, Ihr müſſet ihn nicht ſo in's Haus zeiſeln (locken).“

„Warum?“

„Denket nur, er hat mir heut' wieder was davon vorgeſchwatzt, daß er mich heirathen will, und es ſind noch nicht drei Tag', daß ich nicht mehr Hochzeiterin bin."

„Laß ihn ſeine Späß' machen, er iſt ein guter Menſch, und wir dürfen jetzt nicht alle Leut' aus dem Haus verſcheuchen, es läßt ſich ja ohnedem Niemand mehr ſehen. Gelt Bäbi, der Pfarrer hat deinen Vater gewiß zu den Raufhändeln gezwungen? Ich bleib' dabei: was mein Luzian thut, das iſt brav."

Unterdeß eilte Luzian mit dem Arzt der Mühle zu. An der Berghalde ſtieg dieſer ab und zog ſein Pferd am Zaume nach, um ſo gleichen Schrittes mit Luzian beſſer mit ihm reden zu können.

„Wie meinet Ihr Schwäher?" ſagte er, „wie wär's, weil ich doch die Ahne nicht heirathen kann, wenn Ihr mir das Bäbi zur Frau gäbet? Ich bleib' dann doch in der Familie und werde nicht verfremdet."

„Es iſt jetzt kein' Faſtnachtszeit."

„Was ich ſag', iſt ſo klar wie Klösbrüh und iſt mir grundbirnenernſt. Ohne Spaß, ich nehm' das Bäbi, wie es geht und ſteht und liegt. Der Paule giebt das Bäbi auf wegen der Pfaffengeſchichte, mir iſt das ganz Wurſt, im Gegentheil, die Tochter von einem Ketzer iſt mir noch was Beſonderes. Ich habe einen guten Freund von der Univerſität her, wir nennen ihn den Rollenkopf, der traut uns morgen, wenn Ihr einſtimmt."

„Weiß das Bäbi von Eurem Vorhaben?"

„Gewiß, ſie ziert ſich noch ein Wenig, aber ſie thät doch gern ſchnell Ja ſagen, wenn ſie ſich nicht vor der Welt ſcheute. Wenn Ihr ein Wort fallen laſſet, iſt die

Sache abgemacht. Nun? Stünde ich Euch nicht an als Schwiegersohn?"

„Ja, ja, warum denn nicht?" entgegnete Luzian. Er war fortan äußerst schweigsam, bis man am Bestimmungsorte anlangte; desto mehr redete der Doctor.

Auf der Mühle bekundete er die äußerste Sorgfalt für die Wöchnerin und das Kind, und da man einmal zur Apotheke schickte, verschrieb er auch noch eine schnellheilende Salbe für die Kopfbeule, die Egidi beim Falle erhalten hatte. Scherzend gratulirte er Egidi zu seinem neuen Schwager, als welchen er sich selbst vorstellte.

Unser Doctor hatte sich in ein seltsames Verfahren verrannt, bei dem eben so viel augenblickliche Laune als Berechnung war; er, der die Weise des Volkes so gut kannte, glaubte seine Brautwerbung doch in scherzhaftem Tone halten zu müssen; das schien ihm der derben Art seiner künftigen Schwägerschaft angemessen, und sollte ihn und sie über alle etwaige Peinlichkeiten und Erörterungen hinwegheben. Aus diesem Grunde verkündete er auch die Sache allen Frauen, die auf der Mühle anwesend waren; diese Offenkundigkeit mußte sowohl die Bedenken bei Bäbi heben, als auch zugleich sie fesseln, da man nun doch einmal allgemein davon redete. Unser Doctor irrte sich aber gewaltig. Er überschritt in seiner Burschikosität unbewußt die feine Grenzlinie, die zwischen Derbheit und Leichtfertigkeit gezogen ist; auch der vierschrötigste Bauer kennt diese wohl, und es beleidigt ihn, wenn so Viele, wie hier unser Doctor, um sich der volksthümlichen Denkweise anzubequemen, eine gewisse Rohheit in Ausdruck und

Behandlung ernſter Verhältniſſe annehmen. Um nicht gekränkt zu ſein, mußte Luzian die Angelegenheit entſchieden und wiederholt als Scherz auslegen.

Zwiſchen Egidi und ſeiner Mutter war eine wortloſe Verſöhnung eingetreten. Hier galt es zu helfen, und da war von Streit nicht mehr die Rede. Die Mutter wirthſchaftete lebendig im ganzen Hauſe, und Egidi kam mehrmals zu ihr in die Küche und ſagte, ſie möge nur ſich ſelbſt nicht vergeſſen, ſie möge ſich etwas Gutes bereiten, ſie allein habe zu befehlen und nicht die Schwiegermutter „und" ſetzte er in ſeltſamer Einfalt hinzu, „thuet nur, wie wenn Ihr in Eurem eigenen Hauſe wäret und nehmet Euch Alles ungefragt. Soll ich Euch klein Holz ſpalten? Ohne Antwort abzuwarten fing er an, und mußte fortgejagt werden, da die Wöchnerin nebenan jeden Schlag ſpürte und eben einſchlafen wollte.

Egidi ſprang und pfiff im Hauſe herum wie ein luſtiger Vogel auf dem Baume, der in die Welt hinein verkündet, daß jetzt eben ein junges Küchlein im Neſte die Augen aufſchlug.

Am andern Morgen ſtand Luzian nach faſt zwölfſtündigem Schlafe wohlgemuth auf. Die ganze Welt, die aus den Angeln ſchien, hielt ſich doch noch in ihrem Kreislaufe, und Luzian fühlte ſich wieder muthfeſt. Er pflügte den ganzen Morgen ohne Unterlaß draußen im Speckfelde, er empfand es ſtill, daß das doch eigentlich die Arbeit ſei, die er am beſten verſtehe.

Kaum iſt die Frucht vom Felde eingethan, ſo wird der Boden mit ſcharfem Pfluge wieder umgelegt, die

abgeſtorbenen Stoppeln werden entwurzelt und verwandeln ſich in neue Triebkraft, der aufgelockerte Grund iſt bereit, ſich von Sonnenſchein und Regen durchdringen zu laſſen, bis er neue Saat empfängt. Das Wachsthum des Menſchengemüthes gleicht nicht dem vergänglichen Halme, eher dort dem Fruchtbaume, der bleibt beſtehen und harrt neuer Frucht am ſelben Stamme.

Luzian fühlte ſich jetzt ſo wohl und heimiſch in ſeiner Arbeit, daß es ihm am liebſten geweſen wäre, wenn der ganze Handel mit dem Pfarrer ein Traum war.

Es iſt ein ganz Anderes, mitten in den gewohnten Lebensverhältniſſen einen Charakter ſtill ausbilden, als dann zum Kampfe heraustreten und unabläſſig in demſelben ſtehen.

Tauſende wünſchen jetzt den Krieg und ſagen: nur das kann von der fieberiſchen Aufregung erlöſen. Wer weiß, wie bald ſie ſich aus dem Leben im Feldlager heimſehnen würden. Der neue Kampf muß den Muth erfriſchen.

Als Luzian mit dem Pflug heimkehrte, begegnete ihm Egidi, der betrübt vom Pfarrhauſe kam.

„Was haſt?“ fragte Luzian.

„Vater,“ entgegnete Egidi, „Ihr müſſet aber nicht grimmig ſein, ich kann nichts dafür, ich hab' eben dem Pfarrer die Taufe von meinem Kinde angezeigt, ſie iſt nächſten Sonntag und es ſoll auch Kordula heißen wie die Ahne; und da hat mir der Pfarrer geſagt, daß nicht die Ahne und nicht Ihr und nicht die Mutter und nicht das Bäbi in die Kirch' kommen darf, ſei's als Gode oder als Taufzeuge; ihr ſeid Alle im Kirchbann.“

„Gut, gut," ſagte Luzian, „du haſt ja dein' Schwiegermutter und deine zwei Schwägerinnen."

„Nicht wahr, Vater, Ihr ſeid mir nicht bös? ich kann ja nichts dafür, und ich muß doch mein Kind taufen laſſen."

„Freilich, freilich, aber ich muß jetzt eſſen, ich kann ſchier nicht mehr lallen," ſo ſchloß Luzian und ſprang den Pferden nach, die ihm voraus heimgeeilt waren.

Bei Tiſche fragte Luzian den Victor: „Biſt wieder gern in der Schul' und wie geht dir's?"

„Ihr hättet mich nicht 'rausthun ſollen, wenn ich wieder 'nein muß," entgegnete Victor, „der Pfarrer hört alle Kinder ab in der Religionsſtund', und mich übergeht er, wie wenn ich gar nicht da wär'."

Luzian legte den Löffel ab, er konnte nicht weiter eſſen; er fühlte tief den Vorwurf des Kindes, indem er eine raſche That begonnen und ſich doch zur Nachgiebigkeit bequemen mußte. Dabei empfand er, wie tief kränkend ſolches offenkundige Uebergehen für ein gut geartetes Kind ſein mußte. „Es iſt vielleicht gut für ihn," ſchloß er in Gedanken, „er muß ſchon früh erfahren, wie die Pfaffen überall blutig anhacken, damit er um ſo bälder ein eigener Menſch wird, eh' er ſo alt iſt wie ich."

Ein Kind im Walde und ein Ruf im Munde der Menſchen.

Am Sonntag Morgen war es im Thalgrunde voll friſchen Thauduftes. Die Tannen an der Sonnenhalde rauſchten ſo geruhig im ſanften Morgenwind, und die mächtig großen Jahresſchoſſe, die ſie in dieſem Sommer angeſetzt, glitzerten und flimmerten. Der Bach floß arbeitsledig dahin, ſtill murmelnd wie ein vergnügter Spazirgänger; über ihm flog ein Schwalbenſchwarm in kühnen Bogen auf und nieder, es waren die Alten, die die Jungen im Fluge übten zur weiten Fahrt über's Meer. Bald ſenkte ſich die eine um die andere raſch hernieder, haſchte einen friſchen Morgentrunk aus dem Bache und reihte ſich ſchnell wieder ein in den ſchwärmenden Kreis; unten aus dem Bache ſchoſſen die Fiſche nach der Oberfläche und haſchten nach ſchwärmenden Mücken. Eine Goldammer ſaß auf der äußerſten Spitze des Kirſchbaumwipfels, ſang unaufhörlich hinein in den blauen Himmel und wetzte ſich immer wieder den Schnabel an dem Zweige, auf dem ſie ſaß. Ruhe und ſanfte Kühlung quoll aus Berg und Thal. Jetzt öffnete ſich die Hausthür an der Waldmühle, und heraus trat eine Frau, die ein mit weißen Linnen bedecktes Kind in beiden Armen vor ſich trug. Drei Frauen, mit Kränzen von künſtlichen Blumen auf dem Haupte, folgten ihr, und bald auch kam Egidi in ſeinem langen

blauen Rocke, den Hut in der Hand. Aus dem Stubenfenſter oben ſchaute ein Mädchen den Weggehenden nach; es war Bäbi, die bei der Wöchnerin zurückblieb. Die Frauen trugen das Kind durch den Wald hinan dem Dorf zu.

Da iſt ein Kind geboren auf der einſamen Waldmühle, fern von der großen Gemeinſchaft der Menſchen, und es wird hingebracht in die heilige Verſammlung, wo Alles ſich zuſammenfindet von den einſamen Gehöften, und ausgeſprochen wird, daß das Kind gehöre in den großen Bund der Menſchen, der es tragen und halten muß, damit es einſt ein lebendiges thatenreiches Glied deſſelben werde. Das Kind wird dann aus den Händen der Menſchheit wieder zurückgegeben in die Arme der Mutter, an deren Bruſt es gedeiht, bis es ſich ſelbſt ſeinen Weg ſucht und dann weiter ſchreitet in die Einigung der zerſtreut wohnenden Menſchen. Alle ſollen es wiſſen, daß ihnen ein Bruder, eine Schweſter geboren wurde, und die frommen Wünſche Aller ſollen es willkommen heißen, noch bevor es ſie hört und ſieht und verſteht. Was ſoll es nun aber heißen, den Teufel aus dem neugeborenen Kinde austreiben? O ſchmähliche Verirrung des Menſchenverſtandes!

Das waren die bald klaren, bald dunklen Gedanken, die an dieſem Morgen durch die Seele Luzians zogen. Er verließ das Dorf, das ihm die Kirche verſchloß, und ging dem Kind entgegen, hinab in den Wald. Als er dort die Frauen traf, zog er die Linnen weg von dem Antlitz des Kindes, und es ſchlug die großen blauen Augen nach ihm auf. Er legte ihm die Hand auf das

Haupt, in welchem er den Pulsſchlag fühlte. Er ſchüttelte den Thau von dem überhängenden Zweige einer Buche leiſe auf das Antlitz des Kindes und ſprach mit einer Stimme, die Aller Herzen erſchütterten: „Das iſt das ewige Weihwaſſer, mit dem ich dich begieße; werde rechtſchaffen und liebevoll, wie es deine Großmutter Kordula war, deren Namen du tragen ſollſt.“ Drauf ſchritt er raſch von dannen, und Niemand ſprach ein Wort, ja Niemand wollte es wagen ihm nachzuſchauen; nur die Schwiegermutter Egidi's hatte den Muth rückwärts zu ſehen, und ſie ſah wie Luzian vom Wege ab tief in den Wald hineinſprang . . .

Als man jetzt vom Dorf her Glockengeläute vernahm, ermahnte man ſich gegenſeitig zur Eile, damit man noch zur rechten Zeit komme. Als der Taufzug vor dem Hauſe Luzians vorüber kam, öffnete ſich kein Fenſter, Niemand kam zur Begleitung heraus.

Wir können dem Taufzug auch nicht in die Kirche folgen, wir müſſen nur ſo viel berichten, daß im ganzen Dorf an dieſem Sonntag über die traurige Taufe des Kindes geſprochen wurde, bei der die nächſten Anverwandten fehlten.

Wir müſſen Luzian in den Wald folgen.

Er hätte ſich gern in das dunkelſte Dickicht vergraben, in eine Höhle ſich verſenkt, nur um den Menſchen zu entfliehen; und doch zog es ihn wieder zu ihnen hin. Die Kirchenglocken tönten von allen Fernen und ließen das Rauſchen des Waldes nicht ſo vernehmlich werden wie in jener ſtillen Nacht. Vor dem Geiſte Luzians ſproßte ein neuer Wald auf. „Ich habe einmal

in einem Buch geleſen," dachte er, „daß irgendwo die Eltern bei Geburt eines Kindes einen Baum pflanzen. Wie ſchön müßte ſo ein Menſchenwald ſein, wenn das Jeder thäte, und die Gemeinde giebt einen Platz dazu her, und wenn der Menſch geſtorben iſt, und wenn der Baum keine Frucht mehr giebt, wird er umgehauen und zu etwas Nützlichem verwendet. Wie närriſch ſind doch die Leute, daß ſie glauben, es wäre etwas Höheres, wenn man aus einem Baum eine Kanzel, als wenn man einen Leiterwagen daraus macht; es iſt ja Alles gut, wenn's recht iſt. Und was für freudige Verſammlungen könnten ſein, von den lebenden Menſchen im grünen Menſchenwald!"

Luzian war jetzt in der Stimmung, um ſich in allerlei Schwärmerei zu verlieren, aber die Bande der Familie und des alltäglichen Wirkens hielten ihn feſt.

Trotz der weihevollen Art, mit der er das Kind im Walde getauft, war heute ſchon ein häßlicher Zornesmuth durch ſeine Seele gezogen. Die Frau war voll Jammerns und Klagens, ſie ſagte: „Mir iſt ſo bang, ſo furchtſam, wie wenn in der nächſten Minut' ein großer Schrecken über mich kommen müßt', wie wenn eine Axt nach mir ausgeholt wäre und mir jetzt gleich das Hirn ſpaltete."

Auf dieſe Rede hatte Luzian mit bitterem Wort entgegnet. Jetzt fiel ihm all' das wieder ein und er dachte: „Es iſt unrecht, daß du von den Deinigen Hülfe verlangſt in der Noth, im Gegentheil, du mußt ihnen Hülfe bringen, denn du haſt ihnen die Noth gebracht."

Mit verſöhnlichem Herzen kehrte Luzian heim. Er fand ſeine Frau gleich bereit, denn die Ahne hatte ihre Tochter ſcharf vorgenommen und ihr in's Herz gepflanzt, daß es jetzt gelte, die gelobte Treue zu bewähren; darum ſagte Frau Margret nach Tiſche: „Luzian, mach' nur, daß die Sache bei den Gerichten bald ein Ende hat, und dann wollen wir fort aus dem Dorf, ich geh' mit dir, wohin es ſei, nur fort; ich wollte, ich könnte auch all' die Menſchen aus meinem Gedächtniſſe vergeſſen, die jetzt ſo gegen uns ſind."

„Ja," ſagte die Ahne, „wenn das die Religion iſt, daß man Einen verſchimpfirt und Einem Dinge nachſagt, woran ſein Lebtag Keins gedacht hat, da will ich lieber gar kein' Religion."

Die Frauen hatten nämlich erfahren, daß man Luzian die gräßlichſten Unthaten nachredete. Man wollte in der Vergangenheit Belege für ſein gegenwärtiges Handeln finden, und Nichts war zu heilig, das man nicht antaſtete.

Es giebt Gedanken und Ausſprüche, die, ohne unſere Seele zu treffen, ſie doch ſo widrig beleidigen, wie wenn man nahe vor dem offenen Auge mit einer Meſſerſpitze hin- und herfährt. Wir ſcheuen uns faſt, es zu ſagen, aber es gehört mit zur Geſchichte: ſelbſt das Verhältniß Luzians zur Ahne wurde mit dem niedrigſten Geifer beſudelt. Niemand konnte ſagen, woher dieſe Nachreden kamen, man konnte die Urquelle nicht entdecken, ſie ſprangen aus dem Boden, da und dort; während man die eine verfolgte, brach die andere los.

Frau Margret eiferte über ihre Mutter, ſie hätte

Luzian nichts von dem Geſchwätz ſagen ſollen; aber die Ahne ſagte:

„Ich kenn' meinen Luzian. Wenn er auch alles Schlechte von den Menſchen weiß, er wird doch keinen Haß auf ſie werfen. Die Menſchen ſind mehr dumm als bös; den Kaiſer Joſeph haben ſie vergiftet, und dir Luzian möchten ſie gern dein gut Gemüth mit böſen Nachreden vergiften. Das geht aber nicht, gelt ich kenn' dich? Ich trag' dein Herz in meinem Herzen."

Luzian ließ ſich nun Alles erzählen: wie er ſchon lange im Geheimen lutheriſch ſei und verſprochen habe die katholiſche Kirche zu beſchimpfen, wie er die Waiſen betrogen, wie er dieſen und jenen zur Gant gebracht, um nachher deſſen Aecker aufzukaufen, und Hundertfältiges dieſer Art. Er hörte es mit Gleichmuth an. Ihm kam es vor, als ob man das von einem andern Menſchen ſagte; die Leute mußten ja ſelbſt wiſſen, daß Alles erlogen ſei, dennoch ſtellte ſich bei ihm ein Gefühl des Ekels und dabei eine ſtille, aber gründliche Verachtung ein. Er hatte es nie geglaubt, daß man es wagen könnte, ſeinen Namen mit derlei Dingen in Verbindung zu bringen. Auf der Straße faßte er Dieſen und Jenen an und ſagte: „Haſt auch ſchon gehört? ich bin ſchon lang ein geheimer Lutheriſcher? Ich habe die Waiſen betrogen, den und jenen in die Gant gebracht. — Die Verleumdung über das Verhältniß zur Ahne berührte er nicht, das war zu empörend. — Nun, was ſagſt du dazu?" ſchloß er in der Regel ſeine Rede.

Natürlich ward ihm selten ein so heftiger Zornesausbruch darüber kundgegeben, als er erwarten mußte.

„Freilich, hab's auch gehört, es ist schändlich, aber du kannst die Leut' reden lassen," so lautete in der Regel die Antwort.

Er rief manchmal zornig aus: „Du hättest dem in's Gesicht schlagen sollen, der so was über mich gesagt, und der Geschlagene wieder dem, der's ihm gesagt hat, und so wären wir zuletzt hinunter zu dem Maulwurf gekommen, der den Haufen aufwirft, und den hätt' man maustodt gemacht."

So erhaben sich auch Luzian über all' die Nachreden fühlte, so hatte er doch eine peinliche Empfindung darüber; ihm war's als ob das innerste Heiligthum seines Lebens von ungeweihten Händen berührt worden wäre. So muß es frommen Gläubigen zu Muthe sein, die ihr wunderthätiges Heiligthum aus den Händen ungläubiger Räuber unversehrt wieder erringen. Ein Gefühl der Trauer verläßt sie nicht, daß man so freventlich damit umgegangen.

Wie die Speise, die sich in unser leibliches Leben verwandelt, so geht es auch leicht mit allen Erlebnissen, die wir in einer Zeit gewinnen, in der wir von einem einzigen Gedanken beherrscht sind; sie verwandeln sich unversehens in einen Theil dieses Denklebens, so fremd und beziehungslos sie auch anfangs erscheinen mochten. Zum Erstenmal ging jetzt Luzian das Gefühl der Ehre in seiner Hoheit auf. Wohl hat sie ihre tiefste Wurzel in der Selbsterhaltung, aber eben dieser Ursprung tritt in ihr geläutert auf. Sich selbst ehren und Alles so thun,

daß man dies könne, das ſchließt die höchſte Tugend in ſich. Spricht aber die Religion nicht gerade aus, daß wir Alles zur Ehre Gottes thun müſſen? Wohl, Alles zur Ehre des unvertilgbaren Heiligthums, das in uns gepflanzt iſt. Warum lehrt die Religion immer und vorzugsweiſe, ſich ſelbſt gering achten? „Lernet euch ſelbſt ehren, möchte ich den Menſchen zurufen, du biſt König und Prieſter, ſo du das Heiligthum der Ehre in dir auferbaueſt und rein erhältſt.“

Luzian hatte wieder ſeine volle Kraft gewonnen, und ſiegesmuthig ſchritt er über die gewohnte Welt dahin. Aus dem Bewußtſein heraus lernte er die alte Welt auf's Neue gewinnen und beherrſchen.

Ich bin der ich bin.

Der Oberamtmann hatte durch ſeine Magd, die Tochter Wendels, Luzian auffordern laſſen, dieſer Tage einmal zum Verhör zu kommen. Er ließ ihn abſichtlich nicht durch den Schultheiß entbieten, und dieſe freundliche Schonung that Luzian im Innerſten wohl. Er ging daher andern Tages nach der Stadt. Der Amtmann nahm Luzian aus der Kanzlei mit hinauf in ſeine Privatwohnung. Dort ließ er Kaffee machen, ſchenkte Luzian ein und ſagte: „So, wenn Sie rauchen wollen, ſteht's Ihnen frei, wir wollen die Sache leicht abmachen; erzählen Sie mir den Hergang noch einmal und ich will das Protokoll aufſetzen.“

Luzian war anfangs betroffen über dieſe ſeltſame Abweichung vom ſtrengen Amtston, er ließ ſich's aber auch gern gefallen. Er erzählte nun die Geſchichte von der Predigt und ſeiner Gegenrede.

„Das kommt mir jetzt ſchon vor, als ob es vor hundert Jahr' geſchehen wär',“ ſchloß er.

„In vergangenen Zeiten,“ entgegnete der Oberamtmann, „war dies allerdings auch oft der Fall, die Geiſtlichen mußten ſich Widerſpruch und Einrede gefallen laſſen, aber jetzt freilich paßt das nicht in die Kirchenordnung. Es iſt ſchrecklich, wenn man bedenkt, daß wir unſer Lebenlang unſere beſte Kraft dazu aufwenden müſſen, das Unnatürliche, das unſerer Seele aufgekünſtelt wurde, herunterzukratzen und am Ende

wird's doch nie mehr ſo rein, und da und dort haftet ein fremdartiger Fleck. Was für andere Menſchen müßten aus uns Allen werden, wenn man der Natur ihr freies Wachsthum gönnte. Wie alt ſind Sie jetzt, Luzian? Da ſteht's ja im Protokoll, 51 Jahre. Iſt's nicht himmelſchreiend, daß wir um ſo viel Lebensjahre betrogen werden."

„Ja," ſagte Luzian, „man möcht' oft unſerm Herrgott böſe werden, daß er die Wirthſchaft da ſo mit anſieht."

Der Oberamtmann ſah dem Redenden ſtaunend in's Geſicht, faßte ſeine Hand und ſagte: „Wie? glaubt Ihr denn noch wirklich an ihn?"

Luzian zuckte und zog unwillkürlich ſeine Hand zurück, indem er betroffen entgegnete: „Ich verſteh' Sie nicht, was meinen Sie? wie?"

Ernſt lächelnd entgegnete der Oberamtmann: „Ich meine Gott."

Luzian ſah auf, ob nicht die Decke einfalle, und der Oberamtmann fuhr fort: „Dieſes Wort iſt nur ein Schall für Etwas, von dem wir Nichts wiſſen; weil wir ſo viel Elend, Ungleichheit und Ungerechtigkeit in der Welt ſehen, ſo denken wir uns ein unſichtbares Weſen, das Alles ſchlichtet und in's Gleichgewicht bringt; aber wenn ein Ruchloſer vom Blitz erſchlagen wird, ſo ſagen wir oder vielmehr die Pfaffen: das iſt der Finger Gottes. Wird ein Rechtſchaffener getroffen, ſo heißt es dagegen: die Wege des Herrn ſind unerforſchlich. Das Eine wie das Andere iſt nichts als Stümperei und Redensart. Weil wir ſo viel Verkehrtheit in der

menſchlichen Geſellſchaft ſehen, ſo erdenken wir uns ein Jenſeits, in welchem das Böſe und das Gute vergolten werden ſoll, und das iſt doch weiter nichts, als daß wir uns die läſtigen Fragen vom Hals ſchaffen. Nein, wer zur Vernunft gekommen iſt, braucht keinen Gott und keine Unſterblichkeit.“

Dieſe letzten Worte waren wie fragend ausgeſprochen, aber Luzian antwortete nicht; ſein ganzes Antlitz war in ſtarrer Spannung, und der Oberamtmann fuhr fort:

„Wer tiefer in die Welt hineinſieht, der erkennt, daß Alles Nothwendigkeit iſt, daß es keinen freien Willen giebt. Ich habe keinen freien Willen, ſondern wenn ich genau hinſehe, muß ich Alles thun, was ich zu wollen ſcheine, und das Weltall hat auch keinen freien Willen, der gegen die Geſetze in ihm herrſchen könnte, denn das wäre Gott. Freier Wille in uns und Wunder in der Natur iſt ganz daſſelbe. Was ich jetzt thue, daß ich jetzt ſo mit Euch rede, das iſt die nothwendige Folge einer endloſen Kette von Urſachen, von Ereigniſſen in mir und mit mir, denen ich gehorſamen muß; weil Alles in der Welt Nothwendigkeit iſt, darum liegt in dieſer ſchon was man Strafe und Lohn nennt, eingeſchloſſen. Der Eine fügt ſich in ſein Schickſal, weil er es als den unabänderlichen Willen Gottes, der Andere, weil er es als eine unabänderliche Nothwendigkeit erkennt; es kommt am Ende auf Eins heraus. Wir müſſen ſtill halten, Sonnenſchein und Hagelwetter über uns kommen laſſen, und am Ende wieder tüchtig die Hände rühren; denn das, was man Gott

nennt, thut Nichts für uns, wir müſſen's ſelber thun. Nicht wahr, ich bin Euch noch nicht in Allem ganz deutlich?"

„Nein, aber nur eine Frage: warum ſind Sie denn rechtſchaffen, wenn's keinen Gott giebt und keine Vergeltung? Es iſt doch oft viel angenehmer, ein Bruder Lüderjan zu ſein?"

„Wie ich Euch ſchon ſagte, das, was uns wahre Freude macht, iſt auch das Gute, alles Andere iſt ein ſchneller Schnaps, bei dem das Brennen nachkommt. Ich thue meine Pflicht, nicht, weil ſie mir von Gott geboten iſt, ſondern weil ich ſie mir ſelber auferlege und ſie feſthalten muß zur Selbſtachtung. Wenn ich meine Pflicht vernachläſſige, verliere ich die Ehre vor mir ſelbſt, und wenn ich einem Menſchen, wie man's nennt, über meine Pflicht hinaus Gutes erzeige, ſo thue ich an mir ſelbſt faſt noch mehr Gutes, als an dem, der die Wohlthat empfängt. Daß ich weiß, den Armen erquickt mein Stück Brod, das thut mir oft wohler, als dem, der es kaut. Seitdem ich an keinen Gott mehr glaube, ſeitdem bin ich, wie man's nennen möchte, noch viel demüthiger geworden. Alles was ich bin, das iſt eine Nothwendigkeit, und Alles, was ich thue, iſt meine Schuldigkeit, ich habe nicht Ehre, nicht Lohn, nicht Dank von Jemand anzuſprechen. Luzian, ich könnte bis morgen nicht fertig werden, wenn ich Alles darlegen wollte. Ich rede ſo offen zu Euch, weil ich vor Euch Reſpect habe. Entweder hat ſich Gott einmal geoffenbart und thut es noch fort in ſeinen geſalbten Prieſtern, oder Gott hat ſich nie geoffenbart, und wir haben gar nichts nach alle dem zu fragen,

was man bisher geglaubt hat. Drum ſage ich: entweder muß man ein guter Katholik ſein und Alles hinnehmen, wie man es überliefert bekömmt, oder friſch über Alles hinweg, jeder ſein eigener Prieſter und Heiland. Entweder katholiſch oder gottlos. Meint Ihr nicht auch?"

„Nein, das mein' ich nicht," rief Luzian laut, ſich erhebend, „das letzte Wort, das Ihr da geſagt habt, hat der Pfarrer auch geſagt, es iſt aber doch nicht wahr. Kann ſein, ich bin nicht ſtudirt genug, aber da gilt keine Gelehrſamkeit. Sehen Sie, Herr Oberamtmann, ich hab' mir in dieſen Tagen mein ganzes Leben zurückgedacht, da hab' ich geſehen, es iſt der Finger Gottes, eine väterliche Fürſehung darinnen. Hundert Sachen, die ich grad am ungernſten than hab', und die ich als mein größtes Unglück angeſehen hab', die ſind mir zum beſten geworden; unſer Herrgott hat gewußt was daraus wird, ich aber nicht. Das ewige Leben? ja, das kann ich mir nicht vorſtellen, weil ich an keine Hölle glaube und auch nicht weiß, wo der Himmel iſt. Jetzt lebe ich einmal ſo, daß wenn es kommt, ich auch nicht davon laufe. O lieber Mann, Sie ſind ein guter Mann! Wenn ich's nur machen könnt', daß Sie mit mir glauben, wie eine väterliche Hand, die wir nicht ſehen, uns führt. Das thäte Sie doch oft tröſten, wo Ihre geſcheiten Gedanken zu kurz ſind und nicht hinlangen. Guter Mann, ich habe einen Sohn von zweiundzwanzig Jahren und noch zwei kleine Kinder unter dem Boden liegen. Wenn man ſo ein Grab offen ſieht, unſer eigen Herz mit hineingelegt wird, da geht Einem eine neue Welt auf."

Die Stimme Luzians ſtockte, er konnte vor innerer Rührung nicht weiter reden. Eine Weile herrſchte Grabesſtille in der Stube. Ja den beiden Männern kam es ſelber vor, als wären ſie außerhalb dieſer Welt in ein Jenſeits verſetzt.

Der Oberamtmann verſuchte es nicht mehr, ſeinen eigenen Denkproceß in Luzian anzufachen, er empfand eine gewiſſe heilige Scheu, dieſe innige Gläubigkeit anzutaſten: „und“ ſetzte er ſtill für ſich hinzu, „nur dieſe vermochte es vielleicht, den Kampf mit dem Pfaffenthum aufzunehmen.“

Traut, wie zwei Freunde, die ſich mit ihrer Standes- und Familienſonderung außerhalb der Welt befinden, beſprachen die Beiden ſich noch mit einander, und als der Oberamtmann darauf kam, daß einzig in Amerika die wahre Religionsfreiheit herrſche, indem es dort geſtattet iſt, zu keiner Kirche zu gehören, oder ſich eine beliebige neue zu geſtalten, da wurde das Auge Luzians größer; wie von unfaßbarer Stimme wurden ihm jetzt die Worte ſeiner Frau zugerufen: „Wenn wir nur fort wären aus dem Ort“ — aber er konnte den Gedanken doch noch nicht faſſen.

Luzian öffnete ſein ganzes Herz und erzählte, welche namenloſe Pein er überſtanden habe, indem er ſich vom alten Herkommen frei machte.

„Ich möchte lieber ein ganzes Jahr Tag und Nacht im Zuchthaus ſitzen und Woll' ſpinnen, als das noch einmal durchmachen,“ ſchloß er.

„Allerdings hatte ich da ein viel glücklicheres Loos,“ erzählte der Oberamtmann, „mein Vater war ein voll-

kommen freiſinniger Mann, der ohne allen Zuſammenhang mit der Kirche lebte. Wenn eines von uns Kindern einen Fehltritt beging, faßte er es beinahe mit doppelter Liebe, und nahm es mit ſich auf ſeine Arbeitsſtube; dort ſuchte er uns zur Einſicht des Fehlers zu bringen, und wir mußten darauf eine Stunde ruhig bei ihm verweilen. Ich verließ die Stube nie ohne tiefe Erſchütterung. — Meine Mutter war katholiſch und ging regelmäßig nach der Kirche, ich hörte oft davon reden, war aber noch nie dort geweſen. Ich erinnere mich ganz deutlich des erſten Eindruckes, den ich davon erhielt, ich war damals ſechs Jahr alt. Eines Sommermorgens, wir wohnten in einem Garten vor dem Thor, lag ich mit meiner zwei Jahre älteren Schweſter im Graſe, und wir ſchauten Beide hinauf in den blauen Himmel, an dem auch nicht ein einzig Wölkchen war. Wir hatten gehört, daß die Sterne beſtändig am Himmel ſtehen, auch am Tag, wir wollten ſie nun ſehen. Ich wurde gerufen, ich durfte mit meiner Mutter zur Kirche gehen, ich war voll Seligkeit und brennenden Verlangens. In der Kirche aber befiel mich plötzlich ein unnennbares Heimweh, eine drückende Angſt, ein Bangen nach einem Stück meines blauen Himmels; dieſe dicken Mauern, dieſe Lichter am Tage, die Orgel, der Weihrauch, die ſteinerne Kühle, Alles machte mich faſt weinen, und ich war wie in der Gefangenſchaft zuſammengepreßt. Ich lebte erſt wieder auf, als ich im Freien war und meinen blauen Himmel ſah. Von jenen Kindestagen an hatte ich nie mehr ein Verlangen nach der Kirche; die väterliche

Erziehung und eigene Forſchung ſtellten mich ſo, daß ich kaum Etwas abzuſtreifen hatte."

Luzian horchte betroffen auf, er ſchaute hier in eine Lebensentfaltung, von der er keine Ahnung gehabt hatte, von der er nie gedacht, daß ſie in der Welt bereits vorkäme.

Mit der heimlich ſtillen Erquickung, die wir immer empfinden, wenn ein ganzes Herz ſich erſchloſſen, ſchieden die beiden Männer von einander. Luzian hatte dabei noch die Empfindung, daß er dem Oberamtmann, der doch ein ſo hochſtudirter und angeſehener Mann war, einen heiligen Funken in's Herz gelegt habe. Der Oberamtmann aber hielt an ſich. Wie er die Unbarmherzigkeit der reinen Conſequenz in ſich walten ließ, ſo machte er dieſe auch unbedingt gegen andere Menſchen geltend; dadurch erſchien er vielfach ſchroff und ſchonungslos. Er wußte das, und ſagte dagegen oft: „Nicht ich bin hart und unbeugſam, ſondern der Gedanke iſt es; alle die Gemüthlichkeiten und anmuthenden Gewöhnungen müſſen fallen, wenn ſie vor der Schärfe der abſoluten Erkenntniß nicht beſtehen können." Dennoch hielt er heute plötzlich an ſich. Vorerſt erſchien es ihm, als ob er unwillkürlich in ſeine unvolksthümliche Auffaſſungs- und Anſchauungsweiſe verfallen wäre, die Furcht vor ſeiner oft gerügten Vornehmigkeit kam dazu; und als jetzt Luzian die Erſchütterungen des ganzen Menſchen am Grabe aufrief, ſollte er den thränenſchweren Blick des Redenden auf Abſtractionen lenken? Darum erzählte der Amtmann hierauf einen Zug aus ſeiner Jugendgeſchichte, er wollte dadurch deutlicher

werden; aber alles dieß erſchien im Erzählen und vor Luzian doch faſt wie eine entſchuldigende Erklärung ſeines jetzigen Standpunktes.

Heute zum Erſtenmal vergaß Luzian bei einer Anweſenheit in der Oberamtei, die Tochter Wendels, die hier als Magd diente, zu fragen, ob ſie nichts heimzubeſtellen habe. Er erinnerte ſich deſſen noch auf der Straße vor dem Hauſe, aber er kehrte doch nicht mehr zurück.

Mit vormals ungeahntem, gehobenem Gefühle ſchritt er heimwärts durch den Wald. Seine Wangen glühten, alles Leben regte ſich mit Macht in ihm. Es war nichts Beſtimmtes, was ihm ſo mit namenloſer Entzückung die Bruſt hob, es war ein Gefühl der Freudigkeit, daß es ihm oft war, er ſpränge dahin wie ein junges Reh, während er doch gemeſſenen Schrittes einherging. Er ſchaute einmal halbverworren auf, ob er denn nicht wirklich dort vor ſich herſpringe, wie ein unſchuldvolles, jauchzendes Kind.

Das war eine Stunde, in der ſich den Menſchen Geſichte aufthun, die ſie ſelber nicht faſſen können, wenn ſie wieder zur Ruhe gelangt ſind.

Jetzt trat Luzian aus dem dichten Walde in eine Wieſenlichtung, die ſogenannte Engelsmatte. Der Abend ſtand eben mit ſeinem goldenen Lichte über den Wipfeln der Bäume, die vielfarbigen Blumen und Gräſer ſogen ſtill den herniedertriefenden Thau ein, und die Heimchen zirpten, wie wenn die Blumen und Gräſer ſelber laut jauchzten über die friſche Erquickung. Am jenſeitigen Ende der Waldwieſe ſtand ein junges Reh vor

einer weißen Birke, die ſich zu den dunkeln Tannen geſellt hatte; das Reh äſte und ſchaute oft auf. Luzian blickte an ſich hernieder, und in ihm ſprach's die wunderſamen Worte: „Du biſt ein Menſch! Du ſchweifeſt hin über dieſe Welt voll Blumen und Thiere, und du haſt Alles, und du haſt mehr, du haſt dich ſelbſt. Was iſt mir geworden aus all meinem Kampfe? Ich hab's errungen, ich bin der ich bin, kein fremdes Weſen mehr, das die Gedanken anderer Menſchen hat, frei, treu und wahr in mir. Jetzt kann ich getroſt hinziehen über dieſe Welt. Ich bin der ich bin."

Die nächtigen Schatten legten ſich über Wald und Wieſe, durch die ein Menſch hinſchritt, hellflammend und in ſich leuchtend . . .

Als Luzian nach Hauſe kam, ſagte er zu ſeiner Frau auf der Hausflur: „Heut' mach mir was Gutes zu eſſen und laß mir einen guten Schoppen Wein holen, mir iſt ſo wohl wie mir noch nie im Leben geweſen iſt."

Der „weltsmäßige Hunger," von jenem Sonntage nach der Predigt, hatte ſich dieſesmal noch geſteigert bei ihm eingeſtellt.

Die Frau gab keine Antwort, ſie ſchlug den thränenſchweren Blick auf und rang verzweiflungsvoll die Hände.

Das iſt das unerfaßliche, tauſendfältige Getriebe des Weltlebens, das macht uns oft den Ausblick in's Geſammte zu einem Wirrſal, daß während ein Menſch hier hoch hinanſteigt, dort ein anderer hinabſinkt, während die Pulsſchläge eines Herzens ſich hier verdoppeln, dort ein anderes ſtill ſteht. Der Menſch lebt nicht für

ſich allein, und es iſt ihm nicht gegeben, rein aus ſeinem eigenen Kern ſich weiter zu entwickeln.

Dort am Waldesrande neben der weißen Birke wird das Reh nicht urplötzlicher vom heißen Blei des Jägers getroffen und bricht nicht zuckender zuſammen, als Luzian von dem erſchüttert wurde, was in der höchſten Freudigkeit ſeiner Seele ſich ihm aufthat.

„Die Mutter! die Mutter!“ klagte die Frau, und als er hineinging in die Kammer, wo viele Weiber verſammelt waren, ſah er bald, wie es um die Ahne ſtand. Sie hatte geſchlummert und erwachte jetzt. Sie hieß mit ſchwerer Stimme Luzian willkommen, und fragte ihn: ob er denn aus dem fernen Lande ſchon zurück ſei? Dann rief ſie ihre Tochter und ſagte: „Halt' feſt an meinem Luzian, halt' feſt wie ſeine rechte Hand. Du weißt, Margret, wie es mit Eheleuten ſteht, die nicht . . .“ ihre Stimme ſtockte, und nach einer Weile fuhr ſie fort: „Ich vergeb' dir, Chriſtian, du haſt's doch gut gemeint; jetzt kommt mein Vater und der kaiſerliche Rath.“

Die Frauen umdrängten Luzian und ſagten: man müſſe den Pfarrer holen. Luzian entgegnete, die Ahne habe ihm in geſunden Tagen ausdrücklich geſagt, ſie wolle keinen Pfarrer; endlich aber willfahrte er doch den Bitten und Thränen, zumal man ihm vorſtellte, es werde zu neuen Verleumdungen Anlaß geben; man werde die Ausſage der Ahne nicht glauben, und er habe nur ein Recht, mit ſeiner eigenen Seele zu machen, was er wolle, nicht mit der der Ahne. Luzian gab endlich nach.

Ein Gang in's Pfarrhaus.

Wir haben Luzian auf Schritt und Tritt ſo unabläſſig begleitet, daß wir uns faſt ausſchließlich in ſeinem Hauſe einbürgerten. Jetzt wird es uns faſt ſo ſchwer wie dem Luzian ſelbſt, nach dem Pfarrhauſe zu gehen.

Das acht Fenſter breite Haus hat an der Straßenſeite keinen Eingang, wir müſſen über den eingefriedeten Raſenplatz an der Kirche und dort an der verſchloſſenen Thüre klingeln.

Wir ſchreiten über einen bedeckten Gang, ſtehen nochmals vor einer verſchloſſenen Thür, die ſich aber durch einen Zug von innen öffnet. Wie friedſam und ſtill iſt es hier; Treppe und Hausflur ſind ſo rein wie geblaſen, die Wände ſind ſchneeweiß getüncht; kein Ton ließe ſich hören, wenn nicht ein weißer Spitzhund bellte, den ein großes, ſtattliches Frauenzimmer, halb bäuriſch gekleidet, zu beruhigen ſucht. Das ganze Haus ſteht da wie eine ſtille Klauſe, mitten im lärmenden Getriebe der Menſchen. Es iſt ein Anbau an die Kirche und es ſcheint ſich darin zu wohnen, ſo andächtig ſtill, als wohnte man in der Kirche ſelbſt. Schüttle den Staub von den Füßen und wandle durch die Reihe der Zimmer, ſie ſind alle weiß getüncht, ſpärlich mit Hausrath verſehen, denn es hat keine familienhafte Gemeinſamkeit hier ihre Stätte. Nirgends liegt da oder dort eines jener hundertfältigen Werkzeuge des Haushaltes in anheimelnder Zerſtreutheit umher. Alles hat ſeinen

gemeſſenen Ort und ſcheint feſt zu ſtehen, wie die großen braun lackirten Kachelöfen. Eine gewiſſe Oede liegt in der dünnen Luft. Die Schlöſſer an den Thüren gehen hart. Ein Crucifix iſt die einzige Verzierung jeden Zimmers, nur in dem vorletzten, in das wir jetzt treten, wo das Bett mit drüber gebreiteter weißer Decke ſteht, hängen außerdem noch Steinzeichnungen der Evangeliſten, und zu Häupten des Bettes das Bildniß des Papſtes Pius IX. in ſchwarzem Rahmen. Jetzt endlich treten wir in die tabaksdampferfüllte Studirſtube. Wir treffen hier eine außerordentliche Anzahl von Büchern, denn unſer Pfarrer gehört zu denen, die neuerdings mit dem Proteſtantismus um die Palme der Wiſſenſchaft ringen. Nicht umſonſt hat er ſchon auf der Univerſität den theologiſchen Preis gewonnen durch eine Abhandlung über das Verhältniß der Neuplatoniker zu den Chriſten. Schon früh am Morgen treffen wir ihn vollſtändig angekleidet in ſeiner Studirſtube, denn er hat, wie ſich's gebührt, nüchtern die Meſſe geleſen und ſein Tagewerk wäre nun eigentlich vollendet, wenn er nicht ſelbſt ſich ein neues auferlegte. Er iſt von dem entſchiedenſten Eifer beſeelt, thätig an mehreren Zeitſchriften, und verfolgt mitten im Kleingewehrfeuer derſelben mit Eifer alle Erſcheinungen im Gebiete theologiſcher Literatur. Selten wird dieſe Morgenſtille von der Anmeldung einer Taufe oder ſonſtiger Amtshandlung unterbrochen. Nur manchmal macht ſich der Pfarrer plötzlich auf und überraſcht den Lehrer in der Schule mitten im Unterricht. Am Mittagstiſch ſitzt er ſtill bei ſeiner Schweſter, die ihm durch die Vermittelung der Magd das Leben in

allen Häuslichkeiten zuträgt. Erſt gegen Abend geht der Pfarrer aus, und obwohl von ſtreng aſcetiſcher Richtung, weiß er doch nirgends anders hinzugehen als in's Wirthshaus. Dort ſitzt er im Geſpräche mit Gemeindegliedern, die ſich ihm nähern und mit zufällig eingetroffenen Bekannten, oder auch oft allein. So vergeht ein Tag um den andern. Er hat keine lebendige Verbindung mit den Dorfbewohnern, er iſt nur auf den Ruf der Vorgeſetzten hierher gefolgt und morgen bereit, an einem andern Orte die Lehre zu verkünden und die Weihe zu vollziehen.

Seit geraumer Zeit aber iſt der Pfarrer voll Unruhe. Die Landeszeitung lieferte alwöchentlich fortlaufende Aufſätze über die höhere und niedere Kirchenverwaltung. Dieſe Darſtellungen zeugten von genaueſter Kenntniß des ganzen Mechanismus und enthielten epigrammatiſche Spitzen, die offenbar beſtimmte Perſönlichkeiten und Vorkommniſſe treffen mußten. Nur eine geweihte Hand konnte hier die Feder geführt haben. Die Geſchichte Luzians bildete nicht unbedeutenden Anlaß zu den ſchärfſten Ausfällen. Trotzdem dieſe Aufſätze unter Cenſur erſchienen waren, erließ dennoch der Biſchof ein Umlaufſchreiben, in welchem er die ganze Kleriſei des Sprengels aufforderte, mit Bekräftigung des Prieſtereides in einem anliegenden Reverſe zu bezeugen, daß ſie weder mittelbare noch unmittelbare Urheber jener Aufſätze ſeien. Dieſes geheime Umlaufſchreiben, gleichfalls wenige Tage nach deſſen Erlaß in derſelben Zeitung als Beweisſtück der Kirchentyrannei veröffentlicht, erregte gewaltige Aufregung unter Prieſtern und Laien

Unſer Pfarrer war ſchon mehrere Tage mit ſich im Kampfe, was er zu thun habe. Er war weit entfernt von dem Widerſtreben Vieler, die dem Biſchof das Recht abſprachen, einen ſolchen Revers zu verlangen und ſich nun deſſen weigerten, trotzdem und weil ſie ſich ihrer Unſchuld bewußt waren; im Gegentheil, unſer Pfarrer war von ganz anderen Bedenken in Schwankung gebracht. Vorerſt zuerkannte er dem Biſchof das volle Recht ſeiner Maßnahme, ja er behauptete, daß Jeder, der um die ſkandalſüchtige Urheberſchaft wiſſe, verpflichtet ſei, frei aus ſich heraus ſolche anzuzeigen, und: du ſollſt den Namen Gottes deines Herrn nicht vergebens ausſprechen. Wer um eine Sache weiß und zugiebt, daß ein Anderer einen unnöthigen Eid ſchwört, macht ſich dieſes Vergehens ſchuldig. Unſer Pfarrer kannte den Urheber nach ſeiner zuverſichtlichen Ueberzeugung. Mußte er dieſen nicht kund geben und allen unnöthigen Eidſchwur und alle Aufregung niederſchlagen?

Daß der Urheber ſein Freund war, daß er ihn daran mit Beſtimmtheit erkannte, weil in den Aufſätzen Ausdrücke gebraucht waren, die der Freund mehrmals in vertraulicher Rede im Munde geführt, durfte ihn das abhalten, den beſchworenen Eid des Prieſtergehorſams zu brechen?

Nur Eines that unſerm Pfarrer aufrichtig leid und erfüllte ihn mit längerem Bedenken. Er hätte gewünſcht, daß ſeine eigene Angelegenheit im Dorf nicht in jene Aufſätze verflochten wäre, damit ihn Niemand niedriger Rachſucht oder ſonſtiger unlauterer Motive zeihen könnte.

Dies war der Punkt, wo ſeine ſonſt feſte Verfahrungsweiſe in Schwanken gerieth. Aber die ſo nahe liegende Furcht vor Mißdeutung erfüllte ihn bald mit neuem Kampfesmuth. „Wie?“ ſagte er, „ſoll ich unterlaſſen, was Eid und Gewiſſen mir befiehlt, weil ich dadurch in falſches Licht gerathen kann? Grade deßhalb muß ich's deſto zweifelloſer über mich nehmen. Was wäre die Erfüllung der Pflicht, wenn ſie kein Opfer koſtete?“

Mit fliegender Feder ſchrieb er die Denunciation an das biſchöfliche Amt nieder, und unmittelbar darauf einen Brief an Rollenkopf, worin er ihm offen ſein Verfahren geſtand, damit er niemand Anders als ſeinen Angeber im Verdacht halte. Rollenkopf ließ dieſen Brief ohne Erläuterung oder Bemerkung einfach in der Landeszeitung abdrucken. Wenige Tage darauf war er ſeines Amtes entſetzt.

Es gab wohl Manche, die den Heldenſinn unſeres Pfarrers und ſeine Großthat lobten, noch weit mehr aber fand man darin jene Starrheit und jenen Verrath an Allem, was die unbedingte Tyrannei erheiſcht. Ja ſelbſt die Frommen, die die That lobten, konnten doch nicht umhin, einen gewiſſen Abſcheu gegen den Thäter zu empfinden. So verwirrt und uneins iſt unſre Zeit, daß man auf allen Seiten Thaten wünſcht, die man ſelbſt nicht vollziehen möchte.

Unſer Pfarrer war nun Gegenſtand des öffentlichen Streites in allen Blättern, und dies war der Hauptgrund, warum er die Schlägerei Luzians nicht bei den Gerichten anhängig machte, ſondern auf alle Weiſe zu vertuſchen ſuchte. Es mußte ihm darum zu thun ſein,

ſo gerecht und ſchwer gekränkt er auch dabei erſchien, doch nicht entfernt mit Thatſachen genannt zu werden, die einen Makel im Rufe laſſen, faſt in der Weiſe wie die blauen Mäler, die er noch auf den Armen und an der Stirne davon behalten hatte. Ein Geprügelter iſt immer in einer mißlichen Lage; ſo himmelſchreiend unrecht ihm auch geſchah, das gemeine Handgemenge ſchon zieht herab. Unſer Pfarrer mußte und wollte ſich auf ſeiner idealen Höhe erhalten.

Eben jetzt ſaß der Pfarrer nachdenkend in ſeiner Stube. Er hatte das Zeitungsblatt in der Hand, welches berichtete, daß Rollenkopf, weil er nicht genügende Subſiſtenzmittel nachweiſen konnte, aus der Hauptſtadt nach ſeinem Heimathsorte verwieſen ſei. Da klingelt es. Sonſt hätte wer da wolle Einlaß begehren können, unſer Pfarrer ließ ſich nie ſtören, er wartete ruhig die Meldung ab. Jetzt ſprang er unwillkürlich an's Fenſter. Er meinte Rollenkopf müſſe da ſein. Er ſchaute hinaus und erblickte zu ſeinem Erſtaunen den Luzian, der ſo ausſah, daß man nicht wiſſen konnte was er vorhatte. Der Pfarrer trat daher raſch auf die Hausflur und fragte: „Wer iſt da?“

„Ich bin's, der Luzian.“

„Was giebt's?“

„Herr Pfarrer, ich komm' nicht, es kommen nur meine Worte; machet ſchnell, gleich, es iſt wegen der Leute, ſie bringen Neues gegen mich auf; kommet ſchnell, gleich, eilet; mein' Bäbi iſt ſchon zum Meßner gelaufen.“

„Was denn?“

„Meine Schwiegermutter liegt im Sterben.“

„Der Luzian darf nicht dabei ſein, wo die letzte Oelung ertheilt wird.“

„Nicht? und wenn ſie während Dem ſtirbt?“

„Nicht. Der Luzian haßt unſern Glauben.“

„Ich will ja fort von Haus bleiben, machet nur ſchnell; die Ahne will Euch auch nicht, die Weiber wollen's.“

„So? und ich ſoll Spott treiben laſſen mit dem Heiligthum, weil ſich der Luzian vor dem Gerede der Menſchen fürchtet?“

„Reden wir nicht mehr lange,“ entgegnete Luzian außer ſich vor Angſt. „Die brave Frau kann allein ſterben, und braucht Euch nicht. Gott iſt unſer Prieſter. Ihr ſollt nur ſein Handlanger ſein, ſein Arm, der noch den Kelch des Lebens reicht den Lippen, die zum Letztenmal zucken.“

„Was Kelch? ſo verrathet Ihr Euch; wer reicht den Kelch? Ihr wißt wohl wer?“

„Herr Pfarrer, ich weiß nicht was ich red'. Mit aufgehobenen Händen bitte ich Euch, es druckt mir das Herz ab; kommet, ich bitt' Euch tauſendmal um Verzeihung, wenn ich Euch was Leids than hab.“

„Mir hat Luzian nichts Leids gethan; ſeine Teufel haben aus ihm geſprochen und ſeine Teufel haben ihm die Hände geführt.“

„Herr Pfarrer, dazu iſt jetzt keine Zeit. Kommet mit! wer weiß —“

„Ich geh nicht mit dem Luzian, ich werde allein kommen.“

Luzian eilte ſchnell heimwärts; es war ſtill auf der Flur und in der Stube. Er fand nur noch die todten Ueberreſte der Ahne.

Der Pfarrer hatte noch während des Ankleidens erfahren, daß es zu ſpät ſei; er kam nicht.

Die ganze Nacht war Luzian ſtill und redete faſt kein Wort. Am andern Morgen war er heiter und wohlgemuth, und die Leute erkannten immer mehr und mehr in ihm einen hartgeſottenen Gottesleugner.

Die Ahne wurde ohne Glockengeläute in ungeweihte Erde begraben.

Ein junger Mann weinte große Thränen an ihrem Grabe. Es war Vaule, der von Althengſtfeld herübergekommen war, ſich ſtill dem Zuge anſchloß und ſtill, ohne mit Jemanden zu reden, heimkehrte.

Das Herz Bäbi's erzitterte, als ſie ihn ſah; aber ſie wandte alle Gedanken von ihm zurück und ſchickte ſie der Entſchlummerten nach.

Nicht mehr daheim.

Im Hauſe Luzians war's oft öde, als ob auf einmal alle Ruhe und Anſäſſigkeit daraus entflohen wäre. Wenn ſonſt Alles in's Feld gegangen war, ſo blieb doch die Ahne zu Hauſe und jeder Rückkehrende erhielt einen freundlichen Willkomm. Jetzt blieb ſowohl Bäbi als die Frau nur ungern allein daheim; ſie konnten da eine gewiſſe Bangigkeit nicht los werden, ſie glaubten die Stimme der Ahne in der Nebenſtube hören zu müſſen. Aus dem Dorfe fand ſich gar kein Beſuch mehr ein, das Haus Luzians war wie ausgeſchieden. Kam auch zum Feierabend bisweilen noch der Wendel, ſo hatte Luzian ſtets Heimliches mit ihm zu reden.

Dagegen kam der Doctor öfter, und ſeine Theilnahme war in der That eine innige. Bäbi war jetzt immer froh wenn er kam, denn er erheiterte Luzian und brachte ihn oft zum Lachen, während dieſer ſonſt immer ernſt und nachdenklich einherging. Bäbi wußte nicht was das zu bedeuten habe, daß der Vater mit einer gewiſſen Feierlichkeit faſt tagtäglich Haus und Stall und Scheune durchmuſterte, da und dort Alles neu in Stand ſetzte, während das Haus doch ſo wohlbehalten war, daß, wie Wendel einſt ſagte, man es dem Nagel an der Wand anmerke, daß er ſatt iſt. Auch ſprach der Vater oft davon, daß er doch die ſchönſten Aecker in der ganzen Gemarkung habe, und Bäbi wußte nicht, was er damit wolle; ſie und die

Mutter zerbrachen ſich oft den Kopf darüber, und wenn die letztere es wagte, ihren Mann offen zu fragen, erwiderte er: „Du haſt den erſten Gedanken gehabt. Du wirſt bald Alles erfahren. Man kann die Streu nicht ſchütteln, ſo lang man im Bett liegt.“

Wenn nun der Doctor öfter kam, verließ Bäbi die Stube nicht mehr, ſie blieb vielmehr da und freute ſich, wie herzlich der doch fremde Mann der Ahne gedachte, und wie harmlos er an Allem Theil nahm. Ja ſie wagte es öfter mit drein zu reden, und Luzian ſah ſie manchmal verſtohlen an, in Gedanken den Kopf wiegend, ob er wohl da ſeinen Schwiegerſohn vor ſich habe.

Der Herbſt kam raſch herbei, und Luzian ließ außergewöhnlich ſchnell abdreſchen. Er nahm die doppelte Anzahl Dreſcher von ſonſt, und half vom Morgen bis zum ſpäten Abend mit; dann ließ er ganz ungewohnter Weiſe alles Korn vermeſſen, ehe man es auf den Speicher brachte. Er wollte ſogar das Heu abwiegen laſſen, wenn das nicht zu viel Mühe gemacht hätte.

Wenn die ganze Familie beiſammen war, ſchwebte ſeit dem Tode der Ahne ein verſöhnter Geiſt unter ihnen.

Gleich Tags darauf hatte die Frau zu Luzian geſagt:

„Seitdem die Mutter todt iſt, iſt es mir grad, wie wenn ich dir jetzt erſt von Neuem in ein fremd' Haus gefolgt und mit dir allein wäre. Lach' mich nicht aus, ich hab' ſo Heimweh wie ein Mädle nach der Hochzeit. Mein' Mutter iſt nicht da, ich hab' ſie ſonſt Alles fragen können und war allfort daheim.“

„Du biſt auch mein junges Weible, und jetzt geht erſt eine neue Hochzeit an," entgegnete Luzian.

„Ja," fuhr die Frau fort, „ich möcht' jetzt alle Stund' bei dir bleiben, mich an deinen Rock hängen wie ein Kind an die Mutter, ich möcht' dir überall nachlaufen."

So hatte ſich ein neuer, inniger Anſchluß feſtgeſetzt zwiſchen beiden Eheleuten, die ſchon das zweite Geſchlecht aus ihrer Ehe aufwachſen ſahen.

Ein Scheidebrief durchſchnitt jetzt das neugeeinte Leben.

Am Mittag, gegen Ende Oktober, kam ein großes Schreiben mit einem großen Amtsſiegel aus der Stadt. Luzian wendete das Schreiben mehrmals hin und her, ohne es zu eröffnen, er ahnte wohl ſeinen Inhalt; dennoch durchfuhr ihn ein Schreck als er jetzt las. Er ſchaute rechts und links über ſeine Schulter, ob Niemand da ſei, der ihn faſſe. In der Zuſchrift ſtand, daß Luzian wegen freventlicher Störung des Gottesdienſtes zu ſechs Wochen bürgerlichem Gefängniß verurtheilt ſei. Da ſtand's in wenigen Worten; das war ſchnell geſagt, aber wie viel einſame trübe Stunden, Tage und Nächte waren darin eingeſchloſſen.

Luzian rief Bäbi und ſeine Frau in die Stube; er faßte die Hand der letzteren und ſagte: „Margret, es iſt jetzt alles im Haus im Stand, ich muß auf ſechs Wochen verreiſen, nein, offen will ich dir's ſagen, gelt', du biſt ruhig und geſcheit? Denk' an dein' Mutter! Alſo da ſteht's, ich muß wegen der Pfarrersgeſchichte auf ſechs Wochen in den Thurm."

Bei dem letzten Worte schrie die Frau gellend auf, aber Luzian beruhigte sie und Bäbi sagte: „Ich geh' zum König und thu' einen Fußfall; das darf nicht sein. Lieber Gott! darf man so einen Mann einsperren wie einen Nichtsnutz? Sie müssen sich ja schämen."

„Jetzt sei ruhig, Bäbi," entgegnete Luzian, „ich muß geduldig über mich nehmen, was da draus kommt, daß ich die Wahrheit gesagt hab'. Denk' nur, wie viele Menschen den Tod haben darüber leiden müssen."

Bäbi faltete still die Hände, und drückte sie an ihre hochklopfende Brust.

Luzian wollte schnell seine Strafzeit vollführen.

„Man muß es machen wie die Ahne gesagt hat," bemerkte er, „man muß bei der Arznei, die man einmal schlucken muß, die Nas' zuhalten und schnell hinunter mit."

Er ordnete noch Alles rasch im Hause, und andern Tages schnürte er sich ein kleines Bündel, ritt nach der Stadt und stellte sich dem Oberamt zur Abbüßung. Der Oberamtmann rieth ihm, doch an das Kreisgericht zu appelliren; der Doctor, der zugegen war, sagte: er wolle ihm ein Zeugniß geben, daß eine Gefängnißstrafe ihm bei seiner Blutfülle und Korpulenz eine Krankheit zuziehe; Beide aber bestanden darauf, daß er antrage, das Gefängniß möge in eine Geldstrafe verwandelt werden. Luzian aber weigerte sich dessen und verlangte, nach seiner Zelle geführt zu werden.

„Ich hab' immer glaubt," sagte Luzian, „mein' Sach' wird criminalisch. Wenn mein' Sach', wie ich seh, nicht vor das öffentliche Schlußgericht kommt, so

will ich meine Strafe, und jetzt, ich kann nicht mehr warten, bis nach einem halben Jahr eine andere Resolution kommt. Ich steh' mit einem Fuß im Steigbügel, ich habe beim öffentlichen Verfahren noch einmal vor aller Welt aussprechen wollen, was uns die Pfaffen anthun; damit sie alle, gute und schlechte, aufgeknüpft werden, wenn auch ein paar brave dabei sind? sie verdienen's doch, weil sie noch Geistliche bleiben; ich laß es jetzt sein, ich bin der Mann nicht, der der Welt helfen kann. Zuerst muß ich jetzt noch in's Loch und dann 'naus zum Loch."

Der Oberamtmann und der Doctor führten nun Luzian selber in sein Gefängniß; sie blieben nur eine Weile bei ihm, dann wurde die Thür geschlossen und er war allein.

Bald nachdem er einige Stunden im Gefängnisse saß, kam ihm dieses doch ganz anders vor, als er gedacht hatte. Eine seltsame Lust hatte ihn rasch zur Abbüßung der Strafe greifen lassen, er war sein Lebenlang noch nie Tage und Wochen mit sich allein gewesen; er glaubte, Alles müsse in ihm besser geschlichtet und geebnet werden, wenn er einmal so ungestört, von der ganzen Welt nichts wissend, in sich selbst hinabstiege; denn da drinnen war es bei alledem noch wirr und kraus. Auch empfand er eine eigenthümliche Wollust darin, unverdiente Strafe abzubüßen; das gab ihm noch mehr Recht, sein Lebenlang gegen die Pfafferei zu kämpfen.

Wenn der Luzian von heute auf den der vergangenen Monate hätte zurückschauen und ihn lebendig

in allem ſeinem Thun erblicken können, er hätte ſich gewundert über den, der jetzt zu ſolchen ganz ungewöhnlichen Gelüſten und Behaben gekommen war.

Nachdem er eine Weile auf der Pritſche geruht, erhob er ſich plötzlich, und ſein Blick ſchweifte an den Wänden umher und — wie ſeltſame Verlangen ſteigen oft plötzlich in der Seele auf — er wollte in einen Spiegel ſchauen, um ſein Ausſehen zu betrachten. Lächelnd gewahrte er, daß dies Stück Hausrath nirgends an den kahlen Wänden ſich vorfand. Wozu ſollten auch die Gefangenen deſſen bedürfen? Sie erſcheinen vor Niemand, ſie können mit ſich machen was ſie wollen. „Ich möcht' nur einmal ein anderer Menſch ſein und mich von weitem daher kommen ſehen, wie ich da herumlaufe, und was für ein Burſch ich eigentlich bin, wie man mich anſieht, was man von mir hat, ob man mich gleich für einen ehrlichen Kerl hält, ſo bei den erſten paar Worten. Warum weiß ich jetzt, wie mein Margret ausſieht und der Wendel und der Doctor und der Pfarrer, und wenn ich malen könnt', könnt' ich ſie dahin malen; und mich ſelber hab' ich doch auch genug geſchaut und ich weiß doch nicht, wie ich ausſeh' . . . Mein Herz und meine Gedanken kenne ich auch nicht ſo, ich meine, ich kenne die von anderen Leuten viel beſſer, und doch kann und muß ich mich auf mich allein am beſten verlaſſen . . . Was Reue! Es iſt nichts nutz, wenn man uns allfort ſagt, das und das hätteſt du beſſer machen müſſen, oder wenn man ſich ſelber vorſchwatzt, ich möcht' um ſo und ſo viel Jahr jünger ſein; nichts da, an dem läßt ſich

nichts mehr beßteln und machen, heut, heut iſt geſattelt. Wenn Gott ſagt: heute, ſagt der Teufel: morgen und der Pfaff ſagt: geſtern."

Dieſe letzten Worte ſprach Luzian mit den Lippen, aber ohne Stimme; es ſchien faſt als bete er ein ſtilles Gebet.

Wie ſchwer ſteigt ſich's hinauf die Gedankenhöhen und hinab die Tiefen, wenn immer ein Gedanke ſich auf den andern thürmt und plötzlich kollernd wegwollt. Es bedarf da eines feſten Steigers und kecken Springers. Luzian ſchaute zu dem vergitterten Fenſter hinaus und horchte auf die verſchiedenen Sangesweiſen der über und unter ihm Eingekerkerten. Es kam ihm jetzt unfreundſchaftlich vor, daß der Doctor und der Amtmann ihn ſo bald verlaſſen und ſeit ſo langer Zeit nicht wieder beſucht hatten. Mußten ſie nicht immer draußen auf Schritt und Tritt dran denken, daß er hier einſam eingekerkert ſei? Konnten ſie das nur einen Augenblick vergeſſen?

Armer Menſch, der du glaubſt, dein Schickſal werde von einer andern Bruſt in der ganzen Ausbreitung ſeiner Folgen getragen.

Es wird Abend, die Thür knarrt, die Riegel werden heftig zugeſchlagen, der Gefängnißwärter tritt ein, ihm folgt Bäbi mit einem Hängekorb am Arm. Sie ſagte ihrem Vater einfach: „guten Abend" und ließ keinerlei heftige Kundgebung merken; dann erzählte ſie, daß Egidi mit ſeiner Frau und den Kindern während des Vaters Abweſenheit bei der Mutter wohne, ſie ſelber bleibe nun beim Vater und habe durch den

Doctor die Erlaubniß vom Oberamtmann bekommen, ihrem Vater Gesellschaft zu leisten.

„Wer hat dich an den Doctor gewiesen?“ fragte Luzian.

„Niemand, ich bin von selber zu ihm gangen, die Ahne selig hat Recht gehabt, er ist gespässig, aber doch ein grundbraver Mensch, er ist gleich mit mir zum Oberamtmann.“

Luzian fixirte seine Tochter scharf, und zog dabei die Brauen ein. Nach einer Weile sagte er wieder:

„Ja, du kannst doch aber nicht da schlafen?“

„O da ist schon für gesorgt; ich schlaf' bei des Wendels Agat, die beim Oberamtmann dient, die Madam hat mir's schon erlaubt.“

Jetzt fühlte Luzian doch, daß es Herzen außer uns giebt, deren Pulsschlag der unsere ist.

Von nun an war Bäbi fast den ganzen Tag beim Vater, sie spann fleißig an der Kunkel, während Luzian in den Büchern las, die ihm der Amtmann und der Doctor gegeben hatten. Das Lesen ward ihm doch schwer; das war kein Geschäft für ihn, Morgens beim Aufstehen, Mittags wieder und Abends noch einmal. Er hielt es in Einem Zuge kaum länger als eine halbe Stunde aus, und wenn er dann wieder begann, las er das Alte noch einmal, weil es ihm vorkam, als ob er's nicht recht verstanden habe.

„Es ist etwas anderes, wenn das Lesen ein Schleck (Leckerbissen), als wie wenn es ein Geschäft ist. Guck, deßwegen habe ich mich auch im Stillen immer davor gefürchtet, einmal Landtagsabgeordneter zu werden. Ich

bin nicht ſo dumm, ich red' auch gern mit drein, wie man den Staat und die Gemeinde und wie man die Geſetze einrichten ſoll; aber das kann ich nur, wenn ich den Tag über geſchafft hab'. Wenn ich ſo im Ständehaus, in dem großen Saal, bei den vielen Menſchen vier, fünf, ſechs Monate ſitzen und weiter Nichts thun ſollte als ein' Tag wie den andern von neuen Geſetzen, von den Finanzen und von all dem hören und da mitreden: mir ging der Trumm (Faden) aus."

So ſagte Luzian zu ſeiner Bäbi. Bäbi übernahm es nun oft, dem Vater vorzuleſen. Ein Buch beſonders war es, das Luzian mächtig anzog und über das er viel ſprach: es war das Leben Benjamin Franklins und deſſen kleinen Aufſätze.

„Ich geb' das Dutzend Evangeliſten und die großen und kleinen Propheten drein für den einzigen Mann," ſagte Luzian einmal.

Der Doctor und der Oberamtmann kamen bisweilen gemeinſam, und erſterer noch öfter allein. Da gab es dann manche gute herzſtärkende Geſpräche, bei denen Bäbi ſtill zuhorchte. Die Art des Doctors hatte etwas beſonders Wohlthuendes. Man ſah es wohl, auch der Oberamtmann bemühte ſich, ſeine innere Leutſeligkeit kund zu geben, aber er war und blieb doch etwas bockbeinig, wie es der Doctor einmal nannte. Dieſer dagegen war harmlos luſtig, er hatte ſich im Ton nicht erſt herunter zu ſpannen; ſein Benehmen gegen Bäbi war ein durchaus unbefangenes, als ob er nie Anſprüche auf ſie gemacht hätte, und nie Etwas

zwiſchen ihnen vorgefallen wäre. In der That betrachtete er die Sache als längſt abgethan und erledigt, und eben dadurch gewann Bäbi eine gewiſſe verwandtſchaftliche Zutraulichkeit zu ihm, wie zu einem Vetter. Das geſtand ſie ihm einmal, und er nannte ſie ſeitdem nicht anders als „Jungfer Bäsle“.

Luzian betrachtete oft im Stillen ſeine Tochter und den Arzt. Sollte ſich da wirklich eine entſchiedene Neigung feſtſetzen? Das kam ihm bei ſeinem Vorhaben ſehr in die Quere und doch griff er nicht ein.

Die Hälfte der Strafzeit war noch nicht um, als Luzian alle Bücher ſatt hatte, und gar nichts Gedrucktes mehr leſen konnte. Er hatte zu viel Bücher auf Einmal bekommen, das war gegen alle Gewohnheit von ehedem, und als ihm das eine nicht mundete, verſuchte er es mit einem zweiten und ſo mit einem dritten; es gelang ihm dadurch nicht mehr, mit dem alten Appetit zu einem angebiſſenen zurückzukehren. Er blätterte darin, wollte da und dort einen Brocken holen, und legte endlich das Ganze weg.

Es war Bäbi auch lächerlich, wie vielleicht vielen Anderen, aber Luzian ließ ſich nicht davon abhalten: er ſetzte ſich zu ſeiner Tochter an die Kunkel und lernte mit ihr den Flachs ſpinnen. Das war eine kleine Arbeit und allerdings nicht geeignet für einen Mann von ſo kraftvollem Baue wie Luzian, aber es war doch eine Arbeit; man hatte dabei nicht mit dem Kopf zu thun wie immerfort beim Leſen. Bäbi ſagte oft, ſie thäte ſich die Augen ausſchämen, wenn ein Menſch ſähe und wüßte, daß ihr Vater an der Kunkel ſitzt

und ſpinnt; aber Luzian gewann eine wirkliche Freude an dieſem Thun, das ihm die Tage und Abende verkürzte, und wenn er ſo bei ſeiner Tochter ſaß und mit ihr ſpann, wie er es bald meiſterlich verſtand, ſo konnte er auch viel beſſer reden, als wenn er ſo arbeitsledig war. In den Stunden, in welchen Vater und Tochter an Einem Rocken ſpannen, war es oft, als ob ſtrahlende Seelenfaden ſich aus Einem Urquell hervorzögen zu einem heiligen Gewebe.

Luzian ging ſo weit, daß er einmal zu Bäbi ſagte: „Ich hab's gar nicht gewußt, daß du . . . nicht ſo dumm biſt.“

„Ja, ich hätt' ſollen ein Bub werden, ich wollt' der Welt was aufzurathen geben,“ ſagte Bäbi keck.

Dieſe Tage des Gefängniſſes wurden ſo für Bäbi die ſeligſten.

Wenn Jemand die Treppe heraufkam, oder ſich irgend eine Thür im Gefängnißthurm bewegte, ließ Bäbi nicht ab, bis der Vater ſchnell von der Kunkel aufſtand. Sie riß dann den Faden ab, damit Niemand etwas von der gemeinſamen Arbeit merke. Nur die Mutter, die zum Beſuche ihres Mannes kam, erfuhr von Luzians heimlicher Thätigkeit.

Auch ein neuer Beſuch wiederholte ſich bald täglich.

Es geſchieht wohl oft, daß im Abſcheiden aus altgewohnten Verhältniſſen wir erſt jetzt Perſonen und Beziehungen entdecken, die nun erſt unſerer Erkenntniß oder unſerem Leben ſich nahe ſtellen. Eine neue Hand faßt dich, und eine ungewohnte hält dich mit ungeahntem innigem Drucke. Wir ſcheiden aus dem alten

Leben, das im letzten Momente ein unbekanntes neues geworden.

Der Pfarrer Rollenkopf, dem Luzian nur Einmal im Walde begegnet war, suchte diesen jetzt im Gefängniß auf. Mit ihm vereint wollte er eine neue Gemeinde um sich schaaren und dem alten Kirchenthum entgegentreten. Er fand ungeahnten Widerstand. Er hielt Luzian vor, daß damit nichts gethan sei, wenn er sich selbst von der Kirche lossage, das sei kaum ein Splitter, der sich von dem gewaltigen Baue losbröckele, der Bau selber spüre nichts davon, er stehe in sich fest; es gelte darum, den Baum von innen heraus zu sprengen durch Bildung von Genossenschaften. Luzian erwiderte:

„Das Menschengeschlecht hat's jetzt seit so und so viel tausend Jahren probirt mit dem Zusammenthun in Glaubensgemeinschaften und Kirchen, und was ist dabei herauskommen? Ihr wisset's besser als ich. Jetzt mein' ich, probirt man's einmal so lang ohne Kirchen und Gemeinden; schlimmer kann's in keinem Fall werden."

Als der Pfarrer ihm ein andermal eindringlich vorstellte, er möge doch der Hülflosen, der Leidenden und Kranken gedenken, denen ein geläuterter Glaube und die ewige Wahrheit im Worte Gottes Trost und Labung gewähre — entgegnete Luzian kurz:

„Arznei aus der Apotheke ist keine Kost für Gesunde."

Nicht immer jedoch war Luzian gegen Rollenkopf so scharfschneidig gekehrt, vielmehr fühlte er sich meist angeglüht von dem edeln Feuereifer des jungen Mannes,

dem noch dazu eine gewiſſe Schwermuth anhaftete, weil er ſich Vorwürfe darüber machte, daß er nicht früher und nicht freiwillig mit der Kirche gebrochen habe; er hätte dann ſeine Gemeinde, die ihm damals noch treulich anhing, mit ſich aus der Kirche geführt.

Aber nicht nur der Pfarrer, ſondern im Verein mit ihm bisweilen auch noch der Oberamtmann und der Doctor, ergingen ſich bei Luzian im Gefängniſſe in den tiefſten Erörterungen über Religion und Kirche. Der Amtmann ſagte einmal, es ließe ſich ein neuer Phädon daraus geſtalten, wenn man nur einen Schnellſchreiber zur Hand hätte. Sehr oft verliefen ſich die Geſpräche in ſolche geſchichtliche und philoſophiſche Erörterungen, daß Luzian ſtill zuhörend wenig thätigen Theil daran nahm. Bäbi hörte gleichfalls mit der größten Anſtrengung zu, eroberte aber nicht viel dabei.

Luzian gewann eine innige Liebe zu Rollenkopf, und ſprach mit ſeiner Bäbi oft davon. Dieſe aber war ſtill, denn mitten unter den religiöſen Debatten war dem excommunizirten Pfarrer ein neues Leben aufgegangen. Mit dem tiefſten Schreck bemerkte Bäbi an den Blicken Rollenkopfs und an einzelnen Worten, daß er ihr anders zugethan ſei als ein Beichtvater einem Beichtkinde, und trotzdem ſie Beide außerhalb der Kirche ſtanden, ſah ſie in Rollenkopf doch ſtets den geweihten Prieſter.

Einſt paßte Rollenkopf die Zeit ab, als Bäbi aus dem Thurm nach dem Amthauſe ging, und geſtand ihr offen, daß er ſie heirathen, und ſie zur neukatholiſchen Pfarrerin machen wolle. Bäbi glaubte in den

Boden zu ſinken, und antwortete raſch: „Ich heirath' gar nicht."

Sie eilte zu ihrer Freundin, der ſie aber nicht zu bekennen wagte, was ein Pfarrer ihr geſagt.

Wieder hatte Rollenkopf einmal den Heimgang Bäbi's in's Amthaus abgepaßt, aber auch der Doctor kam, und Beide begleiteten ſie nun. Bäbi kam's gar wunderſam vor, ſolche Herren zu Begleitern zu haben. Sie berichtete das des Wendels Agath', und dieſe ſagte: „Die Beiden wollen dich heirathen und dein reiches Gut dazu; du biſt auch eine recht anſtändige halbe Wittfrau. Der Doctor ſucht ſchon lange nach ſo Einer, weil ihn die Mädle nicht mögen und der Pfarrer braucht eine Ketzerin; aber ich hab' dir ſeit geſtern zu ſagen vergeſſen, daß des Paule's Vater geſtorben iſt."

„Das wird dem Paule doppelt weh thun, es muß Einem ſchrecklich ſein, wenn Eines wegſtirbt, mit dem man oft im Zank und Hader geweſen iſt."

„Es giebt Leut', die anders denken," ſagte Agath', „denen iſt's im Gegentheil gerade Recht, wenn ſie ſo einen Polterteufel los ſind. Jetzt iſt der Paule und ſein Haus noch einmal ſo viel werth. Was meinſt jetzt?"

„Ich heirath' gar nicht," erwiderte Bäbi.

Die kluge Tochter Wendels entgegnete: „Wenn das Wort eine Brück' ſein ſollt', da ging' ich auch nicht darüber, die bricht ein."

Bäbi ging in ihre Kammer, und was ſie längſt abgethan glaubte, erwachte auf's Neue, und preßte ihr ſtille Thränen aus.

Die Befreiung.

Endlich kam der Tag der Befreiung; und als Luzian zum Erstenmal auf der Straße war, reckte er sich und sagte:

„Guten Tag Welt! bald b'hüt dich Gott.“

Alte Welt, Gott gesegne dich,
Ich fahr' dahin gen Himmelrich;

sang es wieder in ihm.

Im Lamm war Egidi mit dem Fuhrwerk, aber noch Andere waren da, der Wendel und der Paule, der einen Flor um den Arm trug.

„Schwäher,“ sagte Letzterer, „ist's wahr, Ihr wollet nach Amerika?“

„Ja.“

„Nehmet Ihr mich mit, wenn mich das Bäbi wieder mag?“

Luzian schaute auf seine Tochter, die hoch erglühend die Augen niederschlug.

„Wie?“ sagte Luzian, „red' du Bäbi, sag' Ja oder Nein.“

Bäbi schwieg.

„Wenn du nicht Nein sagst, so nehm' ich's für Ja.“

Bäbi preßte die Lippen heftig zusammen, als fürchte sie, daß ihr Mund Nein spräche.

Paule löste die Lippen bald zu seligem Kusse.

Auf der fröhlichen Heimfahrt erzählte nun Paule,

wie ſein Vater von dem Pfarrer umgarnet war, und wie er auf deſſen Betrieb die Brautſchaft aufgekündigt hatte. Auch in ihm lebte der heftige Zorn gegen das Pfaffenthum, wenn er gleich noch lange nicht auf Luzians Standpunkt angelangt war.

Jetzt faßte Luzian die Hand ſeines Sohnes Egidi und ſagte: „Komm her, du kannſt mir eine große Wohlthat erzeigen, ich hab' eine Bitte an dich; willſt du?“

„Wenn's in meinen Kräften iſt, ja.“

„Nun gut, gieb mir den Victor mit, ich will ihn halten, wie wenn du es wärſt; ich will auch von dir was bei mir haben.“

Egidi nickte bejahend, er konnte nicht reden. —

Wer am Himmelsbogen ſäße und mit Einem Blick überſchauen könnte das gewaltige Drängen und Treiben aus der alten Welt heraus nach einem Daſein, in welchem die Menſchen frei ihr Leben geſtalten, dem böte ſich ein Anblick voll Jammer und voll Erhebung.

Den Ortspfarrer traf Luzian nicht mehr im Dorfe; er war wegen ſeiner beſonderen Talente und ſeines Eifers zum Rector eines neuerrichteten Knabenſeminars für Prieſter, der „geiſtlichen Cadettenanſtalt“ wie ſie in jenen Zeitungsberichten genannt war, berufen worden.

In der Zeitung ſtanden am ſelben Tage zwei große Bauerngüter mit Schiff und Geſchirr ausgeboten; es waren die Luzians und Paule's.

Mit tiefem Herzeleid ſah Luzian ſein ſorgſam gepflegtes Gut zerſchlagen in fremde Hände übergehen.

Als er Abſchied nehmend mit ſeinem Paſſe zum

Oberamtmann kam, übergab ihm dieſer ein Buch zum Andenken. Es war ein Wegweiſer für deutſche Auswanderer.

„Ich habe auch einige Worte hineingeſchrieben,“ ſagte der Oberamtmann.

Luzian las dieſelben, nickte mit dem Kopfe, reichte ihm die Hand und ſagte: „Das iſt ein ſchönes Gleichniß aus der Bibel; Gleichniſſe laſſ' ich mir gefallen, wenn auch die Geſchichte nicht wahr iſt.“

In dem Buche aber ſtand:

Man ſoll nicht auswandern wie der eigenſüchtige Rabe aus der Arche Noah, der draußen bleibt, wenn's nur ihm wohlergeht; man ſoll auswandern wie die ausgeſchickte Taube, die heimkehrt mit dem Oelzweig, verkündend: daß die Sündfluth ſich verlaufen hat.

Rebacked
S. Holl. & a
8/2001